



Var. 370 $\frac{lb}{(2}$.

77



<36607753000014



<36607753000014

Bayer. Staatsbibliothek



Var. 3701

Kleine Schriften

von

David Friedrich Strauß.

Neue Folge.

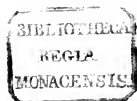
Strauß
K. Schrift

Berlin.

Verlag von Franz Duncker.

1866.

25 g. schwarz



Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Vorwort.

Der Sammlung Kleiner Schriften, die ich vor vier Jahren herausgegeben, lasse ich hier eine neue folgen, die ihrer Hauptmasse nach aus bisher ungedruckten Arbeiten besteht.

Auch hier wie in der früheren Sammlung wiegt das biographische Element vor. Zu dem Anfang einer ausführlich angelegten Lebensbeschreibung treten sieben oder acht kürzere, in verschiedenen Formen und Stilen gearbeitete biographische Skizzen hinzu.

Nahezu die Hälfte des Raums nimmt eine Jugendgeschichte Klopstocks ein. Sie ist das Bruchstück einer beabsichtigten Klopstocks-Biographie; wie diese selbst nur das erste Stück einer Reihe von deutschen Dichterleben sein sollte, die ich vor sieben Jahren zu schreiben im Sinne hatte.

Mein Absehen ging auf die drei Paare: Klopstock — Wieland; Lessing — Herder; Goethe — Schiller. Dabei wollte ich anschaulich machen, wie theils innerhalb der Paare jedesmal der zweite Mann die Ergänzung des ersten ist; theils die Paare unter sich in der Art eine Stufenleiter bilden, daß, nachdem das erste Paar durch das zweite beseitigt, und der Grund tiefer gelegt ist, in dem dritten sich das erste in höherer und reicherer Weise wiederholt. Von der französischen Conventions=Poesie losgerissen, eröffnet sich die deutsche Dichtung der Neuzeit, wie billig, mit dem höchsten Idealismus in Klopstock; dessen Fleischlosigkeit aber einen Gegensatz, wie die Wieland'sche Sinnlichkeit, die auch alsbald wieder nach den französischen Mustern zurückgreift, nothwendig fordert. Während vor Lessing hierauf weder Klopstocks hohle Idealität, noch Wielands niedriger Realismus bestehen, sofern er auf Shakespeare als das Muster und auf den recht verstandenen Aristoteles als den Gesetzgeber einer höheren volleren Kunst verweist, und für das Drama nach diesen Grundsätzen gearbeitete Musterstücke selbst liefert:

wird seine verstandesscharfe Kritik durch Herders Gefühligkeit und nachschaffende Einbildungskraft ergänzt, der seinerseits die Schätze der Volks- und Völkerpoesie für uns erschließt. Und indem nun alle Hoffnungen und Verheißungen für die deutsche Dichtung in Goethe sich überschwenglich erfüllen, läßt er doch an seiner Seite noch für einen Schüler Raum, der in gewissem Sinn ein größerer Klopstock, ihm — man darf freilich nicht sagen als einem höheren Wieland, aber doch wieder als der Idealist dem Realisten gegenübertritt. Näher zusehen übrigens sind es doch nur zwei, nicht drei Rangstufen, worein diese zugführenden Genien sich ordnen. Gerade die Hälfte von ihnen, mit dem dritten Paare nämlich auch einen Mann des zweiten, hat das deutsche Volk als Classifier im engsten Sinne in den Olymp des modernen Geistes erhoben. Und merkwürdig, wie in diesem neuen Olymp noch immer jene Typen gelten, welche die plastische Phantasie des Griechenvolks in dem alten als die Urbilder der verschiedenartigen menschlichen Trefflichkeit aufgestellt hat. Oder denken wir uns nicht unwillkürlich in unserem deutschen

Dichterhimmel Goethe als den ruhig thronenden, Alles überschauenden Vater Zeus; Schiller als den kühn vorschreitenden Apollon, auf dessen Schulter der Köcher klingt; Lessing aber (wie ihn der formende Künstler auch unbewußt dargestellt hat) als

... des Atlas berebten Enkel,
Der die rohen Sitten der neuen Menschheit
Klug durch Sprache bildete, sammt der edlen
Schule des Ringkampfes — ?

Aber anzufangen hatte ich mit Klopstock, und dazu ließ ich mich Vorarbeiten zum Theil wenig lockender Art nicht verdrießen, wie sie noch in weitschichtigen Excerpten vor mir liegen. Lustig ging ich hierauf an die Ausarbeitung; bis ich mich durch den Mangel eines, wie mir schien, wichtigen Documents aufgehalten fand. Ich wußte, daß des Dichters Briefe an seine Jugendgeliebte noch handschriftlich vorhanden seien; allein die Familie verwies mich an einen jetzt verstorbenen Gelehrten, dem sie dieselben anvertraut hatte, und dieser verwies mich auf eine Sammlung von Klopstocksbriefen, die er herauszugeben gedente, wenn erst ein Verleger dafür gefunden wäre: der aber, so viel mir bekannt, bis heute nicht gefun-

den ist. So gerieth meine Arbeit ins Stocken; auch von dem größeren Plane wurde, da sich andere Aufgaben zudrängten, Abstand genommen, und was ich über Klopstock bereits geschrieben hatte, war schon so entschieden bei Seite gelegt, daß ich hernach die Episode aus seinem späteren Leben, die der ersten Sammlung meiner kleinen Schriften einverleibt ist, ganz ohne Beziehung auf jenen Anfang bearbeitete. Da fiel mir vorigen Herbst beim Umräumen meiner schriftlichen Sachen das bestäubte Packet mit der Ueberschrift: Klopstock, opus imperfectum, in die Hände. Ich schnürte es auf und fing an, in den Excerptenheften zu blättern, in dem Ausgearbeiteten zu lesen. Mit den ersteren, soweit sie nicht schon verwendet waren, ließ sich, wenn das Werk nicht fortgesetzt werden sollte, nichts mehr machen; aus dem letzteren aber wehte mir die reine thauige Morgenluft der ersten Berbezeit unserer neu-deutschen Dichtung entgegen, deren Genuß ich auch Anderen gönnen mochte. Und da sich nun überdies das Bruchstück bequem zu einer Jugendgeschichte Klopstocks abrunden ließ, in der Jugend-

geschichte aber meistens, und bei dem früh fertigen Messiasdichter noch besonders, der Schwerpunkt eines Dichterlebens liegt, so trug ich um so weniger Bedenken, das Manuscript vollends druckfertig zu machen, als gerade Klopstock in neuerer Zeit der Gegenstand gehässiger Angriffe gewesen ist. Wenn der Verfasser des Leben Jesu dem Särger des Messias seine Verehrung bezeugt, so wird man diese wenigstens nicht für partiisch halten können: sie gilt dem idealen Schwunge, dem edlen Stolge, dem feurigen Vaterlandsgefühl des Dichters; Vorzüge, neben denen wir seine Mängel und Fehler nicht übersehen, wohl aber billig zurechtlegen sollen.

Nicht bloß durch Zufall bisher ungedruckt geblieben, sondern ursprünglich gar nicht für den Druck geschrieben ist das folgende Stück (II.): und doch liegt in ihm der Grund, der mich zur Herausgabe der ganzen Sammlung bewogen hat. Ich entwarf die kleine Gedächtnisschrift vor nächstens acht Jahren in Heidelberg für meine Tochter, der ich zu ihrer Confirmation kein werthvolleres Angebinde zu bescheren wußte, als das von mir nach dem Leben gezeichnete Bild ihrer verstorbenen

Großmutter. An weitere Leser war dabei nicht gedacht, und so ist seitdem die Handschrift nur hin und wieder einzelnen Vertrauten in die Hände gegeben worden. Erst im Laufe des vorigen Winters in Berlin kam ich auf andere Gedanken. Für die Liebe und Treue, die ich dort von alten und neuen Freunden erfahren, wußte ich meinen Dank nicht besser abzutragen, als durch Mittheilung des Intimsten, was ich hatte, des Büchleins von der Mutter; das ich daher vor meinem Abgang in dem erwähnten Kreise zur Vorlesung brachte. Und hier ward ich Zeuge eines Eindrucks, der es mir zur Pflicht zu machen schien, dem theuren Bilde die Wirksamkeit in weiterem Umfange nicht länger zu wehren. Daß in dem erwähnten Falle meine Aufzeichnung einen guten Theil ihrer Wirkung dem seelenvollen Vortrag einer ausgezeichneten Frau zu danken hatte, konnte mir nicht entgehen; aber ich darf ja hoffen, daß auch unter den stillen Lesern solche nicht fehlen werden, die sich meine schlichten Worte aus dem eigenen Innern und Erinnern heraus zu beleben wissen. Für sich indeß mochte ich das Büchlein doch nicht in die Welt gehen

lassen; wie eine zarte verletzliche Blüthe sollte es von bergendem Laub umgeben sein: daher griff ich nach dem Klopstockfragment und andern verfügbaren Stücken, die es schützend in ihre Mitte nehmen mochten.

Die beiden folgenden Nekrologe (III. und IV.), auf den König Wilhelm von Württemberg und auf Justinus Kerner, waren ihrer Zeit der eine in den seither eingegangenen Deutschen Jahrbüchern, der andere im Schwäbischen Merkur, doch ohne meinen Namen, zu lesen. Der letztere ergänzt dasjenige, was von mir schon vor Jahren in den Friedlichen Blättern über den mir befreundeten Dichter veröffentlicht worden; der erstere (aus früheren Aufzeichnungen unmittelbar nach des Königs Ableben redigirt) enthält, wenn man die gleich näher zu erwähnenden Deutschen Gespräche hinzunimmt, so ziemlich das dormalige politische Glaubensbekenntniß des Verfassers.

Die zwei Leichenreden (V., 1 und 2) sind bis jetzt nur in wenigen Exemplaren für die nächsten Angehörigen gedruckt gewesen. Der Freund, dem die erste derselben gilt, ist mittlerweile durch das

reiche Vermächtniß, das er seiner Vaterstadt zu gemeinnützigen Zwecken hinterlassen, auch in weiteren Kreisen ehrenvoll bekannt geworden; von dem theuren Bruder, dessen Andenken die zweite gewidmet ist, werden diejenigen gerne etwas Näheres vernehmen, die durch die Zueignung meines neuen Lebens Jesu auf ihn aufmerksam geworden sind; beide Stücke aber sollten, dünkte ich, zugleich allen denen nach dem Sinne sein, die mit dem Redner die Frage auf dem Herzen haben, ob denn die Menschheit nicht endlich alt genug wäre, um sich an den Gräbern ihrer Todten durch etwas Besseres als das herkömmliche Spiel mit Seifenblasen zu trösten.

Mit den Erinnerungen an Möhler (VI.), zuerst abgedruckt in den schon genannten Deutschen Jahrbüchern, eigne ich meinem Garten eine Pflanze an, die auf fremdem, obwohl befreundetem Boden und nicht ohne mein Zuthun gewachsen ist. Sie sind die Arbeit einer theuren Verstorbenen, und schienen mir ebensowohl durch die Bedeutung ihres Gegenstandes als durch die sinnige Behandlung der Erhaltung werth; während ihre Aufnahme in eine

Sammlung meiner Schriften mir, im Andenken an die vorangegangene Freundin, besondere Befriedigung gewährte.

Dem ehrlichen Schauspieldirector, mit dem sich *Numer IX.* (ursprünglich im Schwäbischen Merkur) beschäftigt, wird man den Eintritt in diesen Kreis vielleicht weniger streitig machen, als dem zweideutigen Frauenzimmer, das unter *Numer X.* als Gegenstand einer ordentlichen Biographie sich einführt. Allein während ich mich ganz ernsthaft auf die Pflicht berufen kann, die mir als Biographen Schubarts obliegt, Alles, was mir über sein Leben nachträglich zu Handen kommt, gewissenhaft mitzutheilen: werden aufgeweckte Leser den Spaß verstehen, der für mich darin lag, die gemeinen Figuren und Ereignisse eines Stückchens Alltagsleben in die biographische Heldengarderobe zu stecken, wie sie zur Zeit, als ich den Schwank zu meiner Privatbelustigung verfaßte, von Ulrich Hutten her in meinen Schränken hing.

Zur Abfassung der Deutschen Gespräche (*VII.* und *VIII.*) veranlaßte mich der Umstand, daß vor drei Jahren mein Landsmann Berthold Auer-

bach eine Zeit lang die Deutschen Blätter, eine Zugabe zur Gartenlaube, redigirte. Auf seine Anregung sind die fünf ersten Stücke der ersten, wie das erste der zweiten Gruppe geschrieben und in den gedachten Blättern abgedruckt worden. Ein Redactionswechsel im März 1864 brach meine Arbeit ab, und erst zum Behufe der vorliegenden Sammlung wurden daher das abschließende Gespräch der ersten und die beiden letzten der zweiten Gruppe hinzugefügt. Die erste, politische Gruppe dieser Unterredungen geht dem Kampf um Schleswig-Holstein zur Seite. Wie dieser Kampf in seinen verschiedenen Wendungen auf einen der politischen Wirksamkeit fernstehenden, aber sein deutsches Vaterland im Herzen tragenden und übrigens unabhängigen Gelehrten gewirkt, wie je nach der Lage der Sachen bisweilen sein Urtheil, nie seine Gesinnung geschwankt hat, schien als ein Stück Zeitgeschichte der Aufbewahrung nicht unwerth zu sein. Den Faden, der die zweite unpolitische Gesprächsgruppe unter sich und mit der Sinnesart des Verfassers verbindet, brauche ich dem verständigen Leser nicht erst in die Hand zu geben.

Die Gesprächsform tragen in gewissem Maße auch die beiden letzten Nummern, XI. und XII., an sich; die erstere ein Scherz unter Freunden, der wohl auch gedruckt, wie bisher ungedruckt, Manchen ergehen und Niemand verletzen wird; die andere ein Hülfseruf schöner Kunst gegen scheinheilige Gewalt, der, zuerst in der Kölnischen Zeitung erhoben, bis jetzt, soviel ich weiß, noch nicht zur Freilassung der edlen Gefangenen geführt hat.

Eine bunte Gesellschaft! wird beim Ueberblick dieses Inhalts Mancher kopfschüttelnd ausrufen. Allein ich wollte einmal mein ganzes Orchester vorführen, d. h. von den verschiedenen Instrumenten, die ich zum Trost oder zur Kurzweil nach und nach erlernt, auf jedem ein Stückchen zum Besten geben. Vom Piccolo darf man kein Adagio verlangen; aber der Tag hat mehr als zwölf Stunden, das Leben unzählige Tagen und Stimmungen: und da ist es manchmal gar nicht übel, wenn man nicht blos Ein Instrument und Eine Leier zu spielen weiß.

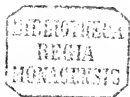
Darmstadt, im Januar 1866.

Der Verfasser.

I n h a l t.

	Seite
I. Klopstock's Jugendgeschichte. Bruchstück einer Klopstock'sbiographie. 1858. 1865.	
1. Elternhaus und Schule	1
2. Deutsche Literaturzustände vor Klopstock's Auftreten	19
3. Klopstock's dichterische Entwürfe	43
4. Universitätsjahre. Erste Freunde. Die drei ersten Gesänge des Messias	58
5. Die ersten Wirkungen des Messias	83
6. Hauslehrerstelle. Erste Liebe. Die frühesten Oden	97
7. Klopstock's Reise nach Zürich	136
8. Klopstock in Zürich	158
9. Klopstock auf der Reise nach Kopenhagen	206
Beilage 1. Zerstreute Bemerkungen über Klopstock's Messias	217
Beilage 2. Ueber das Metrische in Klopstock's Oden	225
II. Zum Andenken an meine gute Mutter. Für meine lieben Kinder. 1858	233
III. König Wilhelm von Württemberg. 1864	270
IV. Justinus Kerner. 1862	298

	Seite
V. Zwei Leichenreden.	
1. Auf Dr. Ph. Fr. Sicherer. 1861	333
2. Auf Fr. Wilhelm Strauß. 1863	341
VI. Erinnerungen an Mähler. Aufgezeichnet von einer verstorbenen Protestantin. 1839. 1863	352
VII. Deutsche Gespräche. Politische, sechs. 1863 bis 1865.	
1. Schleswig-Holstein und die deutschen Groß- mächte	381
2. Schleswig-Holstein und die deutschen Mittel- staaten	388
3. Die Vormächte in Schleswig	395
4. Der Krieg	400
5. Was lernen wir daraus?	408
6. Nach sieben Vierteljahren	416
VIII. Deutsche Gespräche. Unpolitische, drei. 1862. 1865.	
1. Der Hohenstaufen	420
2. Der Kölner Dom	425
3. Die Todesstrafe	435
IX. Der alte Schauspieldirector. 1862. 1865	453
X. Barbara Streicherin von Alen. Ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangperiode un- serer Literatur. 1857	464
XI. Der Papier-Reisende. Novelle. 1856	476
XII. Die Göttin im Gefängniß. 1865	484



I.

Klopstock's Jugendgeschichte.

Bruchstück einer Klopstock'sbiographie.

1. Elternhaus und Schule.

Als Klopstock auf der Schulpforte sich nach einem würdigen Gegenstande für das epische Gedicht umsah, das er dem deutschen Volke zu geben schon damals sich berufen fühlte, war der erste Held, auf den er verfiel, Heinrich der Vogler. Es war dies Folge von Jugendeindrücken; denn an einer Stätte lebendigster Erinnerung an diesen großen deutschen König war Klopstock geboren.

Das alterthümliche Städtchen Quedlinburg, am Ostrande des metall- und sagenreichen Harzes, an der Bode gelegen, die von dem Brocken herunter der Saale zufließt, ist nicht nur eine Gründung und die Grabstätte Heinrichs, sondern in der Vorstadt wird auch die Stelle noch gezeigt, wo sein berühmter Vogelheerd

gestanden haben soll. Die Abtei, die er mit seiner Gemalin hier stiftete, und der in der Folge seine Enkelin Mathilde als Aebtissin vorstand, erhielt sich auch nach der Reformation, die sie annahm, als kleines geistliches Fürstenthum unter dem erblichen Schutze von Sachsen; bis am Ende des siebzehnten Jahrhunderts August der Starke, um zur Erlangung der polnischen Königskrone Geld zu bekommen, die Erbvogtei über Quedlinburg mit den drei zugehörigen Aemtern an Brandenburg verkaufte, welches das schutzbefohlene Ländchen bald seiner eigenen Ländermasse einzuverleiben mußte.

Schon seit der Mitte des genannten Jahrhunderts waren in Quedlinburg die Klopstocks anjässig: des Dichters Urgroßvater Daniel als Schösser oder Kammerverwalter des Stifts; sein Großvater Karl Otto als Advocat; sein Vater Gottlieb Heinrich, der, geboren 1698, gleichfalls die Rechte studirt hatte, führte den Titel eines Commissionsraths.¹⁾

Vater Klopstock war nach den Ueberlieferungen und Briefen, die uns von ihm aufbehalten sind, eine kräftige, eigenthümliche Natur. Ein Herz wie ein Löwenherz schreibt der Panegyriker des Dichters, Carl Friedrich Cramer, ihm zu. Die schöne Seele, die gebildete Seele!

¹⁾ Vergl. den ebenso sorgfältigen als inhaltreichen Artikel über Klopstock von K. A. Groppe in Hamburgischen Schriftstellerlexicon, IV. Band, S. 4—61.

rief, als er gestorben war, seine Schwiegertochter ihm nach. Von seinem persönlichen Muthе werden uns abenteuerliche Proben erzählt. Auf einer Reise in Böhmen fehrte er mit ziemlichem Gelde trotz aller Warnungen in einer unsichern Herberge ein. Wirklich will in der Nacht der Wirth mit seinen Diebsgesellen ihn überfallen; aber beim ersten Geräusch des Dietrichs im Schlosse schießt der alte Klopstock drinnen den Racheofen in Trümmer, und die Diebe verstanden den Wink. Mit strafender Miene zeigte er am andern Morgen den zerschossenen Ofen dem Wirthе, der die Achseln zuckte und ihn ziehen ließ. Auch daheim war er für sein Recht im Nothfalle bereit, mit der Waffe einzustehen; mehr noch, wenn es das Recht eines Höheren galt. Als einst in seinem Beisein über religiöse Gegenstände gespottet wurde: Meine Herren, rief er, und schlug an seinen Degen, wer etwas wider den lieben Gott spricht, das nehm ich als touche gegen mich, der muß sich mit mir schlagen!

Das Leben und die Menschen sah Vater Klopstock nicht von der heitern Seite an. Offenbarung, Philosophie und Erfahrung, äußerte er, haben ihm von dem irdischen Aufenthalte den Begriff gegeben, daß er ein Stand der Probe und Buht sei, folglich das Schwimmen in Vergnüglichkeit ausschließe. „Die irdische Glückseligkeit“, schreibt er ein andermal, „ist ein Widerspruch: sie gehört mit nichten in das rauhe Klima dieses Lebens.“

Wenn er an seinen Kindern Blicke von weichem, gutem Herzen bemerkte, so gestand er, daß ihm bange um sie werde, weil ihr Herz sich so gar nicht in diese betrügerische Lügenwelt schicke. Zum Theil werden wir die bitteren Lebenserfahrungen noch kennen lernen, welche diese düstere Weltansicht in ihm entwickeln halfen.

Die Sache ging aber weiter und nahe an Schwärmerci. Der alte Klopstock hielt sich nicht bloß im Allgemeinen versichert, „daß viele Dinge wirklich seien, welche weder ausgerechnet, abgewogen, noch gemessen werden können“; verehrte nicht allein „*reservata majestatis supremæ*, den Vorhang der Natur, in der Ueberzeugung, daß das Erkennen, Wissen und Begreifen einem bessern Stande aufbehalten sei“: sondern er that diese Aeußerung aus Anlaß der Erzählung eines, wie er sagt, glaubwürdigen, von Leichtgläubigkeit und Aberglauben weit entfernten Mannes, „daß Herr Professor Meier von einem Geiste eine Ohrflatsche erhalten habe“; während er von sich selber fest glaubte, in mancher Nacht gar mit dem leibhaftigen Teufel zu streiten. Daß er durch diese Schwachheit sich mancher Betrügerei bloßstellte, läßt sich denken. Er selbst deutet auf solche Erfahrungen hin; aber er blieb auf seinem Glauben und beklagte die einreißende Freigeisterei. „Unsere aufgeklärten, hyperbolischen Zeiten, schrieb er, sind keiner Verbesserung susceptible als der allerlepten“ (er meint den jüngsten Tag).

So wenig er hienach mit der religiösen Denkart seines großen Königs einverstanden sein konnte, so war er doch ein guter preussischer Patriot. „Ich liebe den König sehr“, schrieb er beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, wenige Monate vor seinem Tode; „der Herr sei seine Sonne, sein Schild, er seiner Feinde Schrecken!“

Der Commissionsrath Klopstock war mit Anna Maria Schmidt, geboren 1703, verheirathet, aus einer vermöglichen Familie, deren meiste Mitglieder in Langensalza ansässig waren. Auch sie eine würdige Frau, an welcher der Sohn wie an dem Vater, den sie um viele Jahre überlebte, stets mit Liebe und Verehrung hing.¹⁾

Aus dieser Ehe, die im Jahre 1756 der Tod des Vaters trennte, entsprangen siebenzehn Kinder, acht Söhne und neun Töchter, unter denen Friedrich Gottlieb als Erstgeborener am 2. Juli 1724 um die Mittagstunde das Licht der Welt erblickte. Noch zeigt man (oder zeigte doch noch vor einigen Jahren) in dem schmalen zweistöckigen Hause auf dem Plage unter dem Schloßberge, welches die zwei einen Vorbau tragenden Säulen am Eingang kenntlich machen, die kleine nach hinten

¹⁾ Diese Notizen über Klopstocks Eltern sind gezogen aus Klamer Schmidt, Klopstock und seine Freunde Halberstadt 1810, I, S. XXIII—XXXV. II, S. 121; C. F. Cramer, Klopstock, Er und über ihn, Hamburg 1780, I, S. 14 ff.

gelegene Stube, in welcher der Dichter des Messias zur Welt gekommen sein, und im Garten manche Plätze, die er vor andern geliebt haben soll.

An seiner Erziehung wirkte außer den Eltern auch die väterliche Großmutter mit, eine gute, fromme Alte, die eine besondere Gabe hatte, die Kinder an sich zu ziehen. Ihr rühmte der Enkel später nach, daß sie zuerst ihn auf eine verständige Art mit der Bibel bekannt gemacht habe. Waren die Kleinen artig gewesen, so erzählte sie ihnen zur Belohnung eine ansprechende biblische Geschichte, z. B. die Geschichte Josephs, welche auf den Dichter frühzeitig Eindruck machte.

Für den Natur- wie Geschichtssinn des Knaben bot die Vaterstadt, wie schon angedeutet, reiche Anregung. Von dem Felsen, auf welchem die Abtei mit der Stiftskirche steht, die prachtvolle Aussicht auf das vom Brocken gekrönte Harzgebirge; unter dem Felsen der sogenannte Brühl, ein Lustwald mit hohem dunklem Gehölz, den jetzt das Denkmal des Dichters ziert. In der Krypta der Stiftskirche sahen die Kinder die Grabmäler des alten Bogelstellers und seiner Gemalin; in der Sacristei der Oberkirche, dem sogenannten Zitter, wies man ihnen, neben einem Weinkrug von der Hochzeit zu Kana, den Bartkamm des unten begrabenen Königs und den Abtstab seiner Enkelin.¹⁾

¹⁾ Vgl. Wilhelm Müller, Klopstocks Säcularfeier in Quedlinburg, in seinen vermischten Schriften, herausgegeben von

Doch der Dichterknabe sollte noch mehr in's Freie, in noch unmittelbarere Berührung mit der Natur kommen. Es mag etwa in seinem neunten Jahre gewesen sein, als sein Vater das Amt Friedeburg im Mansfeldischen pachtete. Es liegt in einer anmuthigen Gegend an der Saale; der Pächter bewirthschaftete die Güter und hielt Vieh zur Arbeit und Mastung auf seinem Hofe. Der Knabe wurde hier mit einigen jungen Edelleuten aus der Nachbarschaft von einem Privatlehrer Namens Schmidt in den Anfangsgründen der Sprachen auf die gewöhnliche Art unterrichtet; aber die meiste Zeit blieb für Bewegung und Leibesübung, zum Theil für sehr maghalsige Spiele, frei. Man hing sich Stieren an den Schweif, die, mit einem Stecken gereizt, den festen Jungen im Kreise herumschleuderten, daß ihm Hören und Sehen verging; man badete im Fluß, trotz des Verbots der ängstlichen Mutter, und der Vater ermahnte, nur nicht zu ertrinken; man sprang früh vor Tag (davon freilich wußte auch der Vater nichts) mit den beiden Hunden, Schäfer und Satan, über die Hofmauer, um in den Wäldern des Nachbars Baron mit dessen Söhnen Hasen zu jagen.

An Kenntnissen gewann der junge Klopstock unter solchen Umständen wenig; an leiblicher Kräftigung und

Schwab, Leipzig 1830, IV. Bdchen, S. 1 — 30. Cramer, Er und über ihn, III, S. 4. Hamburgisches Schriftstellerlexicon IV, S. 4 ff.

Gewandtheit, an Muth und Entschlossenheit desto mehr. Lebenslänglich blieb dem Dichter diese Rüstigkeit, die Vorliebe für Bewegung und Leibesübung in freier Luft, welche neben dem, daß sie sein Leben verlängerte, auch aus seinen Dichtungen, den Oden insbesond're, wie ein frischer kräftigender Hauch hervorweht.

Nicht nur in ihm, auch in einzelnen seiner Geschwister, scheint sich ein eigenthümlicher Naturfinn entwickelt zu haben. Einer seiner Brüder, Johann Christian, den er besonders lieb hatte, und dessen früher Tod der tiefste und unvergeßlichste Schmerz seiner Knabenjahre war¹⁾, ging nicht lange vorher bei starkem Gewitter und Regen auf den Platz vor dem Hause hinaus, blieb mit der Mütze in der Hand stehen, und auf des Vaters Frage, was er da mache, gab er zur Antwort: ich verehere den großen Gott²⁾. Einen andern der Brüder fand später in Quedlinburg einmal Klopstocks Freund, der Hofprediger Gramer, hoch oben im Kirschbaum mit einem Buche sitzen: er lerne den 139. Psalm, sagte er.

Doch der Friedeburger Pacht ging zu Ende, ohne daß Vater Klopstock dabei gute Geschäfte gemacht hatte. Ein kostspieliger Proceß folgte ihm nach, und wenn wir

¹⁾ Geboren am 6. Nov. 1728, gest. am 3. Oct. 1733 in Friedeburg. S. das Hamb. Schriftstellerlex. a. a. O.

²⁾ S. Klopstocks Anmerkung zu der Ode: Der Abschied. Werke, Leipzig 1854, VI. Bd., S. 412.

fortan die Familie stets in höchst beschränkten Vermögensumständen sehen, so scheint die mißlungene Pachtunternehmung die Hauptschuld daran zu tragen. Noch ehe der Vater selbst abkommen konnte, schickte er Frau und Kinder zu seiner Mutter nach Quedlinburg voraus, wo er von da an auf's Neue seinen Wohnsitz nahm.

Dem etwa dreizehnjährigen¹⁾ Dichterknaben fiel diese Veränderung äußerst schwer. Nach dem freien Land- und Naturleben wollte ihm der städtische Schulzwang keineswegs behagen. Lebenslänglich hat er auf die Jahre in Friedeburg als auf sein goldenes Alter zurückgeblickt. Er besuchte nun das Quedlinburgische Gymnasium, ohne daß dieses im Stande gewesen wäre, einen lebhafteren Studirtrieb in ihm zu erwecken. Er schlenderte so fort, und auch das spornte ihn nicht, daß hier andere Knaben ihn übertrafen, während er unter seinen Landjüngern in Friedeburg ohne Mühe der Erste gewesen war. Da gelang es einem Verwandten in Sachsen (Langensalza, der Wohnort seiner mütterlichen Verwandten, war sächsisch), für den Knaben eine Freistelle in der Schulpforte zu erhalten. Das wirkte.

¹⁾ Nach dieser Altersangabe Cramers, Er und über ihn, I, S. 28, fiel die Rückkehr der Familie nach Quedlinburg in das Jahr 1737. Derselbe spricht ebendas. von zwei Jahren, die Klopstock in Friedeburg zugebracht. Wenn dagegen nach dem Hamb. Schriftst.-Lex. a. a. O. der Bruder Joh. Christian am 3. Oct. 1733 in Friedeburg gestorben ist, so kämen etwa vier Jahre heraus.

Eine Aufnahmsprüfung stand bevor, von deren Ergebniß, wie ihm der Vater begreiflich machte, die höhere oder niedrigere Klasse abhing, in welche der Eintretende gesetzt wurde. Da nahm sich der Fünfzehnjährige endlich zusammen. Er fiel über sein Latein und Griechisch her, und noch spät erinnerte er sich, wie er im Sommer 1739 oft unter dem glühendheißen Dache des Hauses umhergewandelt war, um im Schweiß seines Angesichts zu lernen.

Im November des Jahres reiste der Vater mit ihm nach dem neuen Orte seiner Bestimmung ab. Pforte, unweit Naumburg an der Saale gelegen, war ursprünglich ein Cisterzienserkloster und hieß *Porta Mariæ*, oder auch *Himmelpforte*. Die Kirche mit dem Grundstock des Klostergebäudes stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert. Als mit Herzog Georgs des Bärtigen Tode im Jahr 1539 auch in dem damals herzoglichen Sachsen dem Katholicismus die letzte Stunde geschlagen hatte, verließ der Abt Peter das Kloster, das nun Herzog Heinrich reformirte. Unter Moriz wurden sodann von den eingezogenen Kloster Gütern des Landes unter Anderem drei Landeschulen, zu Meißen, Merseburg (später Grimma) und Pforta, von jetzt an *schola Portensis*, *Schulpforte*, genannt, gegründet, in welchen Knaben, zum dritten Theil aus dem Adel, sechs Jahre lang in Sprachen, Zucht und Tugend unterwiesen werden sollten. Sie wohnten klösterlich zusammen,

hatten außer Kost und Unterricht auch noch etwas an Kleidern und Büchern frei: kurz, es war eine ähnliche Einrichtung wie in den Württembergischen Klosterschulen, nur daß die Beschränkung auf künftige Theologen wegfiel. Unter diesen drei sogenannten Fürstenschulen war Pforte gleich Anfangs die größte (mit 100¹⁾, später 150 Zöglingen), und wurde bald die berühmteste¹⁾. Der Beitrag dieser sächsischen Lehranstalten zur deutschen Geistesbildung fällt bedeutend ins Gewicht: fast gleichzeitig wurden auf der Fürstenschule zu Meißen Lessing (seit 1741), zu Pforte Klopstock erzogen.

Unsern Ankömmling prüfte der Rector Freitag durch ein Exercitium, das er ihm vorlegte. Drei Stunden habe er zur Ausarbeitung Zeit, und sei er fertig, solle er nur klingeln. Er klingelte noch vor Ablauf der Frist. Auf dem Kreuzgang, wohin ihn der Rector, während er seine Arbeit durchsah, entließ, versammelten sich die Schüler um den Neuling, und ein älterer wollte ihn mit seinem Namen schrauben. Aber: Ja! Klopstock heiße ich, antwortete er mit einer Festigkeit in Ton und Blick, die dem Necken auf einmal ein Ende machte. Auch bezeugte sich der Rector, der ihn sofort wieder rufen ließ, mit seiner Arbeit höchlich zufrieden, und er ward unter die ersten der dritten Klasse

¹⁾ S. außer dem alten Chronicon Portense von Pertuch Schmidt u. Krafft, Die Landesschule Pforta.

gesetzt. Es war der 6. November 1739. Ein Jahrhundert später hat die Schulpforte diesen Tag als ein Fest begangen.

Unter den damaligen Lehrern war der Rector Freitag ein für seine Zeit tüchtiger Philolog; der Inspector, Pastor am Ende, ein milder, freundlicher Mann; außer ihnen wirkten noch die Lehrer Deucer, Henschel, Geißler, Haymann und Hübisch an der Anstalt; mit besonderer Neigung aber schloß sich der junge Klopstock an den Conrector Stübel an, dessen Andenken er noch im Greisenalter in eigenthümlicher Weise gefeiert hat¹⁾. Stübel ging, wie jeder Erzieher sollte, und doch so wenige zu thun Lust oder Fähigkeit besitzen, auf die Eigenthümlichkeit seiner Zöglinge ein, und behandelte darnach jeden besonders. Während er dem einen die Leerheit seiner Einbildung auf Verstand und Wiß zum Bewußtsein brachte, trug er kein Bedenken, einem andern zu sagen, er habe Gaben, von denen er selbst noch nichts wisse. Die trägen Köpfe spornte er zum Nachdenken, die Lebhaften warnte er, das Gedächtniß nicht zu vernachlässigen, bei allen aber drang er auf

¹⁾ Im Jahr 1800, als er dem damaligen Rector der Schulpforte die Prachtausgabe des Messias für die Schulbibliothek übersandte, verordnete er zugleich, daß von einem der Zöglinge „irgend etwas, das der Frühling zuerst gegeben hat, junge Zweige, Blüthenknospen oder Blumen, mit leiser Nennung seines Namens“ auf Stübels Grab gestreut werden sollten. Klopstock an Heimbach, Werke, X., S. 468.

gute Sitten. Munter und aufgeräumt, wie er selbst war, wußte er den Schülern auch das Schwere leicht zu machen, ermunterte sie durch Lob und milderte auch den Verweis durch väterliche Zärtlichkeit. Strafen wandte er selten, in seiner letzten Lebenszeit gar nicht mehr an. Wie wohl gerade einer poetischen Natur ein solcher Lehrer thun mußte, läßt sich denken, und ebenso, daß der Tod dieses Mannes, der nach einjährigem Kränkeln gerade während Klopstocks Lehrzeit erfolgte, ein tiefer Schmerz für ihn war ¹⁾).

Der Unterricht in der Schulpforte war, nach der Art dieser mit ihrer Stiftung und Einrichtung noch aus der Zeit des neuerwachten Humanismus stammenden Institute, vorzüglich auf die alten Sprachen gerichtet. Der feste Grund, den Klopstock hier in diesen legte, die vertraute Bekanntschaft mit ihren Formen, die er sich erwarb, der Geist des classischen Alterthums, den er einsog, kamen ihm hernach bei seinem Bemühen um Neubelebung der deutschen Poesie sehr zu Statzen. Während sie insbesondere die Form seines Dichtens bestimmten, waren die Lehrstunden, in denen die Evangelien synoptisch gelesen, auch alttestamentliche Stücke erklärt wurden, für die Wahl des Stoffes zu seinem epischen Gedichte von Bedeutung.

Neben den Uebungen im Schreiben der Prosa der

¹⁾ Klopstock an Heimbach, a. a. D.

alten Sprachen nahmen auf der Schulpforte nach altem Herkommen auch die poetischen eine wichtige Stelle ein. Es wurden lateinische und griechische Verse und Gedichte in allen Arten und Formen gemacht. Aber auch die deutsche Dichtung erfreute sich einer kaum minder eifrigen Pflege. Waren es doch die Jahre, da Haller und Hagedorn in ihrer schönsten Blüthe standen, und der eben ausgebrochene Streit zwischen Gottsched und den Zürichern die Fragen über das Wesen und die Aufgabe der Dichtkunst zum Gegenstande des Tagesgesprächs in Deutschland machte.

Wir haben ein Büchlein von einem Mitschüler Klopstocks, Janozki, das uns gewissermaßen eine poetische Statistik der damaligen Pforte gibt¹⁾. Fabeldichter gab es hienach, so sehr Fabeln damals in der Mode waren, nur Einen in der Anstalt, mit Namen Böhme; desto fleißiger wurde das Schäfergedicht angebaut. Neben einem dorischen und einem lateinischen Bukoliker wird als deutscher ein gewisser Wüstemann,

¹⁾ Kritische Briefe, an vertraute Freunde geschrieben, und den Liebhabern der gelehrten Geschichte zu Gefallen herausgegeben von Joh. Dan. Janozki. Dresden 1745. Die Zueignung ist vom 28. Dec. 1743. Janozki wurde später Secretär bei dem Krongroßreferendarius in Krakau. Als im J. 1747 Bodmer an Hagedorn die erste Nachricht über die ihm handschriftlich mitgetheilten Anfänge der *Messiade* gab, schrieb Hagedorn zurück: „Diesen Dichter kenne ich einigermaßen aus den kritischen Briefen des Iakonischen Janozki“. Friedrichs von Hagedorn poetische Werke, Hamburg 1800, V., S. 96.

als derjenige aber, der in allen drei Sprachen wohlge-
lungene Idyllen liefere, Klopstock genannt. Er kenne
die Natur dieser Dichtungsart, urtheilte Janozki, und
schildere seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer
glückseligen Ruhe und Zufriedenheit anmuthig ab. In der
Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe sei er am vortref-
lichsten; die Ausführung gerathe ihm bisweilen zu um-
ständlich. Auch Ode und Lied, und zwar das ana-
creontische wie das geistliche, wurde gepflegt. Unter
den Odendichtern wird uns abermals jener Wüstemann
neben Klopstock genannt: jenem eine finstere ungeordnete
Einbildungskraft, diesem natürliche Zärtlichkeit der Ge-
danken, glücklicher Reichthum an neuen Bildern und
vollständige Ausführung zugeschrieben, insbesondere
auch seine Bußlieder um ihrer rührenden Herzlichkeit
willen gerühmt. Ueberhaupt zeigen nach Janozki's Ur-
theil die Gedichte des jungen Klopstock eine stille und
gehegte Majestät; hitzige und außerordentliche Leiden-
schaften erregen sie nicht, nehmen aber das Gemüth
mit einer süßen Regung ein.

Auch übrigens sehen wir aus diesen Briefen, die
im Jahr vor Klopstock's Austritt aus der Anstalt, also
noch ehe er sich der Welt bekannt gemacht hatte, ge-
druckt, und wie es scheint bereits zwei Jahre vorher
geschrieben sind, daß ihrem Verfasser der junge Klop-
stock als ein bedeutender Mensch erschienen sein muß.
Neben seinem poetischen Triebe glaubte er in ihm auch

eine wahre Neigung zur Weltweisheit zu entdecken. Seine Frömmigkeit fand er ächt und ungeheuchelt. „In seinen Sitten, sagt er, ist Einfalt und Unschuld. In den Unterredungen Freundlichkeit und Vorsichtigkeit. Im Umgang eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebet er treu; den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er lebet gern in der Einsamkeit. An den Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten zieht er ganz gleichgültig an. Er bleibet allezeit gelassen und vergnügt.“ Wie selbstständig Klopstock schon damals urtheilte, beweist folgender Zug. Die Sprachen, sagt Janozzi, liebe er zwar, halte sie aber für keinen Theil der Gelehrsamkeit. Gewiß eine arge Keßerei in der Schulpforte; aber schon ganz derselbe Klopstock, der dreißig Jahre später die Scholiasten- d. h. Philologen- junft aus seiner Gelehrtenrepublik verbannte.

Ueberhaupt ist das merkwürdig an diesen Zeugnissen aus Klopstocks erster Jünglingszeit, daß in ihnen sowohl der Mensch als der Dichter Klopstock schon ganz mit allen Hauptzügen des spätern Mannes erscheint. Das Eine etwa abgerechnet, daß, wenn der Bericht- erstatter recht gesehen hat (denn Klopstock'sche Poesien aus dieser Zeit sind uns keine mehr übrig) das Weiche und Anmuthige in seinen Dichtungen das Erhabene

und Große damals noch mehr als später überwogen haben muß.

Einzelnes ist uns aus den sechs Jahren, die Klopstock in der Schulpforte zubrachte, wenig, doch immerhin ein paar bezeichnende Anekdoten, aufbehalten. Einer Charfreitagssrede in Alexandrinern wird gedacht, die ihm der Mathematicus, der seltsamer Weise zugleich die Vorlesungen über Poesie hielt, nicht gelten lassen wollte, weil kein Mensch sie verstehen könne; wogegen der Rector sie mit Aenderung nur eines einzigen Wortes passiren ließ. Auch dem Rector übrigens trat der junge Klopstock mit starkem Selbstbewußtsein gegenüber. Eine Rede, die jener ihm aufgegeben, bekannte er in öffentlicher Schule, deßwegen nicht gemacht zu haben, weil das Thema ihm nicht gefallen habe. Dasselbe stolze Selbst- und Rechtsgefühl zeigte er im Verhältniß zu seinen Kameraden. Als er Schüler der zweiten Klasse war, machten die Schüler der ersten jenen das Recht streitig, im Schulgarten spazieren zu gehen. Da hielt Klopstock an seine Leute Reden im Geschmac des Livius, und der Streit wurde so blutig, daß man den Stügigsten mit der Ausschließung drohte. Bei der Gelegenheit zeigte sich nun auch, woher bei dem jungen Klopstock dieser Charakterzug stammte. Er machte seinem Vater Mittheilung von der Gefahr, und dieser schrieb zurück, die Geschichte komme ihm zwar eben jetzt ziemlich ungelegen, doch sei ihm lieb, daß der Sohn

sich so brav gehalten, und wenns nicht anders sei, möge dieser nur immer heimkommen. Indes wurde der Handel noch beigelegt ¹⁾).

Doch nicht bloß die allgemeinen Grundzüge des Charakters und der dichterischen Fähigkeiten traten schon bei dem Schüler Klopstock hervor, sondern auch den bestimmten Gedanken der großen poetischen That, durch welche er der Erneuerer der deutschen Dichtung wurde, hat er bereits auf der Schule gefaßt. „Die Erinnerung, in der Pforte gewesen zu sein“, schrieb der Sechszehnjährige an deren damaligen Rector, „macht mir auch deswegen nicht selten Vergnügen, weil ich dort den Plan zu dem Messias beinahe ganz vollendet habe ²⁾“.

Wie dies möglich gewesen, welche Umstände in der literarischen Geschichte der Zeit in ihrem Zusammenwirken mit einer Naturanlage, wie die Klopstocks war, ein solches Ergebniß herbeiführen konnten, das muß der Gegenstand einer besondern Betrachtung werden.

¹⁾ E. Gramer, Er und über ihn, I, S. 87 ff.

²⁾ An den Rector Heimbach, vom 20. März 1800. Klopstocks Werke, X, S. 467.

2. Deutsche Literaturzustände vor Klopstock's Auftreten.

Eine Vergleichung der deutschen Literatur mit denen der umwohnenden Völker, im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts angestellt, führte zu einem für die erstere äußerst demüthigenden Ergebnis. Daß sagten kundige deutsche Schriftsteller sich selbst; daß rief man uns vom Auslande höhnisch zu. „So weit es unsere Nation“, schrieb Gottsched im Jahr 1732¹⁾, „in Vertilgung der alten Barbarei und in Abschaffung des vormaligen scythischen und gothischen Geschmacks in allerlei Dingen gebracht hat, so wenig kann sie sich rühmen, daß sie es darinnen ihren südlichen und westlichen Nachbarn allbereit gleichgethan hätte. Und dieses ist kein Wunder. Es gehört mehr als ein Jahrhundert dazu, wenn ein ganzes Volk aus seiner natürlichen Rauhigkeit und Barbarei gerissen werden soll. Frankreich ist später als Italien zu demjenigen Grade der

¹⁾ Gottsched's Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, I. Stück, Vorrede.

Vollkommenheit gelanget, den wir bisher diesem Volke haben zugestehen müssen. Wir Deutschen aber haben uns noch um hundert Jahre später besonnen" (seit Opiz), „und Opiz ist noch nicht hundert Jahre todt. Es fehlt noch immer viel daran, daß wir uns andern benachbarten Völkern an die Seite setzen könnten.“

Bekannt ist, wie in England Swift die Deutschen die dümmeſte Nation genannt, und in Frankreich der Jesuit Bouhours es für unmöglich erklärt hatte, daß ein Deutscher ein schöner Geist sein könne¹⁾. Im Jahr 1740 aber gab ein in Deutschland selbst lebender Franzose, Mauvillon²⁾, französisch-deutsche Briefe heraus, in deren einem er die Frage untersucht, wie es komme, daß die Deutschen keine guten Poeten haben? Sie schieben es auf die Armuth und Rauzigkeit ihrer Sprache; aber das seien Ausflüchte. Es komme einfach daher, daß sie keinen Geist haben. Aber weshalb denn nicht? Sollte vielleicht ihr Biertrinken . . . ?

¹⁾ In seinen *Entretiens d'Ariste et d'Eugène*, 1671. Si un Allemand peut être un bel esprit?

²⁾ Es war dieß Eleazar Mauvillon, damals am Carolinum in Braunschweig angestellt, der Vater von Jacob Mauvillon, der zu Anfang der siebziger Jahre durch die mit Unzer herausgegebene Schrift über den Werth einiger deutschen Dichter, später durch sein Verhältniß zu Mirabeau, sich bekannt machte. Die Schrift des älteren Mauvillon hieß: *Lettres françoises et germaniques, ou Réflexions militaires, littéraires et critiques sur les François et les Allemands*. Londres 1740.

Nichts da! meint der Franzose; es gibt Deutsche, die Champagner trinken, und doch nicht mehr Geist haben, als die übrigen. Sondern daher komme es, daß man in Deutschland auf Geist nichts halte, sich an ganz andern Dingen als am Geist ergebe. Und hier macht er eine für jene Zeit freilich nur allzu begründete Bemerkung. Kein Großer in Deutschland nehme sich der Wissenschaften an, ja Einzelne unter denselben (er zielt auf Friedrich Wilhelm I. von Preußen) tragen ihre Verachtung derselben öffentlich zur Schau. Das rohe Hofnarren- und Prügelwesen an so manchen deutschen Höfen könne nicht dazu beitragen, Geist und Geschmaç unter der Nation zu verbreiten. So bleiben die deutschen Gelehrten Pedanten, die Poeten geben sich mit Gelegenheitsgedichten und Chronostichen ab, und selbst die Werke der berühmtesten unter denselben wimmeln von platten und geistlosen Stellen. „Zeiget mir“, ruft der Franzose aus, „zeiget mir auf eurem Parnas einen schöpferischen Geist, d. h. nennet mir einen deutschen Dichter, der aus eigenen Mitteln ein Werk von einzigem Ruf hervorgebracht hat! ich will euch darauf herausgefordert haben.“¹⁾

Dieser Handschuh war damals nicht wohl auf-

¹⁾ Nommez-moi un esprit créateur sur votre Parnasse, c'est à dire, nommez-moi un poète Allemand, qui ait tiré de son propre fond un ouvrage de quelque réputation; je vous en défie. Lettre X, p. 362.

zuheben. Schweizerische Kritiker, wie wenn sie nicht auch Deutsche wären, stellten sich schadenfroh auf die Seite des Franzosen und glosirten beifällig seinen Hohn.¹⁾ In Leipzig gründete der Magister Schwabe im Jahre 1741 die Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, um den Lasterer thatsächlich zu widerlegen: aber der Verstand zeigte sich so schwach und der Witz so wenig lustig, daß der Gegner aus diesen Proben Beweise für seine Behauptung hätte nehmen können. Selbst Gottsched, der sonst der deutschen Literatur jener Jahre noch am meisten zutraute, gestand doch, daß die Anzahl schöner Schriften in unsrer Muttersprache bis jetzt sehr gering sei. Die Meisterstücke unsrer Poeten, sagte er, erstrecken sich nur erst auf die kleinern Gattungen von Gedichten, und auch in diesen seien die regelmässigen und untadeligen noch äußerst selten.²⁾ Vergleichen poetische Kleinigkeiten aber, meint er, wie Lieder, Lehr- und Sinngedichte (und selbst die zwei bedeutendsten Dichter der Zeit,

¹⁾ Des Herrn von Mauvillon Briefe von der Sprache und Poesie der Deutschen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zeugnissen und Anmerkungen vermehret, worinnen desselben Urtheile durch das eigne Geständniß der berühmtesten deutschen Kunstrichter bekräftigt werden. Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks, Zürich 1741—44, V. Stüd.

²⁾ Gottsched's Beiträge zur crit. Historie der deutschen Sprache 2c. a. a. D.

Hagedorn und Haller, kamen darüber nicht hinaus) bringen einer Nation nicht viel Ehre. „Es muß was Großes sein, womit man sich gegen andre Völker breit machen und ihren Dichtern Troß bieten will.“¹⁾

Dazu nun aber es zu bringen, der deutschen Nation aus ihrer literarischen Erniedrigung emporzuhelfen, sie auf gleiche Stufe mit den Nachbarvölkern zu heben, darum entbrannte in der nächsten Zeit ein ebenso lebhafter als in seinen Folgen erspriesslicher Wettstreit.

Zwei Wege gab es: Rath und That. Der kürzere wäre der letztere gewesen; aber zur That gehört der Mann. Und der war noch nicht auf dem Platze. So trat einstweilen an die Stelle der Production die Kritik, an die Stelle der Praxis der Kampf der Theorie. Kundige Leser wissen, daß hier von dem Streite zwischen Gottsched und den Schweizern die Rede ist, der im Anfang der vierziger Jahre ausbrach, zunächst Klopstock bilden und die Gemüther auf ihn vorbereiten half, dann aber durch das Erscheinen seines Messias erst den rechten Mittelpunkt und neuen Schwung erhielt.

Gottsched und die beiden Züricher Gelehrten, Bodmer und Breitinger, waren längere Zeit Hand in Hand gegangen. Von den kritischen Bemerkungen über neuere Dichter, welche die letzteren ihrer Wochenschrift: „Diskurse der Maler“, seit 1721 hie und da einstreuten,

¹⁾ Gottsched's Versuch einer critischen Dichtkunst, vierte Aufl. Leipzig 1751, S. 91 f.

bekannte Gottsched, manche Anregung empfangen zu haben. Und hinwiederum, als dieser im Jahr 1729 seine „*Critische Dichtkunst*“ herausgab, machte das encyclopädisch Umfassende dieser Arbeit, deren Brauchbarkeit bald durch wiederholte Auflagen sich beurfundete,¹⁾ auf die Schweizer solchen Eindruck, daß sie für gut fanden, der Gottsched'schen Dichtkunst ein Werk unter gleichem Titel zur Seite zu stellen²⁾. Der Zusammenstoß mit Gottsched war hier noch mehr vermieden als gesucht; aber von jetzt an gab ein Wort das andere, und der Kampf brach in einer Reihe von Zeitschriftenartikeln und eigenen Streitschriften zwischen den Führern und ihren beiderseitigen Anhängern los.³⁾

Wenn man weiß, mit welcher Erbitterung dieser Streit geführt worden ist, wie er das ganze literarische Deutschland jener Zeit in zwei feindliche Heerlager gespalten hat, so stellt man sich wohl vor, daß die Streitenden in den Grundanschauungen uneins gewesen, von ganz entgegengesetzten Standpunkten ausgegangen seien.

¹⁾ S. die vorige Anmerkung.

²⁾ Joh. Jac. Breitinger's *critische Dichtkunst*. Mit einer Vorrede eingeführt von F. J. Bodmer. Zürich 1740. 2 Thle.

³⁾ Man vergleiche über diesen Streit, außer den im Verlauf anzuführenden Quellschriften, die Nachträge zu Sulzers allg. Theorie der schönen Künste, VIII. Bd. 1. Stück: (Manso) Uebersicht der Gesch. der deutschen Poesie seit Bodmers u. Breitingers krit. Bemühungen. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung, IV., S. 41—67. Tanzel, Gottsched u. seine Zeit, S. 185 ff.

Bei näherem Zusehen verwundert man sich dann, Alles anders zu finden, die Gegner in wesentlichen Voraussetzungen einig zu sehen, die Streitpunkte oft mühsam hervorsuchen und feststellen zu müssen. Um so mehr jedoch gibt uns eine kurze Darstellung des Streites ein Bild der trüben und verworrenen Zustände, aus denen Klopstock und weiterhin Lessing die deutsche Literatur herauszuarbeiten hatten.

Dem Leipziger Professor Gottsched war sein Handbuch der Dichtkunst, wie ein ähnliches für die Redekunst, aus akademischen Vorträgen erwachsen. Er stellte mit seinen Zuhörern poetische wie rhetorische Uebungen an, und so wollte er nun auch in jenem Werke „Anfänger in den Stand setzen, Gedichte von allen üblichen Arten untadelig zu verfertigen, und Liebhaber, dieselben richtig zu beurtheilen.“¹⁾ Daher ließt sich sein Buch stellenweise wie ein Kochbuch. Er gibt z. B. Anleitung, eine gute Fabel zu machen: dazu wähle man sich zuerst einen lehrreichen moralischen Satz, suche dann eine Handlung, darin dieser Satz sich zeigt u. s. f.²⁾ Dabei war jedoch Gottsched frei von dem Wahn, durch bloße Regeln einen Dichter bilden zu können. „Ein Poet“, sagt er vielmehr, „müsse eine starke Einbildungskraft viel Scharfsichtigkeit und einen großen Witz schon von

¹⁾ Crit. Dichtkunst, Vorrede, S. XX. der 4. Aufl.

²⁾ Ebendaf. S. 161 ff.

Natur besitzen, wenn er seinen Namen mit Recht führen wolle“; ja er spricht es geradezu aus, daß „die großen Dichter nicht gemacht, sondern geboren werden“. ¹⁾ Wenn dann andererseits die Schweizer Gelehrten nicht minder ernstlich auf die Nothwendigkeit der Regeln neben der natürlichen Begabung dringen, so ergibt sich in diesem Stücke höchstens so viel Unterschied, daß der Nachdruck bei Gottsched mehr auf das Lernbare, bei den Schweizern auf das Angeborne, dort mehr auf die Seite des Verstandes, hier der Einbildungskraft gelegt wird.

Aber die Schriften der Schweizer waren nicht aus akademischen Lehrstunden, sondern aus den Besprechungen eines in Zürich zusammengetretenen Klubbs von Liebhabern hervorgegangen, der nicht auf Unterweisung von Schülern, sondern auf eigene Verständigung der Theilnehmer angelegt war. Schon im Jahre 1727 sprachen sie als ihre Absicht aus, „den wahren Quellen sowohl des Ergeßens, das uns gute Schriften mittheilen, als der Kalksinnigkeit, worin uns schlimme Werke stehen lassen, nachzuspüren“. ²⁾ Und von Breitinger's Critischer Dichtkunst rühmte dann Bodmer in

¹⁾ Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, 1753, S. 53.

²⁾ In einer Abhandlung von dem Gebrauche der Einbildungskraft zur Verbesserung des Geschmacks. Vgl. die Sammlung der Zürcherischen Streitschriften, 2. Stück, S. 149, der neuen Ausg. von 1753.

der Vorrede nicht mit Unrecht, „der Verfasser habe sich in die ursprünglichen und innersten Gründe des Schönen und Angenehmen so tief hineingewaget, und ihren Ursprung in der Natur des Menschen so scharfsinnig entdeckt und auseinandergelesen“, als kein Früherer. Wir sehen: die beiden Züricher stellten sich, von der Gottsched'schen Routine unbefriedigt, auf den Standpunkt der wissenschaftlichen Theorie.

Dabei gelangten sie nun aber keineswegs schon von vorneherein auf abweichende Ergebnisse. Auch ihnen wie dem sächsischen Kunsttrichter war die Aufgabe der Dichtkunst Nachahmung der Natur, was sie durch eine Vergleichung zwischen Poesie und Malerei des Breiteren ausführten; auch ihnen wie jenem ihr Zweck ein lehrhafter, moralischer. Nach Gottsched wollte Homer durch die Ilias lehren, daß Uneinigkeit kein gut thue; durch die Odyssee, daß „die Abwesenheit eines Herrn aus seinem Hause oder Reiche sehr schädlich sei“; Virgil aber hatte bei seiner Aeneis den Zweck, den Augustus von seiner anfänglichen Grausamkeit zurückzubringen.¹⁾ Aber auch nach Breitinger ist die letzte Absicht des poetischen Ergeßens die Erbauung; die Dichtkunst soll die Wahrheiten, die in ihrer reinen philosophischen Form nur von Wenigen gefaßt werden, allgemein verständlich machen; woraus dann ganz folgerichtig das durchaus

¹⁾ Gottsched's Crit. Dichtkunst, S. 160, 474.

Strige abgeleitet wird, daß auf diejenigen Geister, welche die darin verhüllten Wahrheiten ohne Hülle anzuschauen vermögen, die Dichtkunst keine Wirkung mehr thun könne.¹⁾

Freilich ist es bei Gottsched pössierlich zu lesen, wie er sich den Ursprung der Poesie vorstellt. „Wenn ein munterer Kopf von gutem Naturell sich bei der Mahlzeit oder durch einen starken Trunk das Geblüt erhitze und die Lebensgeister rege gemacht hatte, so hub er etwa an zu singen.“²⁾ Aber auch die Züricher fanden die Vorstellung jenes Engländers sehr einleuchtend, daß die angebliche Armuth Homers, die ihn zum fahrenden Bänkeljängerleben nöthigte, für seine Poesie ein großes Glück gewesen sei. „Wenn ein Mensch Kälte und Müdigkeit ausgestanden hat, und nachher wieder erquicket wird, stellet sich die Freude mit Macht bei ihm ein, sein Herz wird weiter, seine Lebensgeister fließen strenger, und wenn ein poetischer Geist bei ihm ist, wird solcher gewißlich losbrechen.“³⁾

Auch darin stimmen beide Theile überein, was auf Klopstock nicht ohne Wirkung bleiben konnte, daß sie

¹⁾ Breitinger's Crit. Dichtkunst, I., S. 104, 124.

²⁾ A. a. O. S. 82.

³⁾ Von dem wichtigen Antheil, den das Glück beitragen muß, einen epischen Poeten zu formiren. Nach den Grundsätzen der Inquiry into the life and the writings of Homer. Sammlung der Zürcherischen Streitschriften u. s. f. von 1741 — 44, VII. Stück, S. 22.

das Epos an die Spitze sämtlicher Dichtungsarten stellten. „Die epische Fabel“, sagt Gottsched, „ist das Vortrefflichste, was die ganze Poesie zu Stande bringen kann, wenn sie nur auf die gehörige Art eingerichtet wird; das Heldengedicht das rechte Hauptwerk und Meisterstück der ganzen Poesie.“¹⁾ Und fast mit denselben Worten nennt Breitinger dasselbe gleichsam den Inbegriff aller übrigen Gattungen, das vollkommenste Hauptwerk der Poesie.²⁾ Das Heldengedicht definirt Gottsched als „die poetische Nachahmung einer berühmten Handlung, die so wichtig ist, daß sie ein ganzes Volk, ja wo möglich mehr als dieses, angeht, in einer wohlklingenden poetischen Schreibart, darin der Verfasser theils selbst erzählt, theils aber seine Helden redend einführt, in der Absicht, dem Leser eine wichtige Wahrheit auf eine angenehme und lehrreiche Art einzuprägen.“³⁾

Es war nichts in dieser Definition, was die Schweizer hätten verwerfen müssen; aber sie mußten in derselben etwas vermissen. Als Klopstock später den Gegenstand seines epischen Gedichts gegen Angriffe zu vertheidigen hatte, berief er sich neben der Größe und Wichtigkeit der Handlung in demselben darauf, daß man keine werde zu nennen wissen, „die das Herz so stark und

1) Gr. Dichtkunst, S. 165, 469.

2) Gr. Dichtkunst, I. S. 91.

3) N. a. D. S. 485 f.

von so vielen Seiten bewege, als die, welche er gewählt habe.“¹⁾ Und Breitinger betrachtete es als die Aufgabe der Poesie überhaupt, „daß sie die Augenbraunen aufsträuffet, das Gemüthe einnimmt, hohe Sachen vorträgt, in Erstaunung versetzet.“²⁾

Eben von dieser Frage aus, die sie sich stellten: Was ist der Grund des Eindrucks, den die Poesie auf unser Gemüth macht? und wie kommt es, daß uns eine Dichtung mehr als die andere ergreift? von dieser Frage aus gelangten die Schweizer auf einen Standpunkt, von welchem aus sie Dichtungen priesen, die für Gottsched ein Gräuel waren, und solche geringschätzten, die dieser als Muster aufstellte. Der Grund unsres Ergehens an poetischen Darstellungen, sagten sie zwar noch ganz in Einstimmung mit Gottsched, ist unsre Freude an einer guten Nachahmung der Natur. Wenn schon die Anschauung der Naturgegenstände selbst uns Freude macht, so verdoppelt sich diese Freude einer gelungenen Nachahmung gegenüber, weil sie uns zugleich die Kraft des menschlichen Geistes zum Bewußtsein bringt. Aber nicht alles Natürliche, mithin auch nicht die Nachahmung eines jeden, rührt uns, da wir für das Meiste durch die Gewohnheit abgestumpft sind. Um uns zu rühren, muß ein natürlicher oder nach-

¹⁾ S. den Brief Klopstocks bei Cramer, Individualitäten II, S. 17.

²⁾ Gr. Dichtf. I., S. 372.

geahmter Gegenstand neu sein. Neu ist, was uns nicht durch täglichen Gebrauch und Umgang bekannt und gewöhnlich ist, mithin Alles, was selten gefunden wird, was nach Zeit, Ort und Verständniß uns entzückt ist, mit unsern Begriffen, Sitten und Gewohnheiten nicht übereinstimmt. Das Neue hat Grade, je nachdem es sich von unsern Gewohnheiten, Vorstellungen u. s. f. mehr oder weniger entfernt; es ist auch relativ, sofern etwas einem Menschen oder einem Zeitalter neu sein kann, das es für einen andern oder für eine spätere Zeit nicht ist. Im höchsten Grade neu ist dasjenige, was unsern Begriffen von dem ordentlichen Lauf der Dinge entgegenzustehen scheint: das Wunderbare. Das Neue nach seinen verschiedenen Stufen schafft der Dichter, indem er entweder neue Wesen erfindet (allegorische Personen); oder niedrigeren Wesen Verrichtungen von höheren zutheilt (Fabel); oder die höhere Geisterwelt in die unsrige eingreifen läßt; oder endlich die wirkliche natürliche Welt nach einer möglichen andern Ordnung zum Zwecke höherer Vollkommenheit zusammenstellt.¹⁾

So weit ging nun freilich Gottsched nicht mit. Zwar auch die Schweizer umgaben ihr Wunderbares vorsichtig mit Schranken. Der Widerspruch desselben mit dem ordentlichen Gang der Dinge dürfe nur schein-

¹⁾ Breittinger's Crit. Dichtkunst, I., S. 111 ff. 150 ff. 263 ff. 426.

bar, und dieser Schein müsse auflöslich sein. Der Poet müsse dem Wunderbaren die Farbe des Wahrscheinlichen, wie dem Wahrscheinlichen die des Wunderbaren anzustreichen wissen.¹⁾ Allein, während die Schweizer damit die Engel- und Teufelskämpfe in Milton's verlorenem Paradiese befürwortet haben wollten, war für Gottsched auch schon bei Homer des Wunderbaren zu viel. Nicht nur Vulcans wandelnde Statuen, sondern Homers Götter selbst und Manches an seinen Helden fand er tadelnswerth, weil es allzu sehr gegen die Wahrscheinlichkeit verstöße. In Ariost's und Milton's Zauber- und Geisterwelt sah er vollends franke Hirngeburten; „fluge Dichter“ meinte er, „bleiben beim Wahrscheinlichen, d. h. bei menschlichen und solchen Dingen, deren Wesen und Wirken zu beurtheilen nicht über die Grenzen unserer Einsicht geht.“²⁾

Von diesen verschiedenen Standpunkten aus mußten sich denn auch zwei ganz verschiedene Ansichten von dem poetischen Ausdruck und dessen Hervorbringung ergeben. Wohl sagt auch Gottsched, der Gedanke sei die Hauptsache, woraus dann das Wort von selbst fließe; „der Kopf müsse erst recht in die Falten gerücket sein“ (ein Lieblingsausdruck), „so werde hernach die Feder schon von selbst folgen“³⁾: doch gibt er dann in der

¹⁾ A. a. D. I., S. 132.

²⁾ Gottsched's Crit. Dichtkunst, S. 224.

³⁾ A. a. D. S. 346.

herkömmlichen Art eine Reihe von Redefiguren an, deren sich der Dichter für die verschiedenen Arten der poetischen Schreibart, die er unterscheidet, die natürliche, die sinnreiche, und die feurige oder pathetische, bedienen möge. Dieser Lehrart tritt nun Breitinger, besonders was die letztere Schreibweise betrifft, nachdrücklich entgegen, „weil sie uns von der Natur, als der einzigen Lehrmeisterin der Sprache der Leidenschaften, abführe, und zu dem Wahne verleite, als ob wir mit frostigen Sinnen und kaltem Herzen dennoch beweglich schreiben, und, wie sich einer von den deutschen Kunststrichtern“ (Gottsched) „ausdrücke, die schläfrige Schreibart dadurch ein wenig erwecken und anfeuern könnten“. Daher komme es, daß man „diese Formen des pathetischen Ausdrucks als bloße Zierrathen ansehe, und nicht bedenke, daß sie allemal überflüssig, müßig und unwahrscheinlich seien, wenn sie nicht aus einem entzündeten Herzen hervorsfließen“. Die rechte Wahl und Anwendung dieser Figuren könne keine Kunst, sondern nur die Leidenschaft selbst lehren; „mit kaltfinnigem Herzen werde man immer von dem wahren Maße der Natur abweichen“. Es wäre daher zu wünschen, daß die Kunstlehrer die Zeit und Mühe, die sie bisher aufgewendet haben, das trockene Verzeichniß von Redefiguren als nöthigen Vorrath zur beweglichen Ausdrucksweise einander nachzuschreiben, „inskünftige dazu anwenden würden, die Natur und die Gänge der er-

higten Gemüthsleidenschaften in dem menschlichen Herzen selbst auszufundtschaften, und daraus allgemeine Regeln herzuleiten, welche dienen können, den Grund verschiedener pathetischer Ausdrückungen zu entdecken.“ So wenig nämlich die bloße Kunst ohne wirkliche innere Wärme den Ausdruck der Leidenschaften ohne Abbruch der natürlichen Wahrscheinlichkeit nachmachen könne, so möge doch bei einem geschickten Verfasser die Kunst der Natur aufhelfen, „angesehen derjenige, der die Natur der Leidenschaften kennet, nothwendig geschickter sein muß, dieselben in seinem Gemüthe“ (zum Behuf der Nachahmung) „rege zu machen und den Fußstapfen ihrer Natur nachzugehen.“ ¹⁾

Mit dem Gewichte, welches die Schweizer auf ächte Darstellung der Leidenschaft legten, hing es zusammen, daß sie überhaupt in Betreff des poetischen Ausdrucks vor Allem auf Kraft und Kernhaftigkeit drangen. Sie hielten viel auf sogenannte Machtwörter, d. h. auf prägnante Ausdrücke, denen eine sinnliche oder sonst aus dem Leben genommene Bedeutung zu Grunde liegt; sie empfahlen Ellipsen, Inversionen, Participien, „die nur ein ungehirnter Kopf nicht verstehen, nur ein kalt-sinniger, langsamer Mensch umschreiben“ möge²⁾. Auch Gottsched leitete aus dem ächt Gottsched'schen Grunde,

¹⁾ Vergl. Breitingers Crit. Dichtkunst, II., S. 366 — 72, mit Gottscheds Cr. Dichtk. S. 313 f.

²⁾ Breitinger a. a. O. II., S. 50 ff., 136 ff.

weil der Poet die Absicht habe, „durch seine Gedichte sich in Hochachtung zu setzen“, den Grundsatz ab, daß er sich folglich keiner gemeinen Ausdrücke bedienen dürfe; aber um Alles müssen sie deutlich, um Alles recht natürlich sein. „Nicht nur im vorigen Jahrhundert“, sagt er, „hat die Mariniſche Schule den dunkeln Wust in die Dichtkunst gebracht, sondern auch iſo will uns die Miltoniſche Secte von Neuem überreden, nichts sei schön, als was man kaum verstehen, oder doch mit vielem Nachsinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann.“ Verkehrte Wortstellungen gelten für poetisch, und Sprachschöner werden gemacht, damit die Sache ungemein ausſehen ſolle.¹⁾

Unter den deutſchen Poeten drehte ſich in dieſer Hinſicht vor Klopſtods Auftreten der Streit vorzüglich um Haller. Die Schweizer empfahlen des Landſmanns körnigen, gedankenſchweren Ausdruck: während Gottſched in ihm einen Erneuerer des Lehenſtein'ſchen Schwulſtes bekämpfte. In Haller's berühmtem Verſe:

Nach deinen Raupenſtand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinen Zweck, die nicht zur Ewigkeit²⁾ —

ſand man auf der einen Seite ebenſo ein Muſter gedankenreicher Kürze, wie auf der andern von geſchraubter Bilder- und Räthſelrede.

Dem Berner Dichter wie den Züricher Kritikern wurde

1) Gottſched's Crit. Dichtk. S. 229. 278. 290.

2) In dem Gedicht: Antwort an Herrn J. J. Bodmer.

von dem Leipziger Professor auch die Rauzigkeit ihrer Alpen Sprache und mancherlei Provincialismen vorgeworfen. Diese Beschuldigung war nicht ungegründet; in der Reinheit und Glätte der Sprache war ihnen Gottsched entschieden überlegen, und man darf nur Bodmer's und Breitinger's spätere Schriften mit den frühern vergleichen, um gewahr zu werden, wie bedeutend sich ihr Ausdruck eben auch in der Reibung an ihrem Gegner abgeschliffen hat. Bis zu einem gewissen Punkt erkannten sie das selber an; aber sie urtheilten, daß Gottsched mit seinem sächsischen Purismus zu weit gehe. In Absicht auf die Aussprache, meinte Bodmer, sei der meißnischen Mundart der Vorzug zuzuerkennen; aber in Bezug auf die Wahl der Worte und Ausdrücke solle sie nicht den Meister spielen wollen. „Wahrhaftig, die Verschiedenheit der Mundart in Sachsen von denen der übrigen Provinzen entsteht öfter dadurch, daß jenes gute alte Wörter hat untergehen lassen, die diese unverändert behalten haben“¹⁾. Und hier ist der Widerstand, welchen die Schweizer, auf ihre Bekanntschaft mit den Minnesängern und dem Nibelungenliede gestützt, einer allzu eckeln Verengung unsres Sprachschatzes entgegengestellt haben, höchst verdienstlich gewesen. Denn nicht bloß wirkliche Provincialismen, sondern auch solche Wörter und Redensarten, die, bei

¹⁾ Bodmer's Vorrede zu der Fortsetzung (II.) von Breitinger's Crit. Dichtkunst.

den alten schwäbischen Dichtern, ja noch bei Opitz im Gebrauche, damals abgekommen, oder die, nach richtiger Analogie gebildet, damals noch ungebräuchlich waren, sahen sich von den Obersachsen angefochten. Man sollte nicht mehr auf etwas „fußen“, nicht „den Feind bestehen“ dürfen; des Ausdrucks „enthaltfam“ sollte man sich enthalten; daß „die Erde lechze“, oder „weiche Lüfte“ wehen, wollte man sich nicht aufbinden lassen; Wörter, wie abändern, veredeln, überfließen, sonnig, unerkennbar u. dgl. wurden als unerhörte Bildungen beanstandet. Dagegen stellte Breitinger den Satz auf, man könne kein Wort mit Recht als veraltet bezeichnen, als bis man ein neues durchaus gleichbedeutendes nachweisen könne; einen kurzen Kraftausdruck aber umschreiben zu wollen, sagte er höchst treffend, sei ebenso bettelhaft, wie wenn einer ein Geschenk von etlichen Kronen in Scheidemünze auszahlen wollte.¹⁾

Da es sich darum handelte, eine deutsche Literatur, die sich neben denen der Nachbarvölker sehen lassen könnte, erst zu begründen, so boten sich die Literaturen dieser Nachbarvölker von selbst als Muster zur Nachahmung dar. Bei beiden streitenden Parteien finden wir diese Hinweisung: aber jede wies nach einer andern Seite, einem andern Lande hin. Nach Gottsched sind, was für die Römer die Griechen waren, „für uns ipso die Franzosen. Diese haben uns in allen großen

¹⁾ Crit. Dichtkunst, II., S. 59 ff. 199 ff. 211.

Gattungen der Poesie sehr gute Muster gegeben, und sehr viele Discurse, Kritiken und andre Anleitungen geschrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Aber die alten Griechen und Römer sind uns deswegen nicht verboten“¹⁾. Damit wollte jedoch Gottsched das deutsche Selbstgefühl nicht niederschlagen; im Gegentheil meinte er, wir sollen uns „über die slavische Hochachtung alles dessen, was ausländisch ist, erheben, die uns bisher mehr geschadet als genützt habe“²⁾. Und gegen den Französisismus deutscher Fürsten, insbesondere auch des großen Friedrich, hat kaum Klopstock später sich schärfer ausgesprochen als Gottsched, wenn er sogar den wilden Attila, der seine barbarische Sprache so geliebt, daß er sie auszubreiten gesucht habe, patriotischer findet, als diejenigen deutschen Prinzen, „die ihre Muttersprache eher ausrotten als ausbreiten, eher selbst verachten und vergessen, als Andern anzupreisen und fortzupflanzen suchen.“³⁾

Wie Gottsched auf die Franzosen (und die französisch gebildeten Engländer der nächstvergangenen Zeit), so sahen die Schweizer, um die deutsche Dichtung nach Gehalt und Form zu heben, auf die (ächten, ältern) Engländer, vor Allen auf Milton, hin. Die Kühnheit

¹⁾ Crit. Dichtkunst, S. 41.

²⁾ A. a. O. S. 87.

³⁾ In Bayle's von ihm verdeutschtem Wörterbuch, Leipzig 1741, Thl. I, S. 383, den Art. Attila.

seiner Sprache sollten wir uns zum Muster nehmen, um die unsrige poetischer zu gestalten, statt, wie furchtsame Sprachlehrer rathen, durch Nachahmung der Franzosen sie noch enger und nüchterner zu machen. Die Wirkung, die überhaupt (der von ihm übersezte) Milton auf die Umgestaltung der deutschen Dichtung und Denkart demnächst haben sollte, hat Bodmer wahrhaft prophetisch vorher verkündigt. „Ein folgendes Geschlecht Menschen“, sagt er, „wird seiner Phantasie einen weiten Kreis vergönnen, sich darin umzusehen und zu üben, als diese enge Erde, oder auf dieser Erde die schmale Wissenschaft eines Hochzeitjägers oder Liebedichters, oder die matten Empfindungen eines Lehrers der rhetorischen Figuren. Und diese erweiterte Phantasie wird ein hoher Verstand in ihrem Fluge regieren, wie bei Milton geschehen ist. In demselben Weltalter wird Milton die Lust und das Wunder der Deutschen sein, und die Seztlebenden, die des Mannes Stoff, Erfindungen und Vorstellungen so unnatürlich und ausschweifend heißen, werden dann nicht nur ihren Schriften, sondern auch dem Namen nach todt und vergessen sein. Und vielleicht wird dieses Weltalter unmittelbar auf das unsrige folgen, so daß eine gute Anzahl von den Seztlebenden dasselbe noch erleben wird.“¹⁾

¹⁾ Von der Schreibart in Miltons verlorenem Paradies. Sammlung der Zürcherischen Streitchriften von 1741—44, III., S. 133 der neuen Aufl. von 1753.

Noch einen die poetische Form betreffenden Punkt dürfen wir hier nicht zurücklassen, da er von dem unmittelbarsten Einfluß auf Klopstock gewesen ist. Die Schweizerischen Kunstlehrer verwarfen den Reim. Ein verständiger Mann könne sich aus dem Geschelle und Geklapper desselben nicht viel machen, und jedenfalls werde das kleine und kindische Ergeßen durch den Zwang, den er dem Poeten auflege, und das Hinderniß, das er dem höhern Vergnügen des Verstandes und der Phantasie entgegensetze, allzu theuer erkauft. „Wiewohl ich aber“, sagt Breitinger hinzu, „die Mängel unfres deutschen Verses vor Augen sehe, so habe ich doch das Feuer nicht, das von Nöthen wäre, denselben meinen Landsleuten aus den Händen zu winden; wozu es einer nicht geringern Stärke bedürfte, als von Nöthen gewesen wäre, dem Hercules seine fnerige Keule aus der Hand zu winden.“¹⁾

Auch dieß ist wieder ein Punkt, wo zwischen Gottsched und den Schweizern nicht der vollständige Gegensatz stattfindet, den man wohl erwartet. Auch Gottsched hielt den Reim durchaus nicht für ein unerläßliches Erforderniß bei deutschen Gedichten. Er ist im Gegentheil geneigt, denselben mit Shaftesbury als einen Ueberrest der barbarischen Longebarden, Gothen und Nor-

¹⁾ Crit. Dichtkunst, II., S. 460 ff. Sammlung der Zürcherischen Streitschriften, II., S. 138.

mannen anzusehen. Darum will er ihn jedoch nicht sofort abgeschafft wissen, da er das Ohr belustige, ohne den Verstand zu beeinträchtigen. Sondern nur neben den gereimten wünscht er auch reimlose Verse unter uns eingebürgert zu sehen, wie das in Italien und England der Fall sei. Man würde dann, meint er, mehr auf die Sachen und Gedanken in den Versen sehen, als auf den Klang. Man könnte die alten Dichter besser übersetzen. Auch Tragödien und Komödien ließen sich leichter machen und klingen natürlicher; und hierin räumt Gottsched den Engländern mit ihrem freien reimlosen Jambus den Vorzug vor den Franzosen mit ihrem steifen Alexandriner ein. Unter den reimlosen Versarten, die sich zur Verpflanzung auf deutschen Boden eignen, empfiehlt Gottsched besonders auch den Hexameter, und gibt von diesem, wie auch von dem elegischen und etlichen lyrischen Maßen recht wohlgelungene Proben. „Meines Erachtens“, setzt er hinzu, „fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit, noch an Verstand, noch an Stärke in seiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine solche Art von Gedichten zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszustatten, deren sonst eine poetische Schrift außer den Reimen fähig ist“¹⁾. Wollten wir hierin eine Weissagung auf Klopstock finden, so

¹⁾ Gottsched's Crit. Dichtkunst, S. 377 ff.

würde dieß freilich Gottsched nicht gelten lassen; denn er sah, als der Messias erschien, seine Forderungen an deutsche Hexameter so wenig erfüllt, daß es ihn reuen wollte, zu solchen ermuntert zu haben.¹⁾

¹⁾ N. a. D. S. 398. Vgl. Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, Leipzig 1752, S. 205—220: Herrn Joh. Christ. Gottsched's Gutachten von der heroischen Versart unserer neuen biblischen Epopöen.

3. Klopstock's dichterische Entwürfe.

Treten wir nun von dem literarischen Markt und Kampfplatz in das klösterliche Arbeitszimmer unseres werdenden Dichters, so finden wir diesen von dem Treiben da außen keineswegs abgesperrt. Neben Homer und Virgil hat er, von den kritischen Schriften der Sachsen unbefriedigt, die von Bodmer und Brei-
finger als vertraute Handbücher vor sich liegen. An dem Bilde eines epischen Dichters, das Bodmer in seinem kritischen Lobgedichte entworfen hatte, blickte er, laut seiner eigenen Aeußerung, wie Cäsar an dem Bildniß Alexanders hinauf.¹⁾

Es ist der Mühe werth, daß wir einen Blick auf dieses Gedicht werfen, weil in der That Klopstock

¹⁾ J. J. Bodmero F. G. Klopstock, Langensalzae 10. Aug. 1748. F. G. Klopstock's sämtliche Werke, ergänzt in 3 Bänden 1c. von Hermann Schmidlin, Stuttg. 1839, I, S. 456. Deutsch in Klopstock's Sammtl. WB. Leipzig 1854/55. X, S. 361.

Epos die hier gegebene Anweisung nicht verläugnet¹⁾. Nach einem kritischen Ueberblick der Geschichte der deutschen Dichtkunst, aus welchem Gerbinus manches treffende Urtheil anführen konnte, gibt der kritische Poet, was derselben jetzt Noth thue, mit den Worten an:

Hat irgend die Natur in Jemand's Geist gesenkt
Die Hoheit von Verstand, womit sie selbst gedenkt;
Hat sie sich ihm entkleid't, die Regeln aufzudecken,
Wie zell- und reihenweis die Ding' in Dingen stecken,
Ein Rad im andien Rad: demselben ist vergönnt,
Dah' er das Meisterwerk der Poesie beginnt.
Erscheine großer Geist, und singe Ding' und Thaten,
So theils die Zeit begrub, theils ihr noch nicht gerathen.
Ergänz' was sie verbarg, bring vor der Zeit herbei
Die seltene Geschicht' in neuverknüpfter Reih'.
Was jemals die Natur vom Wunderbar und Großen
In Engeln, Geistern, Mensch und Körpern eingeschlossen,
Was in den Neigungen und Thaten Hohes steckt,
Liegt offenbar vor dir, entwidelt, unbedeckt.

Erst möge er an kleinen Stoffen seine Kräfte üben;
sei er so vorbereitet,

So wage deinen Fuß auf des Homerus Bahn,
Und greif' das große Werk geübt und tapfer an.

Der Gegenstand, den hiezu Bodmer beispielsweise dem Dichter anrath, ist nun zwar an sich kein übernatürlicher, sondern „Colombi Fahrt und Entdeckung“. Doch

¹⁾ Charakter der deutschen Gedichte, Zürich 1734. Wiederholt in J. S. B. Critische Lobgedichte und Elegieen, Zürich 1747.

Damit auch das Gedicht nicht menschlich und gemein,
 Damit es dir bei Nacht geoffenbaret schein',
 So führe Geister ein, verschieden an Gestalt,
 An Farbe, Wissenschaft, an Tugend und Gewalt,
 Mit Körpern angethan, die Anschläg' ihrer Sinnen,
 Die Freundschaft oder Haß erzeugte, zu beginnen.
 Der Handlung, die du singst, erhabenes Gewicht

.....

Ist's werth, daß Engel selbst mit sorgenvollen Blicken
 Nach ihrem Ausgang sehn und die Geschicht' besichtigen.

.....

Bericht' dann, wie und was in einer höhern Sphäre
 Gedacht wird und gethan; erweitere und vermehre
 Des Wissens schmalen Schrauk. Dir ist nicht unbekannt,
 Was jene Schaar beginnt, mit der dein Geist verwandt,
 Die durch das Ganze fliegt, zwar still und ungesehn;

..... Du find'st in dir den Plan,

Was sie im Himmelsaal, im tiefen Thal der Höllen,
 Und in der Sternen-Welt bemüht sind zu bestellen.

Verglich er mit diesen Anforderungen seine Fähigkeiten und Neigungen, so glaubte der junge Klopstock in sich den Geist, den Bodmer zur Begründung einer deutschen Dichtung forderte, zu finden. „Sobald ich“, erzählte er später, „immer streng in der Untersuchung über mich selbst, und unbestochen von Eitelkeit, bemerkt zu haben glaubte, die Natur habe mir Dichtertalent verliehen, war es mein Beschluß, an etwas Großes, an ein Werk, das die Nation noch nicht hatte, mich zu wagen. Begeistert von Homer und Virgil (andere Epiker lernte ich später kennen), hatte ich mir früh gelobt, eine Epopöe zu schreiben; aber über die Wahl

des Stoffes war ich lange uneinig mit mir. Heinrich der Befreier der Deutschen, hatte Anfangs meine Vorliebe¹⁾. Ich dachte die Maschinerie von guten und bösen Engeln, etwa auch allegorische Personen, ebenfalls anbringen zu können: doch war auch wieder Manches, was mich von diesem Thema abwendete. Einst, in einer der glücklichsten schlaflosen Nächte, wo meine unruhige Einbildungskraft dringender mich aufzufordern schien, doch endlich einmal fest zu wählen, war es wie durch eine plötzliche Eingebung, daß der Messias als der würdigste Held, den ich besingen sollte, sich mir darstellte. Sobald diese Idee sich meiner bemächtigt hatte, reiheten sich sogleich in buntem Gedränge so viel andere Bilder daran, daß bald im schwebenden, großen, noch unbestimmten Umriß eine Art von Plan vor mir stand. Als ich diesen Gedanken lange in meinem Bette nachgehangen hatte, mit dem festen Entschlusse, bei dieser Wahl zu verharren, schlief ich endlich ein, und wachte mit demselben am andern Morgen ganz heiter wieder auf²⁾. Tag und Nacht beschäftigte von

1) Vergl. die Aeußerung in der Ode: Mein Vaterland. WB. IV, S. 214.

2) Aussage eines persönlichen Bekannten Klopstocks, der die obige Erzählung im Jahre 1791 aus seinem Munde vernommen haben will. Hallische Allg. Lit. Ztg. 1827, Ergänzungsblätter, Mai, Nr. 51, S. 403 f. Sie stimmt mit der Darstellung Klopstocks in der Ode: An Freund und Feind, WB. IV, S. 260 durchaus zusammen.

jetzt an den jungen Dichter sein großer Plan. Einmal sah er die Menschenmutter Eva im Traume, so deutlich, daß, wäre er Maler gewesen, er sie hätte abmalen können; als Dichter hat er später das Gesehene am Anfang des 19. Gesangs der *Messiade*, der vom Weltgericht handelt, wiederzugeben gesucht. Auch nach dem Richter in der Höhe wagte er in demselben Traum ehrfurchtsvoll aufzublicken; aber er sah nur glänzende Füße, und erwachte schnell¹⁾. Ganz der Bodmer'schen Vorschrift gemäß, nach welcher das geforderte Epos der Zukunft „wie im Traum geoffenbart scheinen“ sollte.

Bedenkt man, daß Klopstock mit der Bibel vom Elternhause her vertraut war, und daß in der Pforte das Alte und das Neue Testament in den Ursprachen gelesen wurden, so kann man sich die Wahl eines biblischen Thema für sein Heldengedicht gar wohl erklären. Die Maschinerie von guten und bösen Engeln aber, an die er schon bei seinem Plan eines Epos über Heinrich gedacht haben will, und die nun in seiner *Messiade* eine so wesentliche Stelle einnimmt, war ihm als Bestandtheil eines epischen Gedichts nirgends näher gelegt als in Milton's Verlorenem Paradiese, das er um jene Zeit kennen lernte. Er war eines Nachmittags,

¹⁾ Klopstock an Heimbach, vom 20. März 1800 BB. X, S. 467.

so erzählte er in späteren Jahren dem jungen Cramer, als auf der Stube eines Mitschülers ihm zum erstenmale Milton in die Hand fiel. Unglücklicherweise stieß er, da er ihn aufschlug, gerade auf die häßliche Allegorie von Sünde und Tod im zweiten Buche, die ihn, zumal auch die Uebersetzung schlecht war, nicht zum Weiterlesen reizte. Erst später bekam er die Bodmer'sche Uebersetzung zu Gesicht, die nun, wie er in der Folge an den Uebersetzer schrieb, „die Glut, welche Homer in ihm entzündet hatte, in helle Flammen setzte, und seine Seele zur religiösen Poesie erhob“¹⁾. Dieß, drei Jahre nach seinem Austritt aus der Schulpforte geschrieben, lautet, als hätte die Bekanntschaft mit Milton's Epos ihn zur Wahl eines religiösen Stoffes für das seinige bestimmt; in späteren Jahren stellte er die Sache so dar, als wäre die Idee zur Messiasde in ihm entstanden, ehe er eine Zeile von Milton gesehen hatte²⁾. Wir würden geradezu sagen, daß ihn hierin die Erinnerung getäuscht haben müsse, wenn jene frühere Aeußerung gegen Bodmer bestimmter wäre.

Nachdem Klopstock von seinem 15. bis 21. Jahre in der Schulpforte verweilt hatte, hielt er vor seinem Abgang im Herbst 1745 dem Herkommen in der Anstalt gemäß noch eine lateinische Abschiedsrede, die, uns

¹⁾ An Bodmer, vom 10. Aug. 1748, bei Schmidlin, I, S. 459. W.W. X, S. 361.

²⁾ Cramer, Er und über ihn, I, S. 36f.

glücklicherweise erhalten¹⁾), ein merkwürdiges Denkmal seines damaligen Standpunkts, seines früh fertigen Wesens ist. Die Wahl des Gegenstandes scheint ihm freigestellt gewesen zu sein; denn er sprach geradezu von dem, dessen sein junges Dichtergemüth damals voll war: von dem Wesen und Berufe des epischen Dichters²⁾.

Von der hohen Würde der Dichtkunst überhaupt geht er aus. Wohl ist sie Nachahmerin der Natur; aber indem sie (hier sehen wir Breitingers Lehren), nach Schönheit und Vollkommenheit strebend, die natürlichen Dinge in neuer Ordnung zusammensetzt, erhebt sie sich zum Range einer Schöpferin. Freilich gibt es auch eine gewöhnliche und niedrige Art der Poesie, die sich dieses Namens mit Unrecht anmaßt, und wohl zu unterscheiden ist von jener hohen und ächten, die Gott selbst gewürdigt hat, sich ihrer als eines Organs seiner Offenbarung zu bedienen. Ein Moses, Hiob, David, dann die verschiedenen Propheten,

¹⁾ Es hieß übrigens, Klopstock habe statt des Originals, das er sich später einmal ausgebeten, der Schulpforte nur eine Copie zurückgegeben. S. Die Klopstockfeier in Leipzig x., Leipzig 1839, S. 13.

²⁾ *Declamatio, qua poetas Epopoeiae auctores recenset* F. G. Klopstock, in provinciali schola Portensi, a. 1745 die 21. Sept. In Schmidius Supplementen I, S. 113 — 138. Auch bei Gramer, a. a. O. I, S. 99 — 132, und in deutscher Uebersetzung S. 54 — 98.

sind ebenso sehr als Dichter zu bewundern, wie als Träger göttlicher Offenbarung zu achten; daß aber der Sohn Gottes selbst in seinen Gleichnißreden sich der dichterischen Form bedient hat, ist die höchste Ehre der Poesie. Wer von diesem Gesichtspunkt aus die Dichtkunst betrachtet, wird der Beschäftigung des Redners mit derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen, wird auch begreifen, warum er jetzt zum Lobe der Dichter sprechen will. Aber es gibt nur wenige wahre Dichter, und von diesen wiederum hat sich der Redner nur eine ganz kleine Zahl auserlesen, diejenigen nämlich, die mit ihres Namens Unsterblichkeit mehr als andere die Folgezeit erfüllt haben: die epischen Dichter.

Von jeher hat man dem Heldengedicht den ersten Platz unter den Werken der Dichtkunst eingeräumt. Erfordert es doch eine Handlung, die sich, wenn nicht auf den ganzen Erdkreis, doch auf einen großen und den vornehmsten Theil seiner Bewohner bezieht, und mit geschickten und bewundernswerthen Erfindungen ausgeschmückt sein muß. Hier also gilt es, alle Geisteskraft und Kunst aufzubieten; das epische Gedicht verhält sich zu den übrigen Dichtungsarten wie die ganze Erde zu ihren Theilen; während die andern Dichter nur eben Menschen sind, gleicht der Heldendichter einem himmlischen Genius; vom höchsten Standpunkte, gleichsam vom Himmel herab, überfieht er alles das auf einmal,

was andere nur Stück für Stück nacheinander zu sehen bekommen.

Gehen wir nun die Reihe dieser Dichter entlang, jener großen Seelen, welche, niedrige Dichtarten verschmähend, ein Heldengedicht zu schaffen den Muth gehabt haben, so begegnet uns an erster Stelle Homer. Er umfaßt die Natur in ihrer Schönheit als eine geliebte Schwester; er hat, mit dem Urbilde dichterischer Vollkommenheit in der Brust, das Heldengedicht nicht allein erfunden, sondern auch vollendet. Einfalt in der Majestät ist sein Vorzug; was von seinem Schlummern gesprochen wird, ist nur ein Beweis (mit Pope zu reden), daß seine Leser bisweilen träumen. Ihm steht Virgil nur dadurch nach, daß er ihn zum Vorgänger hatte; die Natur, kann man sagen, wenn den Griechen mit der Rechten, umfängt den Römer mit der Linken. Beide bleiben ewige Vorbilder, und nur Eins ist zu bedauern, — daß sie keine Christen waren!

Von da an ist eine Kluft von Jahrhunderten; erst Tasso ist wieder nennenswerth, der einen glücklich gewählten heiligen Stoff mit reichem und feurigem Geiste ausgeschmückt hat. Aber er hat mehr Phantasie als Geschmaç, hält sich nicht immer auf gleicher Höhe, und preßt dem Nachfolger, bei aller Bewunderung, doch niemals die Thränen der edlen Nach-eiferung aus. Nach einem Blick auf die Entartung der neueren italienischen Poesie wendet sich der Redner

sofort England zu, dieser Königin unter den Nationen Europa's, wo nun mit ähnlicher Auszeichnung, wie oben Homer, Milton eingeführt wird. An Geist und Dichterkraft sein würdiger Nebenbuhler, steht er durch die Würde der geoffenbarten Religion, die er verherrlicht, über dem Griechen, während er den Fußstapfen der heiligen Schriftsteller von Ferne und mit Ehrfurcht nachgeht. Wie erhaben ist sein Gegenstand: Gott, Himmel und Hölle, das Chaos, die Reihe der daraus hervorgegangenen Welten, die Bewohner der Gestirne, die Engel und Menschen vor und nach dem Fall, mit dem Ausblick auf die Erlösung. Einen noch erhabenern Stoff hat der jugendliche Redner sich selbst zur dichterischen Bearbeitung ausersehen; eine Kühnheit, um deren willen er Miltons erhabenen Schatten ihm nicht zürnen zu wollen bittet.

Bedeutend abwärts geht es von da zu den Franzosen, deren Geist fein und leicht, aber selten erhaben ist. Manche hat ein edler Ehrgeiz in die epische Bahn gerissen; aber wenige sind darin glücklich gewesen. Einsam steht Fenelon da, der in seinem Telemach den Virgil an einfacher Anmuth erreicht, an sittlichem Geiste übertrifft. Daß Voltaire dieses Werk nicht als Epos, sondern nur als Roman gelten lassen will, ist Reid; denn er mit seiner Henriade steht tief darunter. Bierlich, aber nicht groß, natürlich, aber oft auch gewöhnlich, läßt er einen am Ende kalt; abgesehen noch da-

von, daß er auch mehr Schmeichler ist, als sich mit der Bürde der Dichtkunst verträgt. In neuester Zeit ist unter den Engländern Glover mit seinem Leonidas, in den Niederlanden van Haaren mit seinem Frijs aufgetreten, der dem Telemach nahe kommt.

So dringt der Ruhm epischer Dichtung immer mehr gegen unsere Grenzen vor: aber herüber kommt er nicht. Eher wird er noch die kalten Nordländer besuchen, als er die unsrigen erblickt. Jedes Volk in Europa wird mit dem Namen eines Helden-Dichters prangen; nur wir Deutsche, träg und ohne Ehrgefühl, werden eines solchen auch dann noch entbehren. „Gerechter Unwillen ergreift meine Seele, wenn ich die tiefe Schlaffucht unseres Volkes in diesem Stücke wahrnehmen muß. Durch Beschäftigung mit elenden Ländeleien suchen wir den Ruhm des Genies; durch Gedichte, die zu keinem andern Zwecke zu entstehen scheinen, als um unterzugehen und nicht mehr zu sein, wagen wir, ganz unwerth des deutschen Namens, die heilige Unsterblichkeit erringen zu wollen“. Wie kühn waren unsere Vorfahren in den Waffen! ja auch wir noch sind in der Philosophie, in den Wissenschaften überhaupt, nicht ohne Ruhm; wir streben empor, selbst das stolze Ausland erkennt es an: nur die Dichtkunst scheint bei uns dazu verurtheilt, von unwürdigen Händen berührt und am Boden gehalten zu werden. Werfet mir nicht ein, wir haben doch Dichter, die sich über die

Mittelmäßigkeit erheben: ich rede hier vom Helden-
gedicht, dem höchsten Werk der Poesie, und ein solches
hat von unsern Poeten noch keiner geschaffen. Ver-
suche sind gemacht, aber mißlungen: so gut das neue
auf den Sachsen Wittekind, als jenes alte auf den
Kaiser Maximilian.

Hier führt der Redner den oben erwähnten Vor-
wurf Mauvillon's von dem Mangel eines schöpferischen
Geistes auf dem deutschen Parnas mit dem Weisatz an,
das Schlimmste sei, daß der Mann nicht einmal Unrecht
habe. Was nun aber dagegen thun? Etwa abermals,
wie schon öfter geschehen, mit vielem Wortgepränge
beweisen, daß es den Deutschen nicht an Geist fehle?
Nein! „Durch die That, durch ein großes und unsterb-
liches Werk, müssen wir zeigen, was wir vermögen.“
Das möchte der Redner in einer Versammlung der
ersten deutschen Dichter aussprechen, und wie glücklich
würde er sich schätzen, wenn es ihm gelänge, den wür-
digsten derselben die Röthe edler Scham über die lange
Vernachlässigung der Pflicht gegen des Vaterlands
Ruhm in die Wangen zu jagen! „Sollte jedoch viel-
leicht unter den jetzt blühenden deutschen Dichtern der-
jenige noch nicht zu finden sein, welcher bestimmt ist,
sein deutsches Vaterland mit diesem Ruhme zu schmücken:
o, so brich an, du großer Tag, der uns diesen Sänger
schenken soll; nähere dich schneller, o Sonne, der zuerst
ihn zu schauen und mit freundlichem Antlitz zu bestrahlen

vergönnt sein wird! Jugend möge ihn, und mit der himmlischen Muse vereint, Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Vor seinen Augen erschließe sich der Natur ganzes Feld und der anbetungswürdigen Religion Andern unzugängliche Höhe; selbst künftiger Jahrhunderte Reihe bleibe ihm nicht ganz verhüllt und dunkel. Von diesen Erzieherinnen werde er gebildet, der Menschheit, der Unsterblichkeit, Gottes selbst, den er vornehmlich preisen soll, würdig.“

Nachdem so das wissenschaftliche Thema der Rede zu Ende geführt ist, folgt die vierfache Dankagung: gegen Gott, den Landesfürsten, Lehrer und Mitschüler. Gott dankt der junge Redner für Geistesgaben und Gesundheit, und spricht als seine Ueberzeugung aus, daß wenig wissen und Gott fromm verehren, des Menschen höchste Weisheit sei. Den Lehrern bekennt er, ob er gleich einen Theil seiner Fortschritte als Frucht seiner Lernbegier und guter Bücher betrachten darf, doch den größeren Theil seiner Kenntnisse, und die Anregung durch ihr sittliches Beispiel zu verdanken. Die Mitschüler betreffend habe er (sie dürfen es sich zur Ehre schätzen, denn im Bücherlesen sei er äußerst wählerisch) das Buch, welches in ihrem Leben und ihren Eigenthümlichkeiten vor ihm aufgeschlagen gewesen, fleißig studirt und viel daraus gelernt. Darnach theilt er sie in drei Klassen. Einige habe er ihres lebendigen feinen Geistes, ihrer für die Tugend schlagenden

Herzen wegen geliebt; Andere, wenn auch nur mittel-
mäßige Köpfe, um ihres Strebens willen, sich zu
brauchbaren Menschen heranzubilden, geschätzt; noch An-
dere haben wenigstens dadurch seinen Dank verdient,
daß sie ihm die Häßlichkeit der Fehler deutlicher gemacht,
welche allein er auch, nicht aber sie selbst, gehaßt habe.
Mit dieser offenerzigen Dankagung mögen sie zu-
frieden und überzeugt sein, daß sie in ihrem Kreise
zwar manchen Talent- und Kenntnißreichern gesehen
haben und sehen werden, aber keinen, der ihre Sitten
genauer beobachtet und ihren Umgang mehr geliebt
hätte.

„Du endlich, schließt er, o Pforte, Nährerin und
Augenzeugin dieser Freundschaft, sei glücklich und pflege
in zärtlichem Schooße diese deine Zöglinge. Oft werde
ich deines Namens mich anhänglich erinnern, und dich
als die Mutter jenes Werkes, das ich in deinen Armen
auszudenken angefangen, dankbar verehren.“

In dieser Rede ist besonders die Stelle, in welcher
ihr Verfasser den künftigen Dichter, wie ihn Deutsch-
land bedürfe, mithin, was seine den Zuhörern wohl-
verständliche Meinung war, sich selbst prophezeit und
segnet, von jeher verschieden beurtheilt worden. Die
einen haben musterhafte Bescheidenheit, die andern
lächerliche Eitelkeit darin gefunden¹⁾. Uns erscheint der

¹⁾ Das Erstere G. F. Cramer, Er und über ihn, I, S. 89
Anm.; das Letztere Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 361.

jugendliche Klopstock hier nur gerade so stolz als er sein durfte, sofern er fühlte, was er leisten konnte; und so bescheiden als er sein mußte, sofern er es noch nicht geleistet hatte: er tritt mit der ganzen Bedeutung auf, die er nachher bewährt, und mit einer Liebenswürdigkeit, die er nicht immer behalten hat.

4. Universitätsjahre. Erste Freunde. Die drei ersten Gesänge des Messias.

Nach seinem Austritt aus der Schulpforte begab sich Klopstock noch in demselben Herbst 1745 auf die Universität Jena, um Theologie zu studiren.¹⁾ Warum gerade Jena gewählt wurde, wissen wir nicht; übrigens hatten hier damals Daries als Philosoph und J. G. Walch als Theolog ausgebreiteten Ruf. Auch versicherte Klopstock in der Folge, mehrere Vorlesungen, unter andern eine zahlreich besuchte des Legtern, mit Aufmerksamkeit gehört zu haben; was aber den Ersteren betrifft, so meinte freilich später Nielin,²⁾ wenn Klopstock in seinen jungen Jahren, statt sich lediglich mit Versemachen zu beschäftigen, einige Stunden angewendet hätte, bei Daries Philosophie zu hören, so würde Manches im Messias anders ausgefallen sein.

Jedenfalls wissen wir mehr von seinen poetischen

¹⁾ Hiezu und zum Folgenden vgl. hauptsächlich Cramer, a. a. O. S. 135 ff.

²⁾ Ephemeriden der Menschheit, 1782, 2. Bd., S. 274 f. Anm.

Arbeiten, als von seinen akademischen Studien aus dieser Zeit. Zur Ausführung seines epischen Plans hatte er sich zwar ursprünglich vorgenommen, nicht vor dem dreißigsten Jahre zu schreiten; er war sich bewußt, daß er dazu noch nicht reif sei, daß erst die Einbildungskraft in ihm in ein richtigeres Verhältniß zu Gefühl und Urtheilskraft getreten sein müsse.¹⁾ Dann aber hätte er auch den Plan noch nicht so ins Einzelne hinein in sich ausbilden dürfen. Nun dieser innerlich schon so bestimmt vorhanden war, drängte er naturgemäß auch zur Ausführung. Die einzelnen Bilder schwebten dem jungen Dichter so lebhaft vor, daß sie ihn unwiderstehlich zur Darstellung reizten. Einer Nachricht zufolge hätte er schon in der Pforte einen Anfang gemacht;²⁾ sicher ist, daß er in Jena an die Ausarbeitung ging.

Schwierigkeit machte ihm hiebei die Vorfrage nach der Form. Ein Heldengedicht wird herkömmlich in Versen geschrieben: welches Versmaß sollte er nun wählen? Herrschend war damals für größere, insbesondere erzählende Gedichte nach französischem Vor-

¹⁾ S. die Ode an Freund und Feind, Bd. IV., S. 261:

Strenges Gesetz grub ich mir ein in Erz: erst müsse das Herz
Herrscher der Bilder sein; beginnen darf ich erst,
Wäre das dritte Zehend des Lebens entflohn;
Aber ich hielt es nicht aus und begann!

²⁾ Allg. Lit. Ztg. 1827. Ergänzungsblätter, Mai, Nr. 51, S. 404.

bilde der Alexandriner. Allein wie ermüdend einförmig ist dieser Vers mit seinen eng zusammengejochten Reimpaaren und seinem klappenden Einschnitt in der Mitte, um dessen willen er schon damals mit einer entzwei geschnittenen Schlange verglichen worden war.¹⁾ Gerade mit Klopstocks Eigenthümlichkeit war das kalte, antithetische, abgezirkelte Wesen diejer Versart im denkbar schroffsten Widerspruch. Weniger trocken, dafür aber um so unbehüllicher, fand er den achtfüßigen Trochäus, und von dem fünffüßigen Iambus, den Milton's Vorbild an die Hand gab, urtheilte er, daß wir keine reinen machen können. Vom Hexameter sah er wohl bei Homer und Virgil leuchtende Muster; aber es ihnen im Deutschen nachthun zu können, damals noch keine Möglichkeit. Die deutschen Hexameter und Disticha eines Konrad Gesner aus dem sechszehnten, Bythner und Sigmund von Birken aus dem siebenzehnten, Heräus aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, soweit er sie gekannt haben mag,²⁾ waren von einer Beschaffenheit, die ihn nicht ermuntern konnte, und des mißachteten Gottsched gelungene Hexameterproben waren ihm vielleicht der Zahl nach zu wenig und dächten ihm zu künstlich, um ihn zur Anwendung dieses Versmaßes auf ein umfangreiches Gedicht zu ermutigen. In

¹⁾ Breitinger's Crit. Dichtl. II, S. 453.

²⁾ Vergl. W. Wackernagel, Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, Berlin 1831, S. 17 ff.

seiner Abschiedsrede hatte er kein Bedenken getragen, dem Telemach von Fenelon, unerachtet er in Prosa geschrieben ist, den Rang eines epischen Gedichtes zuzuerkennen: warum sollte nicht auch das seinige lieber in Prosa geschrieben, als in eine Zwangsjacke gesteckt werden, die seine beste Schwungkraft lähmen mußte? So schrieb er denn in Jena den größern Theil der drei ersten Gesänge seines Messias in Prosa. Aber beruhigt war er dabei noch immer nicht, und oft ging er sinnend an der Saale hin spazieren, im Kampfe mit dem Verdruß, in dieser Hinsicht so weit hinter seinen classischen Mustern zurückbleiben zu müssen.

Doch in Jena sollte er den Ausweg aus diesen Zweifeln nicht finden. Der Ton unter den Studirenden, wie ihn Zachariä so eben (1744) in seinem „Renommisten“ geschildert hatte, war ihm zu roh, er vermißte passenden Umgang, besonders mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza,¹⁾ wäre er gern beisammen gewesen, und der sollte und wollte nur in Leipzig studiren. So vertauschte Klopstock um Ostern 1746 Jena mit Leipzig.

Auch hier liegt sein Verhalten zu den akademischen

¹⁾ In Janozzi's Briefen, Ep. XCVIII., S. 152, wird unter den Zöglingen der Pforte auch ein Langensalzer Schmidt aufgeführt, als ein Mensch von Kühner, an seltenen Einbildungen reicher Natur, der es aber noch an Urtheil und Geschmaack fehle. Wenn dieß der Vetter Klopstocks ist, so wären demnach beide schon auf der Schule zusammen gewesen.

Lehrern und Lehranstalten im Dunkel. In Leipzig stand Gottsched als Professor der Logik und Metaphysik, als Leiter literarischer Vereine und Herausgeber schönwissenschaftlicher Zeitschriften, damals noch in voller Wirksamkeit und hohem Ansehen, obwohl dieses durch die Angriffe der Schweizer bereits eine Erschütterung erfahren hatte. Wir wissen nicht, ob Klopstock bei ihm gehört hat; in persönliche Beziehung ist er sicher nicht zu ihm getreten. Seit zwei Jahren hatte auch Gellert angefangen, als Magister Vorträge über Poesie und Beredtjamkeit zu halten: ¹⁾ ob Klopstock sie besucht hat, ist unbekannt. Nur die verlorene Nachricht haben wir noch von seinen Leipziger Studien, er sei einmal in Leibnizens Theodicee so vertieft gewesen, daß er vierzehn Tage nicht aus seiner Wohnung gekommen sei. ²⁾

Desto wichtiger waren für Klopstock die akademischen Freundschaften, die er in Leipzig schloß, und die literarische Verbindung mit jüngeren Männern, in die er hier trat. Mit seinem Vetter Schmidt bewohnte er in dem Radtke'schen Hause in der Burgstraße dasselbe Zimmer. Johann Christoph Schmidt war der Brudersohn von Klopstocks Mutter, hatte mit diesem die gleiche Jugendbildung genossen und theilte mit ihm das Inter-

¹⁾ E. Koberstein, Grundriß der Gesch. der deutschen National-literatur, II., S. 914 der vierten Aufl.

²⁾ Böttiger, Skizzen zu Klopstocks Porträt, im Taschenbuch Minerva, 1816, S. 326.

esse für die damalige Bewegung in der deutschen Literatur. Die Briefe, die uns von ihm erhalten sind,¹⁾ zeigen eine muntere, gesunde Natur, bei lebhafter Empfindung doch einen kühlen Verstand, der sich gern als heiterer Spott äußert, und namentlich auch die Ueberschwänglichkeit des Betters, bei aller Anerkennung seines überlegenen Talents, nicht selten zur Zielscheibe nimmt. Ohne selbst productiv zu sein, bewahrte er sich doch auch später im Geschäftsleben, als Hofrath und zuletzt Geheimerrath in Weimar, den Sinn für Literatur, und hat noch Schiller durch die behaglichen Erzählungen aus seinem poetischen Jugendleben mit Klopstock und später mit Gleim ergezt.²⁾ Andere Studirende verschiedener Facultäten erweiterten den Kreis. Der sanfte, gesellige Nothe, der in der Folge Archivar in Dresden wurde; Kühnert, nachmals Bürgermeister in Artern, eine Natur, die durch ihre seltsame Mischung, welche sie allerhand Verwandlungen unterwarf, anregend auf die jungen Freunde wirkte; der Mediciner Olde aus Hamburg, wo er schon 1750 in jugendlichem Alter starb, scheint später hinzugetreten zu sein.

¹⁾ Besonders in der Sammlung: Klopstock und seine Freunde, von Klammer Schmidt, Halberstadt 1810.

²⁾ S. Schillers Briefwechsel mit Körner, I., S. 295 f., den Brief Schillers aus Weimar vom 17. Mai 1788. Schmidt überlebte den Bette noch um fünf Jahre, indem er erst 1808 in Weimar starb.

Unter diesen freundlicheren Umgebungen und vermehrten Anregungen arbeitete Klopstock in der Stille am *Messias* fort, und nun löste sich ihm auch der Knoten in Bezug auf die sprachliche Form, die dem Gedichte zu geben wäre.

Immer plagten ihn noch die Hexameter der alten Epiker, und daß sein Werk dieses edlen Gewandes entbehren sollte. Aber er schien sich darein ergeben zu müssen; sagte ihm doch der Professor Christ, der als Antiquar nicht ohne Verdienst war, geradezu, es wäre Tollheit, unserer Sprache Hexameter zuzumuthen, da in der viel harmonischeren italienischen Petrarca nur Sonette zu Stande gebracht habe.¹⁾ Begreiflich; wenn Christ das Gesetz der Position auch beim deutschen Hexameter beobachtet wissen wollte. Da, an einem Sommermittage (wohl 1746) stieg es mit Einemmal in Klopstock auf, es käme mit den Hexametern auf einen Versuch an. Er machte den Versuch, und dieser gelang. In wenigen Stunden hatte er eine Seite voll Hexameter vor sich, und nun war sein Entschluß gefaßt, Alles in Hexameter umzuwandeln. Aber still und zurückgezogen, wie er überhaupt lebte, hüllte er vollends diese Arbeit in das strengste Geheimniß. Nur der Better und Stubenbursche Schmidt wußte darum; außer ihm sollte Niemand etwas von dem Werke sehen, bis es zu

¹⁾ Böttiger, Klopstock im Sommer 1795, *Minerva* 1814, S. 336.

Ende geführt wäre, wo es dann auf einmal an das Licht zu treten bestimmt war. Ein Vorsatz, der sich so wenig festhalten ließ, als der frühere, die Ausarbeitung bis zum dreißigsten Lebensjahre aufzuschieben. War damals der Plan schon zu bestimmt ausgedacht, um so lange unausgeführt ruhen zu können, so war er nun zu weitſchichtig, um in Einem Athem ausgeführt werden zu können.

Was unter allen Umständen geschehen sein würde, führte der Zufall in folgender Gestalt herbei. Schon früher ist der „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ gedacht worden, welche seit 1741 Gottscheds Anhänger, M. Johann Joachim Schwabe in Leipzig herausgab. Achtungswerthe jüngere Kräfte, wie die Gebrüder Schlegel, Gärtner, Rabener, Gellert, Gramer, Ebert, Zacharia, waren unter den Mitarbeitern. Allein, war es nun Sorglosigkeit oder Unfähigkeit des Herausgebers, sie mußten oft ihre Beiträge neben solchen setzen, deren sie sich schämten. Seine Parteinahme für Gottsched gegen die Schweizer drohte sie in diesen Streit zu verwickeln, bei dem sie vorerst unbetheiligt zu bleiben wünschten. So kam der älteste unter ihnen, Karl Christian Gärtner, der zuvor mit Gellert und Andern unter Gottscheds Leitung an allerhand Uebersetzungen gearbeitet hatte, auf den Gedanken, mit Beihülfe seiner Freunde eine neue Zeitschrift zu gründen. Die Ersten, die sich ihm zur Ausführung

dieses Planes zugesellten, waren sein erzgebirgischer Landsmann Johann Andreas Cramer und Johann Adolph Schlegel¹⁾, des Dramatikers Johann Elias jüngerer Bruder, der Klopstock von der Schulpforte her bekannt gewesen sein muß und seit mehreren Jahren in Leipzig Theologie studirte. Nun sah man sich nach einem Verleger um, welchen man in dem Bremischen Buchhändler Nathanael Saurmann fand, von dessen Wohnsitz hernach die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Wises“, wie sie sich betitelten, den landläufigen Namen der „Bremer Beiträge“ bekommen haben. Jetzt trat auch Rabener herzu, mit Gärtner schon von der Meißner Fürstenschule her bekannt, damals Steuerrevisor des Leipziger Kreises; ferner Conrad Arnold Schmidt aus Lüneburg, Ebert und Zacharia in Leipzig, und aus Kopenhagen, wo er Privatsecretär des sächsischen Gesandten war, schickte Johann Elias Schlegel Beiträge ein. Der hochgeachtete Hagedorn in Hamburg, durch seinen jüngeren Landsmann Ebert in das Geheimniß gezogen, schenkte dem Unternehmen seinen Beifall, und etwas später traten noch Gellert und Gieseke dem Kreise der Mitarbeiter bei.

Die Herausgabe und die Verhandlungen mit dem Verleger leitete Gärtner, der zu diesem Leipziger Kreise in demselben Verhältniß stand, wie später Voie zu dem

¹⁾ Der Vater der berühmteren Söhne, August Wilhelm und Friedrich Schlegel.

des Göttinger Dichterbundes: ohne eigentliche Productivität an Urtheil, Geschmack und Erfahrung wie an Alter eine gewisse Ueberlegenheit zu behaupten. Im Uebrigen herrschte strenge Rechtsgleichheit und Gegenseitigkeit. Kein neuer Mitarbeiter sollte ohne Zustimmung der übrigen beigezogen werden; jede Arbeit der Beurtheilung aller Mitarbeiter unterliegen, und von der Entscheidung der Mehrheit nicht bloß deren Aufnahme überhaupt abhängen, sondern auch Einzelnes, was ihr mißfiel, von dem Verfasser geändert werden müssen, wenn er auf den Abdruck seiner Arbeit wollte rechnen können; womit es dann ganz zusammenstimmt, daß die Stücke ohne die Namen der einzelnen Verfasser erschienen.¹⁾ Die Zeitschrift hatte es, indem sie dem Streit der Parteien fern bleiben wollte, auf angenehme und lehrreiche Unterhaltung, auf Bildung des Geschmacks und der Sitten, besonders auch auf Heranziehung der Frauenwelt abgesehen: und daß hiezu Gellerts anmuthige Redseligkeit und freundliche Lehrhaftigkeit, Rabeners Menschenkenntniß und zahmer Spott, Zachariä's burlesker und doch noch ehrbar steifer Erzählungs-ton sich vortrefflich eigneten, erhellt von selbst. Daß hier mehr Geist und Wiß als bei den Gottschedianern,

¹⁾ Vgl. Ch. F. Weiße, Rabeners Briefe, nebst einer Nachricht von seinem Leben und Schriften, S. XXIV. ff. Vgl. (Manso) Nachträge zu Sulzer, VIII., S. 68 ff. Koberstein, a. a. D. S. 908 ff.

und eine correctere Form und Sprache als bei den Schweizern zu finden sei, war unverkennbar; das Unternehmen fand in weiten Kreisen Anklang, und noch jetzt datirt die Literaturgeschichte den Anbruch einer neuen besseren Zeit für unsere Literatur von den Bremer Beiträgen.

Von den Mitarbeitern dieser Zeitschrift nun, die schon vermöge der wöchentlichen Zusammenkünfte, die sie zur Begutachtung der eingelaufenen Arbeiten hielten, in lebhaftem Verkehre standen, wohnte einer in demselben Hause mit Klopstock und seinem Vetter. Es war dieß S. A. Gramer, der ein Jahr vor Klopstock im Erzgebirge geboren und auf der Fürstenschule zu Grimma gebildet, seit 1742 in Leipzig Theologie studirt hatte, und jetzt bereits als Magister Vorlesungen hielt. Er war mit der Tochter des Hauses verlobt, jener als Braut verstorbenen und von Klopstock in seinen frühern Oden mehrfach gepriesenen ¹⁾ „Radifin“, deren Schwester er nachmals geheirathet und mit ihr jenen Carl Friedrich Gramer erzeugt hat, dessen panegyrischem Werke über Klopstock wir die meisten Nachrichten über diese Jugendzeit des Dichters verdanken. Dessen schon waren sich Klopstock und Gramer auf dem Hausgange begegnet, hatten wohl auch flüchtige Worte gewechselt, ohne daß doch eine genauere Bekanntschaft sich entsponnen hätte; obwohl Miene und Art Gramers

¹⁾ S. Klopstocks Werke, IV., S. 8, 25, 32, 41.

auf Klopstock einen günstigen Eindruck machten. Da kam die Messzeit (wir wissen nicht, ob die Herbstmesse 1746 oder die Ostermesse 1747), und die beiden Bettern mußten, dem Uebereinkommen mit dem Wirthe gemäß, für diese Wochen ihr nach der Straße zu gelegenes Zimmer mit einem kleineren nach hinten gelegenen vertauschen, das nur durch eine Thüre von Gramer's Stube geschieden war. Eines Abends nun hörte dieser seine beiden Zimmernachbarn lebhaft sprechen: die Worte Epopöe, Hexameter, Messias, die er wiederholt vernimmt, erregen seine Aufmerksamkeit. Er wird begierig, die poetischen Nachbarn kennen zu lernen, und läßt sich am folgenden Tage bei ihnen ansagen.

Klopstock nimmt den Besuch freundlich, der Vetter, der einen Zahn auf das Selbstgefühl und ausschließende Wesen der Beiträger hatte, nicht ohne eine gewisse Bosheit auf. So fiel er, nachdem ein literarisches Gespräch eingeleitet war, alsbald in ein übertriebenes Lob der Engländer, gegen welche er die Deutschen und namentlich auch die Verfasser der Beiträge heruntersetzte. Gramer vertheidigte seine Freunde, hob insbesondere ihre strenge gegenseitige Kritik hervor: die möge wohl gut sein, erwidert Schmidt mit Lachen, aber worauf es ankomme, sei Genie, und das haben die Deutschen nicht, wohl aber die Briten. Nun legt sich Klopstock ins Mittel, will beschwichtigen, das herbe Auftreten des Veters als nicht so böse gemeint entschul-

digen; aber: was? ruft dieser, der da will zähm thun, und ist selbst der ärgste Kritikus — ja, wenn Sie wüßten, wie dick der's hinter den Ohren hat! Damit springt er auf, langt mit sicherem Blick und Griff aus einem Koffer voll Wäsche die Handschrift des Meßias hervor und ruft: da sollen Sie einmal hören! Klopstock, feuerroth und ärgerlich, will ihm die Blätter entreißen, aber der Better, länger und stärker als er, hält sie hoch empor; Cramer bittet, Klopstock thut vergebens Einsprache, und Schmidt fängt an zu lesen. Nun war aber seiner Tücke gegen das Mitglied der Beiträgergesellschaft noch nicht genug gethan; er laß absichtlich in falschem Ton, um den Triumph zu haben, daß Cramer den Werth des Gelesenen verkennen möchte. Aber dieser, mit nichts getäuscht, bemerkt ihm, daß das ganz anders gelesen werden müsse: und nun, da die Sache so weit ist, liest Klopstock lieber selbst vor. Er laß den ganzen ersten Gesang, der eben in Hexametern fertig war; Cramer spendete Beifall, bat, das Gelesene den verbundenen Freunden mittheilen zu dürfen, und brachte bald von diesen an den neu entdeckten Dichter die Einladung, ihrem Vereine beizutreten und ihre Zeitschrift durch Beiträge zu unterstützen.

Jetzt erst war Klopstock ganz in seinem Elemente; jetzt erst begann für ihn jene Zeit, welche jugendliche Freundschaft, gemeinsame Ideale und erste Kraftversuche

zur Blüthezeit des Lebens machen. An Giseke vor allen, der, in demselben Jahr mit ihm von deutschen Eltern in Ungarn geboren, aber in Hamburg erzogen, ein Mensch von zartem innigem Gemüth und angenehmen Umgangsformen, auch nicht ohne ein gewisses lyrisches Dichtertalent war, nächst ihm an Cramer und Ebert, schloß sich Klopstock mit Innigkeit an. Sein einziger Schmerz war, daß, wie dieß das Loos solcher akademischen Kreise ist, der Freundesfranz, kaum geflochten, sich schon wieder zu entblättern begann. Noch in demselben Jahre verließ J. A. Schlegel die Universität; bald betrückte auch Gärtners Abschied die Freunde, und endlich war des zärtlich geliebten Giseke Weggang (1748) für Klopstock ein Schmerz, dem er eine seiner ersten und innigsten Oden widmete.

Ein halbes Jahr nach Klopstock hatte auch der junge Lessing die Leipziger Hochschule bezogen, und damit waren die beiden Jünglinge, auf denen die nächste Zukunft der deutschen Literatur beruhte, am gleichen Orte und unter gleichen Verhältnissen beisammen. Von einer näheren Berührung aber zwischen beiden, wie sie in späteren Jahren, obwohl ohne jemals zur innigen Beziehung zu werden, eintrat, wissen wir aus jenem Zeitpunkte nichts. Lessing besuchte seit 1747 mit seinem lockern Freunde Mylius, und wie es heißt auch mit einigen Mitgliedern der Gesellschaft der Bremer Beiträge, das philosophische Disputatorium des

M. Kästner: schwerlich hat Klopstock dergleichen gethan. So gab zwar Mylius gleich Anfangs in die Beiträge eine Abhandlung; aber in die Länge vertrug er sich mit diesem Kreise nicht, der auch seinem Freunde Lessing zu gespannt und bevormundend gewesen sein mag.

Dem jungen Dichter des Messias redeten unterdessen die neuen Freunde zu, eine Probe seines Gedichts in ihrer Zeitschrift abdrucken zu lassen. Klopstock konnte sich längere Zeit nicht dazu entschließen. Und auch sie selbst waren bei der Sache doch nicht ganz ohne Bedenklichkeit. Der Messias wich nach Geist und Form so weit von Allem ab, was damals von deutscher Poesie vorhanden war, daß sich schwer berechnen ließ, wie das Publikum ihn aufnehmen würde. Ja selbst der Geistesart und Bildung der meisten Mitarbeiter an den Beiträgen war die Klopstock'sche Dichtung fremd. Nüchterne Naturen, unter Gottscheds Anleitung vorzugsweise nach französischen Mustern gebildet, waren sie durch die Schweizer wohl angeregt, aber auf keine neue Bahn geführt worden. Nicht bloß zu einzelnen Ueberschwenglichkeiten, sondern zu dem ganzen Ton der Messiasde mußte ein Gellert den Kopf schütteln, ein Rabener aber den Mund verziehen. So wurden einstweilen Stücke des neuen Heldengedichts handschriftlich als Fühler an einzelne Autoritäten des Fachs versendet.

Im besonderen Ansehen stand, wie wir wissen, bei der Gesellschaft der Bremer Beiträge Hagedorn, den die Hamburger unter ihren Mitgliedern auch von Seiten seiner persönlichen Liebenswürdigkeit kannten. An ihn ging daher zu Anfang des Jahres 1747 eine Probe ab. „Ist Ihnen schon bekannt, schrieb darauf im April Hagedorn an Bodmer, daß ein junger Dichter in Leipzig, Klopstock, an einem ganz großen und homerischen Gedichte vom Messias arbeitet? Es besteht aus Hexametern. Ueber den schweren Inhalt mag ich mich nicht erklären. *Incedit per ignes suppositos cineri doloso*. Mich dünkt, er steht in größerer Gefahr, angefochten“ (verfehrt) „zu werden, als Milton selbst. Er hat von Jugend auf den Homer gelesen. Ich kann mich nicht so sehr zu den Griechen rechnen, als zu den unzähligen Ungriechen. Doch halte ich den Homer fast so sehr in Ehren, als wenn er ein Patriarch gewesen wäre. Ich hege folglich immer ein günstiges Vorurtheil für jeden Dichter, der, zumal zeitig, den Vater der Dichtkunst kindlich lieben und ehren lernet.“ Das Werk, setzt Hagedorn hinzu, werde zur Vollendung eine Reihe von Jahren erfordern, und sei aus einem Bruchstücke noch nicht wohl zu beurtheilen; so wolle es auch der Dichter noch geheim gehalten wissen, und habe sich nicht entschließen können, etwas davon in die Beiträge einrücken zu lassen. Doch an Bodmer gedenke derselbe eine Probe zur Begut-

achtung zu schicken, und was er, Hagedorn, erhalten, sende er jenem im Vertrauen gleichfalls.¹⁾

Die Probe für Bodmer wurde durch den Redacteur der Beiträge, Gärtner, abgeschickt. Seinem Schreiben zufolge war man mit Klopstock damals (im Juni) übereingekommen, daß das erste Buch seiner Dichtung in dem nächsten Bande abgedruckt werden sollte. „Ich nehme mir die Freiheit, setzt Gärtner hinzu, Ihnen ein Stück aus dem zweiten Buche zu schicken, woraus Sie selbst seine Schreibart und seine Fähigkeit beurtheilen können. Wollen Sie mich über dieses Stück Ihrer Aufrichtigkeit würdigen, so werde ich es sowohl als die Verfasser für eine besondere Probe Ihrer Freundschaft halten; wie wir denn bloß in der Absicht, das Urtheil der Kenner zu erfahren, das erste Buch dieses Gedichts in die Neuen Beiträge einrücken lassen.“²⁾

Wie anders lautete nun von Zürich her der erste Widerhall des neuen Gedichts. Hagedorn hatte es mit dem Wohlwollen eines Mannes von weitem Gesichtskreise aufgenommen, der sich an dem Ungewöhnlichen nicht gleich stößt, das Bedeutende, wenn es ihm auch ferner liegt, nicht verkennt, und übrigens mit dem

¹⁾ Hagedorn an Bodmer, vom 10. April 1747. Friedrichs v. Hagedorn poet. Werke, herausgegeben von Eschenburg, Hamburg 1800, V, S. 95f.

²⁾ Aus Bodmers lit. Pamphleten, bei Leonhard Meißner, Charaktere deutscher Dichter und Prosaisisten, II, S. 317.

Endurtheil zuwartet. Die Furcht vor religiösem Anstoß, den nicht er daran nahm, aber Andere nehmen könnten, hatte er nicht verhehlt. Dagegen Bodmer! „Von einem jungen Menschen in Leipzig, schrieb er im September an Gleim, hat man mir etwas Ungemeines gezeigt: es ist das zweite Buch eines epischen Gedichts vom Meßias. Aus diesem Stücke zu urtheilen, ruhet Miltons Geist auf dem Dichter; es ist ein Charakter darin, (Adramelech) der Satans Charakter (bei Milton) zu übersteigen drohet. Ein anderer erwirbt sich das Mitleiden mitten unter verdammten Engeln (Abbadona). Welches Prodigium, daß im Lande der Gottscheids ein Gedicht von Teufelsgeespensfern und Miltonischen Hexenmärchen geschrieben wird!)" Noch enthusiastischer schrieb er an einen andern Correspondenten: „Wissen Sie auch schon, was für einen hohen Ruhm der Himmel der deutschen Muse zugedacht hat? Sie soll ein episches Gedicht im Geschmacke des verlorenen Paradieses hervorbringen und einen Poeten formiren, der einen gleichen Schwung mit Milton nehmen wird. Dieser soll keine geringere Handlung zu besingen wagen, als das Werk der Erlösung. Seine Helden sollen unter den himmlischen, unter den höllischen, unter den irdischen die größten sein. Die Menschheit wird

1) Bodmer an Gleim, vom 12. Sept. 1747. Briefe der Schweizer 1c., aus Gleims Nachlasse herausgeb. von Rörte, Zürich 1804, S. 66.

in einer Würde vorgestellt werden, welche den Rath der Erschaffung rechtfertigt, und den Leser in eine so hohe Gemüthsverfassung setzt, die ihn dem Angesicht Gottes nähert. Die Stunden sind schon vorhanden, in welchen alle diese Dinge in Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet; sie arbeitet wirklich an dem großen Werke. Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem Vöbel unangemerkt, auf Berge von einem Inhalte sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen und den Vöbel weg ist.“¹⁾

Nicht minder günstig lautete Bodmers Gutachten gegen Gärtner, und damit mag es vielleicht zusammenhängen, daß statt Eines Gesanges, wie Anfangs die Absicht war, nunmehr ihrer drei in den Beiträgen abgedruckt wurden. Sie füllen von dem vierten Bande das vierte und fünfte Stück (lepteres nicht ganz), und erschienen zu Anfang des Jahres 1748, wo nicht noch vor, doch kurze Zeit nach dem Abgang des Dichters von der Universität.²⁾

¹⁾ Bei Leonhard Meißner a. a. D. S. 318f.

²⁾ Das nächst vorhergehende dritte Stück trägt noch die

Die drei ersten Gesänge des Messias, die nun zum erstenmal in die Welt traten, enthalten gewissermaßen die Exposition des Gedichts. Gott verabredet mit seinem Sohn, dem Messias, die Erlösung und läßt seinen Beischluß der Engel- und seligen Geisterwelt bekannt machen; die Teufel verschwören sich, den Messias zu tödten, und unter den Menschen faßt auf satanische Eingebung Judas den Entschluß, ihn zu verrathen. Der Schauplatz wechselt zwischen Erde, Himmel und Hölle; auch das Innere der Erde öffnet sich, und auf der Sonne nehmen nach göttlicher Erlaubniß die Seelen der Erzväter Platz, um der Erlösung zuzusehen, die sich auf der Erde vollziehen soll. Der ganze erste Gesang verläuft sich, ohne daß ein eigentlicher Mensch handelnd ansträte, zwischen Gott, dem Messias, Engeln und abgeschiedenen Seelen; im zweiten Gesange spielen die Teufel die Hauptrolle; während im dritten die Jünger mit ihren Schutzgeistern in den Vordergrund treten.

Welch ein Gegenstand, welche Schauplätze, welche Personen, welche Handlungen, welcher Schwung der Phantasie und des Ausdrucks in diesem neuen Heldengedichte, wenn man es mit einem „August im Lager“, einem damals vielgelesenen Gedicht von König verglich, das auch

Jahreszahl 1747, und hinter dem sechsten steht eine Nachricht an das Publicum, von der Jubilatemesse 1748 datirt. Ostern dieses Jahres aber verließ Klopstock die Universität.

ein Epos sein sollte¹⁾, sich aber um leere Paraden und fürstliche Prunkfeste, um hohe Herrschaften, Pferde und Hofschrangen drehte, und in steifen Alexandrinern, im plattesten Tone des Ceremonienmeisters verfaßt war. Aber auch wo der Gegenstand mehr Würde hatte, wie in Postels Wittekind, erschien er theils immer noch in Vergleichung mit dem von Klopstock gewählten beschränkt, theils hatte es an wahrhaft dichterischem Geiste zur Ausbildung desselben, an Schwung und Adel des Sinnes und Ausdrucks gefehlt. Von solchen Vorgängern hatte Klopstock sich von vorneherein abgewendet: ein Hof, ein Land, ein Volk, ja die Menschheit selbst, waren ihm zu enge Sphären; er stellte sich mit Milton auf jene Höhe religiöser Weltansicht, von welcher aus er das ganze All, Schöpfer und Geschöpfe, die Geister wie die Körperwelt überschaute.

Ein Schriftwerk wird allemal Anklang finden, wenn es einer in der Zeit wirksamen Geistesrichtung einen tüchtigen Ausdruck verleiht; es wird Epoche machen, wenn es ihm gelingt, mehrere solcher Richtungen zusammenzufassen. Das Letztere war bei Klopstocks Messias der Fall. Vor Allem war er eine Kundgebung der protestantischen Frömmigkeit, wie sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im deutschen Volke

¹⁾ Doch hatte schon Breitinger in seiner Crit. Dichtkunst in einem eigenen Abschnitt die Frage: ob die Schrift: August im Lager, ein Gedicht sei? verneint. I, S. 348 ff.

lebte. Durch den lyrischen Ausdruck, den sich diese bisher im Kirchenliede gegeben, hatte sie sich nicht genug gethan. In England hatte sich die Poesie des Protestantismus in Milton zur epischen Form erhoben, und eben jetzt wurde das verlorene Paradies durch bessere Uebersetzungen auch in Deutschland bekannter. Miltons Vorbild entband den deutschen Geist von einem ähnlichen Werke, das längst in ihm angelegt war. Das deutsche Epos wurde dem Inhalte nach das Ergänzungsstück des englischen: die Erlösung, d. h. die Wiederer Gewinnung des Paradieses; hier das Hauptstück der Neutestamentlichen, wie dort das Anfangsstück der Alttestamentlichen Geschichte. Die heiligen Personen und Vorgänge, die er bis daher nur aus der schlichten biblischen Erzählung und dem innern andächtigen Verkehre kannte, sah jetzt der deutsche Protestant im Schmuck und Glanze der Heldendichtung vor sich hingestellt. Er hatte nun auch seine Legende; aber er hatte sie, als Protestant, ohne Täuschung, mit dem Bewußtsein, nur eine freie Dichtung an ihr zu haben.

Doch der deutsche Protestantismus der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts war nicht mehr der des 16. oder 17. Sein Glaube war durch Freigeister erschüttert, und selbst durch die Pietisten aufgeweicht worden. Er sah sich nach Stützen um. Er fand eine gefährliche im logischen Verstande, sofern ihm diese von dem Gegner leicht entwunden und als Waffe gegen

ihn gebraucht werden konnte; eine bessere, wie es schien, im Gefühl, daß in jener Zeit in Deutschland besonders rege war. Nach allen Seiten wurde dieses jetzt für die Religion ausgebeutet. Als ästhetisches empfand es die sogenannten Schönheiten der Bibel, sing die Psalmenfänger, die Propheten, auch als Dichter zu würdigen an. Als Gefühl der Sympathie und Menschlichkeit schien ihm die Religion der Liebe und Versöhnung von Hause aus verwandt. Die Gefühle der Wehmuth und Bärtlichkeit konnten aus demjenigen, was das Christenthum von Tod, Auferstehung und Jenseits lehrt, die reichste Nahrung ziehen. Wie stark alle diese Saiten in Klopstocks Messias anklingen, ist bekannt. Nicht aufgelöst, aber tief eingetaucht und ganz durchdrungen ist in ihm das Dogma von den Gefühlen einer Zeit, die sich an Youngs Nachtgedanken erbaute und über Richardsons Romane weinte. War Milton streng, männlich, hart gewesen in und für die harte Zeit der englischen Revolution, in der er lebte, so war Klopstock weich, weiblich, schmachtend, für das Zeitalter der beginnenden Empfindsamkeit. In einer eigenen Figur hat er diesen Unterschied von Milton gewissermaßen episch verkörpert. Es ist sein Abbadona, der reuige, in Schmerz und Sehnsucht nach dem verlorenen Himmel zerfließende Teufel, mit dem er das von ihm sonst bis auf die Namen hinaus übernommene Dämonen-

inventar seines Vorgängers bereichert hat. Und in seinem Lieblings-Apostel Lebbäus, dem blassen, thränenreichen Jüngling, ist das Urbild zwar nicht des Werther, aber des Siegwart nicht zu verkennen.

Noch ein Drittes lag in der Zeit, dem Klopstock in seinem Messias zum Durchbruch verhalf. Schwer drückte auf den deutschen Genius das Joch der geistigen Fremdherrschaft, das auf ihm lag; um so schwerer, als es ein mit dem deutschen ewig unvereinbarer Volksgeist war, der ihn in die Schule genommen hatte. Aus den Fesseln der französischen Verstandes- und Conventionspoesie wollte das deutsche Gemüth ein für allemal heraus. Erst hatte man es an der Hand der neueren Italiener versucht, und es war mißlungen, weil mit einer entarteten Poesie einer verkommnen nicht aufzuhelfen ist; Klopstock versuchte es an der Hand der Engländer und der Alten, und es gelang. Der englische Volksgeist ist dem deutschen von Hause aus verwandt; von den Alten aber entlehnte Klopstock hauptsächlich die freieren, schwungvolleren Formen, durch welche er die steifen französischen zertrümmerte.

Doch wir haben hier noch keine Beurtheilung der Messiasde zu geben, von der uns ja erst der Anfang vorliegt¹⁾; an dieser Stelle war es lediglich darum zu

¹⁾ Uebrigens s. hinten, Beil. 1.

thun, durch etliche Andeutungen die Wirkung begreiflich zu machen, welche Klopstocks Dichtung bei ihrem öffentlichen Erscheinen auf die Zeitgenossen hervorbrachte, und welche nun kürzlich dargestellt werden soll.

5. Die ersten Wirkungen des Messias.

Der Eindruck, den wir die handschriftlich mitgetheilten Proben des neuen Heldengedichts auf die ins Vertrauen gezogenen Beurtheiler haben machen sehen, setzte sich, als nun die drei ersten Gesänge gedruckt der Welt vorlagen, in weiteren Kreisen fort, nur daß von jetzt an Anziehung und Abstoßung immer entschiedener aneinander traten.

„Sie haben doch“, schrieb im Juni 1748 Kleist an Gleim, „schon den Messias in den Neuen Beiträgen gelesen? Ich bin ganz entzückt darüber. Miltons Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen . . . Nun glaube ich, daß die Deutschen noch was Rechts in den schönen Wissenschaften mit der Zeit leisten werden; solche Poesie und Höheit des Geistes konnte ich mir von keinem Deutschen vermuthen. Wissen Sie nicht, wie der Verfasser heißen mag?“¹⁾

Der damals fünfzehnjährige Wieland in Klosterbergen weinte über den Messias die hellen Thränen der

¹⁾ E. G. v. Kleist's sämmtl. Werke, herausgegeben von Körte, Berlin, 1840, S. 22.

Entzückung, und empfand für den Verfasser desselben noch Jahre lang eine schwärmerische Zärtlichkeit. Ihm war es zu wenig, wenn man Klopstock den deutschen Milton nannte; ihm war er mehr; gerade um so viel, wie er sich unglücklich genug ausdrückte, als Virgil mehr denn Homer sei. Bei Klopstock sei das Ganze größer und majestätischer; das Wunderbare natürlicher, glaubwürdiger, anständiger; die Charaktere besser ausgebildet, abwechselnder und rührender; die Erfindung wahrscheinlicher, scharfsinniger, neuer, interessanter.¹⁾

Dies war ganz auch Bodmers Urtheil, der in einer Ode, auf die wir weiter unten näher zu reden kommen, geradezu aussprach, für Miltons göttliche Werke werde gleichwohl der Tag der Vergessenheit einmal erscheinen, aber des Messias werde sich die Zeit mit der Sense nicht bemeistern;

Denn Gott wird dem Beschützer der Erden, Eloa, gebieten,
Daß er ihn vor dem Verderben bewahre.

Jüngst im Traume von einem Seraph in die seligen Gefilde entrückt, habe er (Bodmer) unter den himmlischen Schaaren auch Milton und Klopstock gesehen,

Beide vom irdischen Körper entbunden,
Beide bemüht, die Gefänge, die sie in dem Körper gesungen,
Mit dem Verstande des Engels zu bessern.
Milton lösch' aus und ersetzte die menschlichen kleinen Gedanken
Nun durch Gedanken, die Himmlische denken:

¹⁾ Wielands ausgewählte Briefe, Zürich 1815, I, S. 5 f. 29.

Aber du (Klopstock) löschtest nicht aus; du hattest als Mensch
die Gedanken

Schon gedacht, welche die Himmlischen denken.¹⁾

Doch auch kältere Naturen als die beiden Dichter, und weniger voreingenommene Beurtheiler als der poetische Kritiker in Zürich, waren zunächst von der überraschenden Erscheinung hingerissen. „Was für Hoheit, ruft auch Sulzer gegen Bodmer aus, welcher Reichthum in Erfindung, Gedanken und Ausdrücken! Und wie konnte ein so feuriger Geist zugleich so reizend natürliche und einfältige Scenen anbringen!“ Zwar bekennt Sulzer, daß ihm Klopstock bisweilen zu hoch sei. Es seien einzelne Begriffe und ganze Verse, in denen er denselben nicht erreichen könne. Doch auch dies wendet er zum Vortheil des Dichters. „Er kommt mir, schreibt er, gegen Virgil vor, wie Newton gegen den Euklid betrachtet. Man findet nicht, daß Euklides wo gefehlt hat. Newton hat seine Fehler; aber der Umfang seiner Wissenschaft ist eine ganze Welt gegen das kleine Land, das Euklides bearbeitet hat.“²⁾

Seinen alten Bekannten von den Bremischen Beiträgen her, besonders denjenigen, welche der Gottsched'schen Nüchternheit näher standen, war es ein Wunder,

¹⁾ In dem Gedicht: Verlangen nach Klopstocks Ankunft, bei Mörkhofer, Klopstock in Zürich 1c., Zürich u. Frauenfeld, 1851, S. 39 f.

²⁾ Sulzer an Bodmer, Berlin 8. Jan. 1749. Briefe der Schweizer 1c. S. 103 f.

daß Klopstock durch diese Arbeit auf einmal so berühmt geworden sein sollte. „Ich bin stolz auf diesen Freund“, schreibt mit unverkennbarer, doch gutmüthiger Ironie Rabener an Bodmer. „Anfangs war er mir nur liebenswürdig. Der Beifall so großer Kenner macht, daß ich ihn auch verehren muß, wenn ich aus meiner prosaischen Tiefe zu der Höhe hinauf sehe, auf welche ihn sein redliches Herz, sein Wisz, seine Freunde und Gönner gestellt haben“¹⁾. Von hier aus erklärt sich auch, was Sulzer gegen Bodmer äußerte, ihm habe Ebert gesagt, die Verfasser der Beiträge werden Klopstock nicht aufmuntern, am Messias fortzufahren; ja es scheine, als reue es sie, auch nur so viel davon in die Zeitschrift aufgenommen zu haben.²⁾

Gottsched selbst schwieg vorerst noch; er mochte die Erscheinung Anfangs nicht für so bedeutend halten, als sie sich bald genug erweisen sollte. Ohne Zweifel ging es ihm aber, wie Joh. Andreas Fabricius, der Herausgeber der Kritischen Bibliothek, von sich erzählt. Als er den Klopstock'schen Messias zuerst im Jahr 1749 gelesen, sei ihm des Cardinal Spolito von Este Frage an Ariost eingefallen: Aber mein lieber Herr Ludwig, wo hat er so viel närrisch Zeug hergenommen? Denn die unnatürlichen, widersprechenden, nichtsagenden,

¹⁾ Vom J. 1749. Bei Leonhard Meißner a. a. O. II., S. 317.

²⁾ Briefe der Schweizer, S. 111 u. 103.

wilden, schwülstigen Erbüchtungen und Ausdrücke im Messias seien nicht zu zählen¹⁾. Sehr naiv wird dagegen in einer andern Zeitschrift jener Jahre bemerkt: „Das berühmte Heldengedicht ohne Reimen, der Messias genannt, hat das Besondere an sich, daß es erst recht schmachhaft wird, wenn man es oft und mit vielem Nachsinnen liest“²⁾. Dies erinnert an Klopstocks Worte zu Bajadow, als er ihm aus der Messiasde vorlas, und Bajadow meinte, man werde in Deutschland seine Sprache nicht verstehen. „So mag Deutschland sie lernen“, erwiderte der Dichter³⁾. Auch die ungewohnte Versart, in welcher das Gedicht geschrieben war, erschwerte ihm den Eingang. Das Ohr vermisse den gewohnten jambischen oder trochäischen Gang und den Reim. Den Hexameter wußten die Leute noch gar nicht zu lesen. Klopstocks Freunde riethen, denselben vorläufig als Prosa zu nehmen, bis man ihn werde lesen lernen⁴⁾. Was aber den Inhalt betrifft, so hatte Hagedorn seine Zeit wohl gefannt, wenn er, so seltsam es uns auch jetzt erscheinen mag, von der Messiasde religiösen Anstoß befürchtete. Selbst ein übrigens so

1) Krit. Bibl. III., S. 239. Bei J. D. Thieß, Fr. G. Klopstock, Altona 1803. S. 87.

2) Hamburgische Berichte von gelehrten Sachen, 1751, S. 441. Ebendaj. S. 89.

3) Gramer, a. a. D., II., S. 322.

4) Sulzer an Bodmer, Briefe der Schweizer, S. 150. Vgl. Klopstock an Bodmer, Werke X., S. 366 f.

hell denkender Mann, wie der nachmalige Bürgermeister Heidegger von Zürich, meinte, das Klopstock'sche Gedicht verlege die Hoheit und Heiligkeit unserer Religion. Man hielt es für unerlaubt, göttliche Reden und Handlungen in Nachahmung der biblischen zu erdichten. Bodmern wurden ohne Namen antimesfianische Briefe ins Haus geschickt, in denen dieses Thema des Breiteren ausgeführt war.¹⁾

Aber Bodmer ließ sich in seinem Enthusiasmus nicht irre machen. Nachdem ihm um eben die Zeit auch eine Probe von Kleist's Frühling zur Hand gekommen war, kündigte er das goldene Alter der deutschen Poesie an.

„Schon hab ich Klopstock gehört den Gott Messias besingen;
Mit Milton's Geist schien Klopstock's verwebt.
Auch hab' ich Kleisten geseh'n, auf Zefirs duftenden Flügeln
Dem Lenze folgen durch Garten und Feld.

„Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eiser-
nen Alter zu dem goldenen hinübergeht.“ So schrieb Bodmer um Ostern 1748 an den Pastor Lange in Laublingen²⁾. Seit dem Sommer dieses Jahres stand er mit dem jungen Dichter selbst im Briefwechsel (Klopstock's erster lateinischer Brief an ihn ist vom 10. August), und nun entwickelte er seine ganze Be-

¹⁾ Vgl. an Bodmer, aus dem J. 1749. Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, herausgegeben von Stäudlin, Stuttg. 1794, S. 118. 147.

²⁾ Briefe der Schweizer etc. S. 84.

triebsamkeit, um für den Messias und den Dichter desselben zu agitiren. Er forderte zu Beurtheilungen, zu Uebersetzungen einzelner Stücke des Gedichts in fremde Sprachen auf. Er an seinem Orte wollte als der „Evangelist des Messias“, wie er sich nannte, „das Lob desselben in französische und italienische gelehrte Tagbücher eintragen“; Gleim sollte es in deutschen, Hagedorn in englischen Blättern loben, während er selbst seine Landsleute in den Züricher freimüthigen Nachrichten, die Deutschen überhaupt in seinen kritischen Briefen auf Klopstocks wunderbares Genie aufmerksam machte.¹⁾

Einen jungen Berner Patricier, Ischärner, der sich damals in der Nähe von Zürich aufhielt, wußte er für das Unternehmen einer Uebersetzung des Messias ins Französische zu gewinnen. Er meinte, wenn die Deutschen das Gedicht erst einmal vom Auslande werden anerkannt sehen, werden sie sich auch ein Herz fassen,

¹⁾ Neue kritische Briefe, Zürich 1749, Brief 1. 55. S. 3 ff. und 388 ff. Der erste dieser Briefe enthält eine durch Conjectur gemachte Entwicklungsgegeschichte des Klopstock'schen Genius, welche, unerachtet sie den bekannten Verhältnissen auf mehr als einem Punkte widerspricht, dennoch nicht allein von Schubart (Klopstock's kleine poetische und prosaische Werke, Frankfurt u. Leipzig 1771, Vorbericht, S. X. ff.), sondern seltsamer Weise auch noch von dem Biographen Döring (Klopstock's Leben, Weimar 1825, S. 38 ff.) für wirkliche Geschichte genommen worden ist.

selbst etwas darauf zu halten. Da mit seiner französischen Uebersetzung getraute sich Bodmer sogar, auf den Hof des großen Friedrich zu Gunsten des Messias zu wirken. Sein Freund Sulzer, mitlilerweile in Berlin angestellt, sollte die Uebersetzung dem Herrn von Maupertuis, dem Präsidenten der Akademie, übergeben. Sulzer hielt gleich nichts darauf und meinte, Bodmer kenne den Geichmaß dieses Hofes nicht, für den die Sache viel zu ernsthaft sei. Dennoch schickte er die Uebersetzung, sobald er sie erhalten hatte, an Herrn von Maupertuis nach Potsdam; aber nach wenigen Wochen schon lief von diesem die Antwort ein, das Gedicht habe zwar *du feu et des images*, sei übrigens nur eine Nachahmung des Milton, und da es seine Hauptavantages aus der poetischen Form und dem Style ziehe, worin es geschrieben, so sei zu bezweifeln, ob es sich in der französischen Sprache halten werde.¹⁾ Noch übler ging es etwas später dem guten Sulzer mit Voltaire, an den er sich gleichfalls mit seiner Uebersetzung machte. Erst spottete Voltaire über den Einfall, ihm ein Gedicht geistlichen Inhalts übergeben zu wollen. Wenigstens dürfe er es nicht eher annehmen,

¹⁾ Vgl. Bodmer an Hagedorn, 10. Sept. 1748, Hagedorn's Werke. V., S. 208. Bodmer an Gleim, 11. Sept. 1748; Sulzer an Bodmer, 27. Sept. 1749, 21. April u. 12. Mai 1750, Briefe der Schweizer, S. 96. 112. 131. 148. Hirzel an Gleim, über Sulzer den Weltweisen, I., S. 124.

als bis er etwas Aehnliches dagegen bieten könne; er erwarte aber aus Dänemark ein Gedicht über den Engel Gabriel und die Jungfrau Maria, sobald das angekommen, wollen sie beide Stücke gegeneinander austauschen. Was übrigens den Gegenstand des Klopstock'schen Gedichts betreffe, so „kenne ich“, -sagte Voltaire, „den Messias gar wohl; er ist der Sohn des ewigen Vaters, der Bruder des heiligen Geistes, und ich bin sein gehorsamer Diener; aber profan wie ich bin, wage ich nicht, die Hand an das Rauchfaß zu legen“. Indessen sei ein neuer Messias auch gar nicht nöthig, da ja den alten schon (Miltons verlornes und wiedergewonnenes Paradies) Niemand lese.¹⁾

Um in Deutschland dem Messias die Bahn zu ebnen, wandte sich Bodmer an einen Mann, der so eben durch seine „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften“, worin er die Grundsätze seines Lehrers Baumgarten vortrug, Aufsehen erregt, sich überdies für religiöse Stoffe in der Poesie und für die reimlosen antiken Maße ausgesprochen hatte, den Halle'schen Professor Meier. Auf Bodmers Zureden geschah es, daß Meier zu Anfang des Jahres 1749 eine „Beurtheilung des Helden-

¹⁾ Sulzer an Bodmer, vom 30. Juni 1751, Briefe der Schweizer zc. S. 156 f. Damit ist zu vergleichen, was Jacobi an Herder schreibt, ein Franzose, da er von Klopstock's Messias hörte, habe ausgerufen: ah, quel pauvre sujet! Jacobi's auserl. Briefwechsel, Leipzig 1827, II., S. 252.

gedichts: der Messias“, herausgab¹⁾. Es sei eine Schande für Deutschland, sagt er hier, daß der Messias beinahe ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen nicht schon viel bekannter sei. Noch habe das Gedicht in keiner deutschen Zeitung eine Anpreisung gefunden, und doch könne es sowohl den Geschmack als die Frömmigkeit befördern; wovon das Letztere jetzt besonders gelegen komme. Sofort legt Meier die üblichen Maßstäbe an das Gedicht. Was vor Allem die Wahl der Handlung und des Helden angehe, so übertriffe Klopstock hierin den Homer und Virgil. Die Erlösung des menschlichen Geschlechts — und der trojanische Krieg! „Zum Andern will ich bemerken, daß Herr Klopstock sich darin als einen *Esprit créateur* charakterisirt hat, daß er die ganze heidnische Mythologie vermieden und an deren Statt Engel und Teufel eingeführt hat.“ Meiers Bemerkungen über das Einzelne sind fast mehr psychologisch-moralischer als ästhetischer Art. In untergeordneten Dingen tadelt er wohl den Dichter, und Lob spendet er am reichlichsten seinen rührenden Stellen. Den Eingang des dritten Gesangs mit dem Hinblick auf Grab und Auferstehung findet er „so einnehmend, daß man dem Dichter nothwendig gut werden müsse“. Die andere Thräne, die Gott der Vater beim Anfang der Leiden Jesu weint (die erste nach

¹⁾ Halle, zweite Aufl. 1752.

Klopstock bei Adams Verstoßung aus dem Paradiese) „ist eine Vorstellung, die Alles übertrifft, was nur sonst hätte gesagt werden können“. Die Umarmung Johannis und Jesu in eben demselben dritten Gesange veranlaßt den Beurtheiler zu dem Ausrufe: „Wie zärtlich muß nicht das Herz unseres Dichters sein! Er ist in dergleichen Vorstellungen unerschöpflich!“ Schließlich gibt der Verfasser Klopstock den Rath, mit der Ausarbeitung seines großen Gedichts langsam zu eilen; es wäre gar zu traurig, wenn es unvollendet bliebe.

Diese Meier'sche Beurtheilung des Messias that dem Enthusiasmus eines Schweizers aus dem Bodmer'schen Kreise, des Pfarrers J. G. Heß in Altstetten, noch kein Genüge. Er schrieb aus Veranlassung derselben „Zufällige Gedanken über das Heldengedicht: der Messias“, und Bodmer beförderte sie zum Drucke.¹⁾ Alles, was Meier an dem Gedichte lobenswerth gefunden, fand er auch so, aber außerdem noch Vieles, was Meier übersehen hatte, und in Manchem, was dieser getadelt hatte, glaubte er verborgene Schönheiten zu entdecken. Er fand Stellen im Messias, von denen er urtheilte, sie würden selbst dem hohen Eloa, wenn er sie zu lesen bekommen könnte, genug zu denken und zu empfinden geben; er nannte den Dichter einen ein-

¹⁾ Zürich 1749. Vgl. die Briefe von Heß an Bodmer (auch einen an Klopstock) in den Briefen berühmter und edler Deutschen an Bodmer, herausgeg. v. Stäudlin, S. 101 ff.

gefleichten Seraph, „wenn Herr Klopstock erlauben wolle, ihm diesen verrätherischen Namen zu geben.“ Neben Lobsprüchen, die, auf ein verständiges Maß zurückgeführt, nicht unbegründet sind, wie wenn er Klopstock den vortrefflichsten Seelenmaler nennt, der jemals auf Erden existirt habe, rühmt er auch die ungemein runden und bestimmten Begriffe und die so genauen Ausdrücke derselben, die Deutlichkeit in allen Theilen seines Gedichts: Eigenschaften, welche, außer dem guten Geß, wohl schwerlich Jemanden als hervorstechende Tugenden des Klopstock'schen Messias aufgefallen sind. Um nicht als Lobhudler zu erscheinen, zwingt er sich zuletzt noch zu einigem Tadel, mit dem es ihm aber so wenig Ernst ist, daß er ordentlich erschrak, wie Klopstock ohne Weiteres bereit war, einen von ihm beanstandeten Zug (er hatte dem Dichter Vorwürfe darüber gemacht, daß dieser „des Judas ehrlichen Vater selig so lange nach seinem Tode, da bisher Niemand nichts Böses über ihn zu sagen gewußt, in die Hölle hinabgedichtet“) zu streichen.

Der Schrift von Geß ist das „Schreiben eines Unbekannten von den Empfindungen, welche das Gedicht, der Messias, bei ihm verursacht hat“, angehängt, das auf der einen Seite die Bewunderung beinahe noch überschwenglicher ausspricht, auf der andern aber doch einen sehr vernünftigen Tadel enthält. „Ich wüßte nichts darin zu finden, schreibt der Briefsteller

an seinen Freund, gar und gänzlich nichts, was Ihnen mißfallen, oder was Ihnen um Vieles weniger gefallen sollte als mir; wenn es nicht etwa dieses ist, daß mein Dichter so gar viel auf das Weinen hält. In der That, er weinet nicht nur selbst bei allen Anlässen, in der Freude und im Leide, sondern er läßt auch Alles weinen, was ihm vorkommt: Gott, Engel, Menschen, Teufel, u. s. f., Alles muß ihm weinen, und dieses so oft, daß in seinem Werke des Weinens kein Ende ist, daß bald keine einzige zärtliche Empfindung ohne Weinen ausgedrückt wird. Das kommt nun zwar für mich recht allerliebste heraus; aber ich fürchte, es dürfte Ihnen, mein theurer Freund, ganz anders vorkommen, denn Sie sind wohl bei Weitem der Greiner nicht, der ich bin. Sie sind viel zu tapfer und heldenmüthig, als daß Sie das Weinen für eine große Tugend halten könnten. Ich fürchte darum, Sie werden auch hier zum Wenigsten sagen, Klopstock gebedrde sich doch für einen heroischen Dichter auch gar zu weinend.“ In der That, träte der Brieffschreiber nicht in so ehrlicher Gesellschaft, wie Heß und sein Herausgeber sind, auf, man könnte einen Schalk in ihm vermuthen.

Das Uebertriebene des Lobes, welches besonders in der Schrift von Heß über den Dichter des Messias ausgegossen war, that auch dießmal nicht in allemwege gut. Wenn er Klopstock wäre, schrieb Sulzer an Bodmer, so würde er alle Exemplare der Schrift an sich

kaufen, um nicht allerorten erröthen zu müssen. Auch wisse er gewiß, daß die Schrift Klopstock und seinem Gedicht Schaden thue. „Leute, die die Messiade fast anbeten, haben mir vorgeworfen, daß schweizerische Lob habe ihn verdorben“ ¹⁾. Klopstock selbst ersuchte nachher den allzu eifrigen Bewunderer, nichts mehr über ihn drucken zu lassen. ²⁾ —

Doch damit sind wir erinnert, uns wieder nach dem Dichter umzusehen, den wir über dem ersten Ausfluge seines Werkes in die Welt ganz aus den Augen verloren haben.

¹⁾ Sulzer am Bodmer, 1749. Briefe der Schweizer, S. 121.

²⁾ S. den Brief von Heß an Klopstock, bei Stäudlin, S. 133.



6. Hauslehrerstelle. Erste Liebe. Die frühesten Jden.

Ostern 1748 hatte Klopstock nach dreijährigem Aufenthalte die Leipziger Universität verlassen, um, wie junge Theologen pflegen, eine Hauslehrerstelle anzutreten. Die Gelegenheit fand sich innerhalb seiner eigenen Familie. Zu Langensalza an der Unstrut, wo verschiedene Mitglieder derselben in besseren Glücksumständen als Klopstocks Eltern lebten, hatte ein Kaufmann, Johann Christian Weiß, gleichfalls ein Verwandter, einen Sohn, den er dem Unterricht des jungen Betters anvertrauen wollte. Langensalza, schrieb damals Hagedorn, der an dem jungen Dichter des noch ungedruckten Messias bereits Antheil nahm, werde ihm als ein angenehmer Aufenthalt beschrieben, wo viel gute Lebensart und wohlbemittelte Kenner der Verdienste anzutreffen seien¹⁾. Auch das Weiß'sche Haus war ein gebildetes: in dem geräumigen Garten stand ein Apollo,

¹⁾ Hagedorns Werke, V., S. 105.

standen Orpheus und Eurydice, und der Zögling selbst, obwohl zum Kaufmann bestimmt, wird doch bald von seinem poetischen Erzieher ein Genie und ein Poet genannt, der seinem Unterricht einmal keine Schande machen werde¹⁾. Auch ließ dieser Unterricht und die damit verbundene Aufsicht über die andern Weiß'schen Kinder dem Hauslehrer zu eigenen Arbeiten noch hinlänglich Zeit.

Unter den übrigen Verwandten, die Klopstock am Orte hatte, war auch die Familie seines Studien-genossen Schmidt, der, bei reichlicheren Mitteln, vorerst noch in Leipzig zurückgeblieben war. Schmidt hatte eine Schwester, Marie Sophie, die Klopstock bei früheren Besuchen schon gesehen²⁾, und die schon damals einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. War doch, wie er später bekannte, seine Neigung zu ihr ein Hauptbeweggrund für ihn gewesen, die Stelle in Langensalza anzunehmen³⁾. Schon während seines Aufenthaltes auf der Universität im Herbst 1747 hatte er die Elegie auf die künftige Geliebte eingestandenermaßen mit Beziehung auf sie gedichtet⁴⁾. Sept, bei öfterem Sehen und ver-

¹⁾ Klopstock an Bodmer vom 10. Aug. 1748 u. 26. Jan. 1849, BB. X., S. 362. 381.

²⁾ Vgl. die Aeußerung in Klopstocks Brief an Gleim vom 1. Mai 1751, bei Klammer Schmidt, 1., S. 234.

³⁾ An Bodmer, 2. Dec. 1748. Werke X., 375.

⁴⁾ Zuerst abgedruckt in den Br. Beiträgen, IV., S. 446 bis

trauterem Umgang, erwuchs die Reizung zu ihr bald zur heftigsten Leidenschaft. Der Liebende schreibt ihr eine Schönheit zu, die sie von allen andern unterscheidet; Petrarca's Laura, meinte er, möchte von ähnlicher Schönheit gewesen sein; mit allmächtigem Götterblick trete sie hoch im Triumph daher,

Schön wie ein festlicher Tag, frei wie die heitre Luft,
Voller Einfalt, wie du, Natur.¹⁾

Wie ihr Bruder ein hoher stattlicher Jüngling und Mann war, so wird auch sie noch in ihrem Alter als eine Dame von stolzem Wuchs und imposantem Aeußern beschrieben, die in jungen Jahren eine treffliche Minerva möge vorgestellt haben²⁾. Dabei hatte sie Geist und Bildung genug, um Dichterisches zu empfinden und zu verstehen; ja sie ließ sich durch des Bruders und des Liebhabers Beispiel selbst zu poetischen Versuchen verleiten.

Klopstock war zart und schüchtern in dem Ausdruck seiner Liebe; es dauerte einige Zeit, ehe er es wagte, einzelne der Oden, die sie ihm eingegeben hatte, der Geliebten einzuhändigen; selbst ihrem Bruder, seinem

51, dann mit neuer Ueberschrift in den Oden, s. Werke IV., 20—24. Vgl. den Brief an Bodmer, Werke X., S. 373.

¹⁾ In der Ode: Petrarca und Laura, Werke IV., S. 33. Vgl. die Aeußerungen in dem Brief an Bodmer, Werke X. S. 364 f.

²⁾ Böttiger, im Taschenbuch Minerva, 1814, S. 348. 351.

vertrautesten Freunde, gab er Anfangs nur Winke in seinen Briefen. Sie war zurückhaltend, that, als ob sie seine tiefere Reigung nicht bemerkte; selbst nachdem sie eine seiner zärtlichsten Oden gelesen, meinte der Dichter zwar bei der nächsten Begegnung eine kleine Verwirrung, eine schwache Röthe und einige beinahe zärtliche Blicke zu bemerken, ohne doch eigentlich daraus abnehmen zu können, was sein Gedicht für einen Eindruck gemacht. Auch an kleinen Koketterien ließ sie es nicht ganz fehlen. Einen vorgesteckten Blumenstrauß, den sie ihm Mittags beim Besuche verweigert hatte, warf sie ihm wohl Abends aus dem Fenster in den Hut. Hatten ihm dergleichen Auftritte wieder Hoffnung gegeben, so wurde diese in den nächsten Tagen aufs Neue durch ablehnende Kälte niedergeschlagen; während man doch die dem Verwandten schuldige Freundlichkeit nie ganz verleugnete.

Endlich ging der bedrängte Dichter gegen seinen noch immer abwesenden Freund, den Bruder des Mädchens, mit einem vollen Geständniß heraus; Schmidt antwortete, diese Liebe sei das, was er schon lange heimlich gewünscht habe. Freund, dichtete er,

Freund, ich kannte Dein Herz, des Mädchens Zärtlichkeit
kann' ich:

Siehe, drum bat ich sie Dir heimlich vom Himmel herab.

In einer Fabel gab er ihm dann zu verstehen, daß er zu blöde sei. Auch versprach er dem Freunde, nächstens

an seine Schwester ganz offen über die Sache zu schreiben. Es war kaum mehr nöthig; denn er schloß seinen Brief an Klopstock in einen an die Schwester ein, und diese widerstand der Neugierde nicht, denselben zu erbrechen. Doch auch dies änderte nichts in ihrem rückhaltenden, schwankenden Benehmen: der Liebhaber wußte immer nicht, woran er war; bald kam es ihm wahrscheinlich vor, daß er geliebt werde, bald war ihm wieder Alles räthselhaft; die Sache ging nicht vorwärts und nicht zurück.¹⁾

Ein Hemmiß lag, wie Klopstock wohl wußte, in den so sehr ungleichen Vermögensverhältnissen. „Sie hat sich mir noch nicht eröffnet“, schrieb er gleich Anfangs an Bodmer, „und kann dies auch nicht leicht thun, weil wir den Glücksumständen nach gar zu weit von einander abstehen.“ „Meine Eltern“, erläutert er dies etwas später, „die sehr rechtschaffen sind, haben Vermögen gehabt, und sind ohne ihr Verschulden unglücklich geworden. Seit der Zeit, da sie nicht mehr haben für mich sorgen können, hat mein theuerster Freund — Schmidt — unter meinen Verwandten auf die edelfste Art für mich gesorgt“²⁾. Klopstock

¹⁾ Aus Klopstocks Briefen an Bodmer vom 5. Nov. 1748, 26. Jan., 7. Juni u. 13. Sept. 1749, Werke X., S. 372 f. 379. 385. f. 388.

²⁾ An Bodmer, vom 10. Aug. 1748. Werke X., S. 362 (das lat. Original in Schmidlins Nachträgen, I., S. 455 ff.) u. vom 19. Oct. 1748, Werke X., S. 371.

gehörte also einem ökonomisch heruntergekommenen Zweige der Familie an, und hatte namentlich von dem Bruder seiner Geliebten, vermuthlich während der Universitätsjahre, Unterstützung genossen. Daher meinte er auch, sehr viel komme in Bezug auf seine Liebesaussichten darauf an, „daß er sein Glück mache.“¹⁾

Das hoffte er durch sein Dichtertalent zu machen; wie ihm hinwiederum zur Fortsetzung seines Gedichts eine arbeits- und sorgenfreie Lage erforderlich schien. Der Messias, schrieb er an Bodmer, sei erst angefangen, er von schwächlicher Gesundheit, werde schwerlich lange leben, jedenfalls werden seine poetischen Jahre schneller als bei Andern vorübergehen; es warte seiner irgend ein lästiges Amt, sein Vaterland bekümmere sich nicht um ihn: so habe er wenig Aussicht, sein Gedicht vollenden zu können.²⁾

Diese Vorstellungen versetzten Bodmer in die lebhafteste Bewegung. Eben hatte Gleim die Stelle eines Secretärs am Domkapitel zu Halberstadt, und mit ihr die sorgenfreie Stellung erlangt, die für seine, wie für so mancher Anderen dichterische Bestrebungen so förderlich werden sollte. Bodmer wünschte ihm Glück dazu und fuhr dann fort: „Indem ich aber die Augen wegwende, so erblicke ich den wackern Klopstock in keinen angenehmen Umständen; er ist verurtheilt, ein man-

¹⁾ An Bodmer, Werke X., S. 386.

²⁾ An Bodmer, 10. Aug. 1748, Werke X., S. 361 f.

cipium domesticum zu sein; alles Glück, dem er entgegensehen darf, besteht in einem Predigerdienste auf dem Lande. In England wäre sein Glück gemacht: entweder hätte ihn ein reiches Frauenzimmer aus bloßer Hochachtung geehrt, wie den Mallet; oder der Messias hätte ihm etliche tausend Pfund zugeworfen, wie Achilles und Ulysses dem Pope zugeworfen haben. Der Messias ist ein so großer Held als jene beiden, und Klopstock ist kein schlechterer Poet als der göttliche Pope. Wiewohl ich aber den jungen Poeten ganz stark sehe, so sind doch die Schul- und Kanzelarbeiten mit der Munterkeit und Freiheit der Musen beinahe incompatibel, und ich fürchte, daß der Messias in der Krippe liegen bleibe, oder dem mörderischen Herodes in die Hände falle, wenn sein Poet nicht in glücklichere Umstände gesetzt, oder ihm wenigstens ein schmeichelnder Aspect von Weitem gezeigt wird. Was können wir für unsere Ehre Anständigeres und unserm Naturell Gemäßeres unternehmen, als daß wir dem Messias und dem Poeten desselben das Werk der Erlösung erleichtern? ¹⁾

Zunächst suchte Bodmer zu diesem Zweck, wie wir gesehen haben, durch empfehlende Anzeigen und Uebersetzungen des Klopstock'schen Gedichtes, die er theils

¹⁾ Bodmer an Gleim, 11. Sept. 1748. Briefe der Schweizer 10. E. 95 f. Vgl. den Brief an Hagedorn vom Tage vorher, in Hagedorn's Werken, V., E. 207 f.

selbst verfertigte, theils veranlaßte, zu wirken. Dann meinte er, der Dichter sollte für die Fortsetzung seines Werkes eine Subscription eröffnen. Aber dieser selbst zweifelte, ob eine solche bei der Nation die erforderliche Theilnahme finden werde, und erfahrene Freunde riefen ihm ab. Einstweilen wurde, mit Bewilligung des Verlegers der Beiträge, das in diesen erschienene Stück des Messias dem Buchhändler Hemmerde in Halle zu 5 Thlr. per Bogen zum neuen Abdruck in Verlag gegeben; das ertrug für 8½ Bogen 42½ Thaler¹⁾. Nachdem die Subscription aufgegeben war, dachte Bodmer an den damals so gebräuchlichen Weg der Dedication, um vielleicht von einem fürstlichen Gönner dem Dichter einen Jahrgehalt auszuwirken. Klopstock sollte das Gedicht dem Prinzen von Wales (dem volksbeliebten ältesten Sohne Georgs II.) zueignen; allein der Dichter hatte einen Widerwillen vor Zuschriften. Er wollte lieber sein Werk dem Prinzen einfach überreichen lassen, und wandte sich deshalb an Haller nach Göttingen, bei welchem auch Bodmer seine Bitte befürwortete. Haller

¹⁾ Hegel erzählt in seinen Vorlesungen über Aesthetik, WW. X. 3, S. 444 f.: „Klopstocks Verleger in Halle bezahlte ihm für den Bogen der Messias 1 oder 2 Thaler, glaub' ich; darüber hinaus aber ließ er ihm eine Weste und Hose machen, führte ihn so ausstaffirt in Gesellschaften umher und ließ ihn in der Weste und Hose sehen, um bemerkbar zu machen, daß er sie ihm angeschafft habe“. Die Gewähr für diese Anekdote müssen wir Hegeln überlassen.

besorgte das Exemplar an den Prinzen und verwendete sich außerdem bei verschiedenen einflußreichen Personen in Hannover für den Dichter. Auch an den Prinzen von Oranien dachte Klopstock, und meinte, ob nicht van Haaren, der Dichter des *Frisc*, den Bodmer kennen mußte, ihn dem Prinzen empfehlen könnte? Alles ohne Erfolg. Wenn er sich den Höfen empfehlen wolle, schrieb ihm Freund Giseke nicht übel, so möge er seinen Messias nur zurücklegen; ein Fest, ein Carneval, eine blutige Jagd, ein vermummter Ball und Illumination, das seien die rechten Gegenstände deutscher Hofdichtung, damit könne ein Poet sein Glück machen.¹⁾

Die Sache wurde dringender, als gegen Ende des Jahres 1748 von Seiten der Weiß'schen Familie dem jungen Hauslehrer zu verstehen gegeben wurde, daß er auf Ostern überflüssig sein werde. Wenn es denn doch ein Amt sein sollte, wozu er seine Zuflucht nehmen mußte, so zog Klopstock ein Schulamt einem Predigtamte vor, weil, meinte er, die Natur ihm die Stimme des Redners versagt habe. Er wünschte sich, wenn auch nur bis etwas Besseres käme, eine außerordentliche Professur der Beredsamkeit oder Poesie, mit einem Gehalte, der ihn der Nothwendigkeit überhübe, den größten Theil seines Unterhalts selbst zu verdienen. Einmal schien

¹⁾ Giseke's poetische Werke S. 145 ff. Das Weitere nach Klopstock's Briefen an Bodmer aus den Jahren 1748 u. 49. WW. X, S. 375 ff.

sich von Erlangen her eine solche Aussicht zu eröffnen; doch bei näherer Erkundigung zeigte sich die Stelle so unerheblich, und dabei die Schwierigkeit, sie zu erlangen, so groß, daß Klopstock sich nicht darum bewerben mochte. Dann ließ Haller sich erkundigen, ob er nicht den Unterricht seines Sohnes übernehmen möchte? Aber er konnte sich nicht entschließen.

In Langensalza war unterdessen Klopstocks Leben im gewohnten Gleise fortgegangen. Er arbeitete am Messias weiter, liebte und besang seine Fanny, wie er die Base Marie poetisch umgetauft hatte, machte kleine Ausflüge und empfing verschiedene Besuche. Sein neuer Ruhm ließ vorerst das Städtchen, worin er sich aufhielt, noch ziemlich unberührt. Vor dem monstrari digitis war er sicher. Als Meier's Beurtheilung seines Gedichtes in Langensalza bekannt wurde, hielt man sie in einer Advocatengesellschaft allgemein für Satire und lachte den Einen aus, der das Gegentheil behauptete. Man erstaunte, als ein alter Licentiat der Medicin sich verlauten ließ, es sei eine Ehre für die Stadt, Klopstock in ihren Mauern zu haben. Mittlerweile kamen von auswärts Besuche, zum Theil feltjamer Art. Ein guter Lutheraner, der von dem Gedicht mehr gehört als gelesen haben mochte, sprach gegen den Dichter die Voraussetzung aus, es werden doch auch die Spitzköpfe, die Reformirten, ihr Theil darin bekommen? Eigentlich sei es gegen die Türken gemünzt, versetzte der er-

heiterte Dichter. Ein Prediger bat ihm fast mit Thränen, er möchte doch den Abbadona nicht selig werden lassen; während von anderer Seite dringende Fürbitten bei ihm einliefen, es dem armen Teufel nicht zu arg zu machen. Dieser Punkt wurde im Publikum überaus wichtig genommen; an ihm schieden sich die Parteien. In dem Dichter des Messias war alte strenge Orthodoxie und moderne Weichheit der Empfindung in einem gewissen Gleichgewicht; in wem die erstere überwog, der drang auf Verdammung, in wem die letztere, auf Schonung des reuigen Teufels. Klopstock suchte eine Vermittlung. Auch in den Beurtheilungen der Messiasde wurde diese Angelegenheit in der Regel aufgegriffen. Meier urtheilte, entweder sei der Charakter des Abbadona unwahrscheinlich, oder der Dichter müsse das System der Wiederbringung aller Dinge annehmen; was er als solcher ohne Bedenken thun könne, da dasselbe alle poetische Wahrscheinlichkeit für sich habe. Lasse der Dichter den bußfertigen Teufel ewig verdammt, so gesteht Meier, daß seiner Ansicht nach dies ein großer Flecken des Gedichts sein würde¹⁾. Von einem Schweizer wegen seines Mitleids mit einem Teufel angegriffen, getröstete sich Meier in der Folge, alle von der Natur mitleidig geschaffenen Seelen auf seiner Seite zu haben, und blieb dabei, daß nur

¹⁾ Beurtheilung des Messias, I. Stück, S. 47.

wenn er zuletzt begnadigt werde, der Charakter glücklich geschildert sei. Freilich sei er dann eigentlich kein Teufel, und werde längere Zeit viel zu hart behandelt.¹⁾ Dem widersprach der Altstetter Heß und suchte zu beweisen, Klopstock habe Abbadona's Charakter bis jetzt so zweifeltig gehalten, daß er noch mit ihm anfangen könne, was er wolle; später hat auch er um Schonung, und meinte, um religiösen Anstoß zu vermeiden, könnte ja sein Endschicksal unentschieden gelassen, oder noch besser, er aus Gnade vernichtet werden.²⁾

Die Strahlen des Ruhmes, die von seinem Gedicht her allmählich auf ihn fielen, suchte Klopstock auch für seine Liebesangelegenheit nutzbar zu machen. Er zeigte der Geliebten die günstigen Beurtheilungen, die schmeichelhaften Briefe ausgezeichneten Männer an ihn. Selbst Bodmers italienische Anzeige des Messias und eine französische wünschte er sich nach Langensalza geschickt; „vielleicht, daß das liebe göttliche Mädchen diese Trophäen anlächelt“. Er machte sie auf den Glanz aufmerksam, in welchem sie erschien, wenn seine Oden an sie, die sich in Abschriften zu verbreiten anfangen, in empfänglichen Kreisen vorgelesen wurden. Auch was er Neues am Messias ausarbeitete, legte er ihr vor. Ein Stück von Kleist's „Frühling“ (oder „Landlust“,

¹⁾ Ebendaf. II. Stüd S. 137.

²⁾ Brief ber. u. edl. Deutschen an Bodmer herausgegeben v. Stäudlin, S. 123, 167.

wie das Gedicht damals noch hieß), das er handschriftlich erhielt, mußte er ihr schenken, so hatte es sie entzückt.¹⁾

Am meisten vertraute er aber noch immer auf die Stärke und Reinheit seiner Liebe selbst. „Nein“, schrieb er an Bodmer, „so hat vor mir noch Niemand geliebt, oder wenn auch, so ist das Andenken solcher Liebe in keinem Buche aufbehalten!“ Die Schmerzen der Liebe, meinte er, seien an sich schon etwas so großes, daß sie es wohl verdienen, so viel Gewalt über ihn zu haben. Was ihn bei der Härte der Geliebten nicht ganz unglücklich werden ließ, war aber vornehmlich die Religion. Dieser unüberwindliche, diejer ewige Hang, Fanny ohne Maß zu lieben, fühlte er, könne nicht vergebens in ihm sein; und dieses Gefühl bestärkte ihn in der Hoffnung der Unsterblichkeit. Er spürte dem göttlichen Endzwecke seines Liebesunglücks nach. Entweder, meinte er, sehe Gott in demjenigen, wonach er so sehr verlange, überhaupt kein wahres Glück für ihn, oder Gott wisse, daß er die Freude der ersten Umarmungen noch nicht aushalten könnte, und wolle ihn erst ruhiger werden lassen. Später muthmaßte er, Gott habe durch Wehmuth und Thränen sein Herz ausbilden, erweichen, demüthigen, ihn zur Darstellung der anbetungswürdigen Menschlichkeit des Mittlers noch fähiger machen wollen.¹⁾

¹⁾ An Bodmer vom 2. December 1748 und 17. Mai 1749. W.B. X, S. 378, 384. An Fanny, v. Klammer Schmidt, I, S. 22, 31.

Dagegen glaubte Bodmer eben von diesem religiösen Standpunkte aus zu Gunsten seines jungen Freundes einen Sturm auf das Herz seiner Spröden unternehmen zu können. Er schrieb ihr geradezu und redete ihr ins Gewissen. Er stellte es ihr als ihren himmlischen Beruf vor, durch ihre Liebe den Dichter des Messias in seiner heiligen Arbeit zu fördern, und machte sie verantwortlich für die nachtheiligen Folgen, welche ihre Kälte für das Gedicht auf die Erlösung, und damit für die Verwirklichung der Erlösung selbst unter den Menschen, haben mußte. „Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugebach hat. Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe befeelen; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen, ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft ist, weil es nur irdisch ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und Tugend hat. Dieses Alles sollen Sie thun, damit sein Herz in den Vorstellungen der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde. Biewohl ich ihn stark am Gemüthe sehe, so wird er doch herrli-

1) An Bodmer, vom 10. Aug. u. 27. Sept. 1748. BB. X, S. 363 f. An Fanny, 10. Juli 1750, an Gleim 1. Mai u. 18. Sept. 1751, bei Klamer Schmidt I, S. 32. 235. 292.

cher emporsteigen, wenn er von Ihnen aufgestüzet wird. Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Sünglinge durch Blicke, durch süße Reden, durch kleine Gunstbezeugungen, zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht. Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein! Ganze Nationen, die ihre Lust am Messias finden, werden Ihnen dann nicht das Gedicht allein, sondern die Seligkeit mitdanken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. Welche Last von Glückseligkeit ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind! Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unwisige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch eine stumme Wehmuth in seinem Umgange mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht dadurch an seinem Wachsthum verzögern! Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde, so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn dem Satan seine finstere Entschliehung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Befreiung des Menschengeschlechts zu hintertreiben.“ Doch „der Poet hat sich und sein Werk in gute Hände vertraut, da er sie Ihrer Aufsicht, Mademoiselle, vertraut

hat. Es ist nicht möglich, daß Sie nicht mit einem sorgfältigen, wachenden Auge auf dasselbe schauen. Da Dieselben die Freundin seiner Seele sind; da Sie in dem vertraulichen Umgange mit ihm öfters Ihre Gedanken mit seinen Gedanken von dem großen Messias vereinen: so ist Ihre Person und Ihr Leben mir so schätzbar, als er selbst, oder als ihm selbst; und es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn ich Ihnen diese Empfindungen nicht in einigen Zeilen entdeckt hätte.“¹⁾

Diesen Brief schickte Bodmer zunächst an Klopstock, ihn der Geliebten zu übergeben. Klopstock wagte es nicht, schickte ihn aber an ihren Bruder, der von demselben sehr gerührt war, ihn der Schwester mitzutheilen und zugleich über die ganze Angelegenheit offen mit ihr zu reden versprach. Ueber all den Gemüthsbewegungen wurde Klopstock im Herbst 1749 von einer Krankheit befallen. Sie dauerte mehrere Wochen, während deren sich der Dichter viel mit der andern Welt beschäftigte. Am schwersten fiel ihm hiebei der Gedanke, vielleicht sein Gedicht unvollendet zurücklassen zu müssen, und er änderte für diesen Fall den Eingang zum dritten Gesange des Messias, der die Hoffnung auf Lebensfristung bis zur Vollendung desselben ausspricht, im Sinne frommer Ergebung in die höhere Fügung um.²⁾

¹⁾ Bom 5. Oct. 1748. Briefe der Schweizer II., S. 98—101.

²⁾ Klopstock an Bodmer, 13. Sept. 1749, RW. X., S. 387.

War dies nur eine Variation, welche der Dichter für sich selbst und ohne sie dem Gedicht wirklich einzuverleiben entwarf, so hat er dagegen das Schicksal seiner Liebe demjenigen Theil desselben, an welchem er damals arbeitete, in dauernden Zügen eingegraben. Lazarus und Sidli in der ersten Bearbeitung, oder jetzt Semida und Sidli, im vierten Gesange des Messias¹⁾ sind Klopstock und Fanny. Jener der durch Jesu Wunderkraft dem Leben wiedergegebene (Lazarus, oder jetzt) Jüngling von Nain, wie diese die auferweckte Tochter des Jairus. Semida liebt Sidli; auch sie ist ihm, der schon als Knabe ihr Geziele war, von Herzen gut, aber sie unterwirft sich dem Willen der Mutter, von der sie, zum Danke für das Wunder ihrer Wiederbelebung, Gott geweiht ist. Sein Liebesgram thut ihr so weh, als Klopstock wünschte, daß der seinige seiner Fanny thun möchte, von der er gerne voraussetzte, daß sie seine Bewerbungen nur aus Gehorsam gegen die Mutter ablehne, deren Widerstand in dem Gelübde von Sidli's Mutter idealisirt ist. Man fühlt, wie wohl es ihm thut, seine Fanny so empfindend zu denken, wie er Sidli im Anblick des liebefranken Semida reden läßt:

Oder Jüngling! Um mich bringt er sein Leben mit Wehmuth,
Seine Tage mit Traurigkeit zu! Ach! war ich's auch würdig,
Daß du so himmlisch mich liebst? war's deine Sidli auch würdig?

1) *WB.* I, S. 135.

Lange schon wünsch' ich die Deine zu sein ,
 Aber ich schweig' und gehorche der Weisheit der liebenden Mutter,
 Und der Stimme Gottes in ihr: dem bin ich gewidmet.
 Nur mußt du deine Betrübniß,
 Deine zärtlichen Klagen, du edler Jüngling, auch mindern! u. s. f.

Dagegen Semida-Klopstock:

Warum weint sie? Zu theure zärtliche Thränen!
 Wäre nur Eine von euch um meinetwillen geweinet!
 Eine wäre mir Ruhe gewesen! Ich klage noch immer,
 Immer um sie! Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben
 Ist noch immer von ihr ein einziger langer Gedanke.
 Ach, da ich es, Eidl, noch wagte,
 Zitternd zu denken, du seist mir geschaffen: wie still war mein
 Herz da,

Welche Wonnen erschuf sich mein Geist
 . . . Doch vielleicht . . ich liebte
 Sie zu heftig! Wie kann ich zu sehr die lieben, mit der ich
 Jenes erhabene Leben vielmehr, als dies an dem Staube,
 Wüßte zu leben?

Aber das sei wohl Unrecht, meint Semida schließlich, in einem Augenblicke, wo seinem göttlichen Auf-
 erwecker Gefahr drohe, sich seinem persönlichen Kummer
 so hinzugeben, und er nimmt sich vor, seine ganze
 Seele auf den Ausgang zu richten, den die Sache
 Jesu nehmen werde: d. h. Klopstock flüchtet sich aus
 dem Gedränge seiner Liebes Schmerzen in seine Arbeit
 am Messias.

Geradezu aber sprach Klopstock seine Empfindungen
 für Fanny in einer Reihe von Oden und Elegien aus,

die in diesen Jahren entstanden. Schon oben, wo wir über seine Universitätsjahre und akademischen Freundschaften berichteten, hatten wir einiger Oden zu gedenken, die er seinen Freunden widmete. Wir verschoben damals die nähere Erörterung derselben, um nun hier, wie vorhin die Anfänge seines Epos, so auch die Erstlinge seiner lyrischen Dichtung einer zusammenfassenden Betrachtung zu unterziehen.

Ueberschauen wir die Reihe dieser Gedichte, wie sie während der Jahre 1747 bis 1749 entstanden sind, so erfreut uns, was ihren Inhalt betrifft, die normale Entwicklung des jugendlichen Lyrikers. Von der Freundschaft geht er zur Liebe fort, während das Bewußtsein des Dichterberufes ihn hebt und trägt. Das Gefühl für Vaterland und Freiheit ist bereits vorhanden, und wird hervortreten, sobald ihm jene ersten jugendlichen Regungen Raum verstatten. Durchaus zeigt der junge Dichter einen ebenso ernsten als zarten idealen Sinn, einen religiösen Zug und einen Hang zu melancholischer Schwärmerei, den, wie er in seiner Natur lag, das Schicksal seiner Liebe ausbilden half. Die Form anlangend, sehen wir ihn, der dem deutschen Epos, mit Ablehnung der gereimten Alexandriner oder Trochäen, das Vermaß Homers und Virgils anzueignen suchte, ebenso in der Lyrik alle gereimten Versarten verwerfen, um sich an die antiken Formen der horazischen Ode und der Elegie zu halten, denen er in der Folge auch

noch freiere selbstgebildete Maße hinzufügte. Den Widerwillen der schweizerischen Kunsttrichter gegen den Reim theilte Klopstock. Er schalt ihn ein plummes Wörtergepolter, einen schmetternden Trommelschlag, ein nichts sagendes Gleichgetöne¹⁾. Er zürnte, daß das ausschließliche Achten auf den gleichklingenden Zeilenschluß das Gehör für den Rhythmus innerhalb der Zeilen abgestumpft habe. Und gerade das Rhythmische fein und bedeutsam auszubilden, glaubte er die deutsche Sprache vor anderen berufen. Es bedarf heutiges Tags keiner Bemerkung, daß es mehr als nur Einseitigkeit war, aus der deutschen Lyrik (das Kirchenlied abgerechnet, wo ihn Klopstock übrigens auch mehr duldete als anerkannte) den Reim verbannen zu wollen; da wir vielmehr jetzt aus Erfahrung wissen, daß antik gemessene lyrische Gedichte — und um so mehr, je künstlicher die Maße sind — zur deutschen Poesie immer nur in dem Verhältnisse von Treibhauspflanzen zum Garten stehen können. Aber es gibt Zeitpunkte, wo Einseitigkeiten das Wahre sind. Um in deutscher Dichtung einen neuen Boden zu legen, waren für das lyrische Fach Klopstocks Horazische und dithyrambische Maße ebenso nothwendig, als für das epische seine Hexameter. Aus dem tändelnden epigrammatisch gespigten Wesen, dem französischen Menuettschritt, wie wir ihn in den Liedern selbst der besten Dichter des

¹⁾ Ode an J. S. Voss. WW. IV., S. 279.

Zeitraums vor Klopstock herrschend finden, war nicht herauszukommen, wenn nicht eine Zeitlang die ganze Form in Verruf gethan, das Ohr an ganz andere Takte und Rhythmen gewöhnt wurde. Mit dem Flügelschlage der alcäischen Strophe gewann auch Gedanke und Wortausdruck einen kühneren Schwung; in den Accorden der Sappho wagte auch das deutsche Gefühl endlich einmal rein und voll sich auszutönen.

In der Ueberschrift derjenigen Ode, welche Klopstock später an die Spitze der Sammlung stellte, wie sie auch wirklich eine der ältesten ist, bekennt er sich als „Lehrling der Griechen“¹⁾; während er sich in der That als Nachahmer des Römers und zwar einer bestimmten Ode desselben, mit Benützung zweier andern, zeigt. Denn sein

Wen des Genius Blick, als er geboren ward,

Mit einweißendem Lächeln sah,

u. s. f., ist ja nach Vermaß²⁾ und Gedanken das Horazische

Quem tu Melpomene semel

Nascentem placido lumine videris,

Carm. IV., 3; es soll der Dichterberuf als ein höherer von allen andern gemeinen Berufsarten abgefordert werden. Die poetischen Tauben der folgenden Verse kommen aus Horat Carm. III., 4, 9 ff. geflogen; die

¹⁾ WA. IV., S. 3 f.

²⁾ Nur daß die Zeilen umgestellt sind. S. Beilage 2.

Ablehnung des Kriegsrühms ist wieder aus IV., 3, 6 ff., doch mit Anflang an die *bella matribus detestata* der Horazischen Widmungsode *Carm. I., 1, 24 f.* aus deren Schlusse auch die Mäcenatische Anerkennung, bezeichnend genug in die beifällige Zähre einer denselben Freundin verwandelt, herübergenommen ist. In dieser Hinsicht steht nun aber die besprochene Eingangso-
 ode als Ausnahme da. Keine andere trägt mehr so im Ganzen das Gepräge einer Nachahmung des Horaz; selten, daß Klopstock in der nächsten Zeit noch hie und da einen einzelnen Zug aus dem römischen Dichter aufnimmt, aber niemals, ohne denselben nach seiner ganz anderartigen Eigenthümlichkeit umzuprägen. Ein Gedicht, welches zufällig am Schlusse der Reihe steht, die wir uns hier zur Betrachtung ausersehen haben, mit der Ueberschrift: „Die Braut“ ¹⁾, ursprünglich ein Gelegenheitsgedicht auf eine Hochzeit in der Verwandtschaft, ist geradezu ein Gegenstück des Horazischen *Phoebus volentem proelia me loqui*, *Carm. IV., 15*, oder in welchen Formen sonst der römische Dichter, mit Ablehnung ihm angemutheter großer Gegenstände, seinen Beruf für die leichtere Gattung behauptet. Gerade umgekehrt sieht sich hier Klopstock, während er Willens war, einmal ein Lied im Geschmacke von Anakreon oder Hagedorn zu singen, durch einen Wink der ernstern *Urania* abgemahnt:

¹⁾ *RM. IV., S. 57 ff.*

Singe, sprach sie zu mir, was die Natur dich lehrt!
 Jene Lieder hat dich nicht die Natur gelehrt;
 Aber Freundschaft und Tugend
 Sollten deine Gesänge sein.

Einen eigenthümlichen Gang und Schwung nimmt gleich die zweite Ode der Sammlung, welche jetzt die Ueberschrift: „Wingolf“, trägt¹⁾, während sie früher „An die Freunde“ überschrieben war. So hat der Dichter auch alle aus der griechischen Mythologie entlehnten Zierathen später, nicht zum Vortheil des Gedichts, mit Namen und Zügen aus der nordischen vertauscht; wovon wir hier noch keine Notiz nehmen, sondern uns an die ursprüngliche Gestalt der Ode halten²⁾. Der Dichter, noch in Leipzig, will seine Freunde besingen, die Freunde, welche dort, theils durch ähnliche dichterische Bestrebungen, theils durch Einflang der Gemüther mit ihm verbunden waren; ein Kreis, in den auch ein auswärtiger, aber von allen Mitgliedern verehrter und geliebter Mann eingeschlossen wird. Erst ungewiß, in welcher Form, gebundener oder gesetzlos dithyrambischer, er sie singen soll, ist er doch der Würde und des Gehalts seiner Dichtung sich stolz bewußt:

¹⁾ BB. IV., S. 5—18.

²⁾ In dieser gibt sie Gramer, Er und über ihn, I. Seite 221—244.

So floß der Waldstrom hin nach dem Ocean!
 So fließt mein Lied auch, stark und gedankenvoll.
 Deß spott' ich, der's mit Klüglingsblicken
 Höret und kalt von der Glosse triefet.

Nach der Reihe treten nun die Freunde in den Tempel, in welchem der Dichter sie empfängt. Erst Ebert, ungewiß, ob er vom Pindus, von den sieben Hügeln oder von Albions Gilande, von der Beschäftigung mit griechischer, römischer oder englischer Literatur, kommt. Ihm folgt unter Polyhymnia's Vortritt der Obendichter Cramer, der einst Hermann sang, nun aber im Begriff steht, zur religiösen Dichtung überzugehen; der göttlichen Rabikin, seiner früh verstorbenen Braut, wird mit zarter Wendung gedacht. Dem zärtlichen Gisele hierauf überreicht der Dichter Rosen, von Lesbica noch heute mit Thränen der Rührung über ein Gisele'sches Gedicht benetzt. Er hat Klopstocks Herz beim ersten Anblick gewonnen, er soll diesen einst nach seinem Tode besingen, und dafür des Dichters Schutzgeist der seinige werden. Rabener sodann, dessen frohes und herzvolles Gesicht nur den Thoren furchtbar, den Freunden der Tugend aber liebenswürdig ist, wird ermahnt, sich in seinem stets gerechten Zorne auf die Thorheiten der Menschen nicht irre machen zu lassen. Ebenso schön als bezeichnend für den Mann, dem sie gilt, ist sofort die Art, wie Gellert eingeführt wird:

Lied, werde sanfter, fließe gelinder fort,
 Wie auf die Rosen hell aus des Morgens Hand
 Der Thau herabträuft: denn dort kommt er,
 Fröhlicher heut und entwölft, mein Gellert.

Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
 Und schönste Tochter lesen, und reizender
 Im Lesen werden, dich in Unschuld,
 Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

Nun werden nach einander Olde, Kühnert, Rothe und Schmidt begrüßt; das eigenste Wesen Klopstocks aber tritt uns im folgenden Absatz der Ode entgegen, wo er neben den gegenwärtigen Freunden die künftigen, und insbesondere die künftige Geliebte vermißt, sich ihr Bild entwirft, und trauert, daß es bis jetzt nur ein wesenloser Schemen ist. Diese Partie des Gedichts hat Klopstock hernach in der Elegie: „Die künftige Geliebte“, weiter ausgeführt. Der Gedanke an die ihm noch fehlende Geliebte hat den Dichter wehmüthig gestimmt; er lehnt sich auf Freund Ebert, und läßt sich von ihm, dem Nebenbetränzten, den Becher reichen, der ihm das Auge wieder zu froheren Gesichten hell macht. In dem wallenden Opferrauche an Bacchus Altare sieht er nun die Gestalten der entfernten Freunde: Gärtners, in welchem den jungen Dichtern allzufrüh ihr aufrichtiger Beurtheiler entrückt ward, und Hagedorn's, der mit einem lauten Evan, Evoe! begrüßt und als der Dichter des Weines durch eine allerliebste Horazische Parodie¹⁾ geschildert wird:

¹⁾ Vergl. Horat. Carm. III., 4, 9 ff.

Ihn deckt' als Jüngling eine Epäerin,
 Nicht Orpheus Feindin, weißlich mit Reben zu.
 Und dieß war allen Wassertrinkern
 Wundersam, und die in Thälern wohnen,
 In die des Wassers viel von den Hügeln her
 Stürzt, und kein Weinberg längere Schatten streckt.
 So schlief er, keinen Schwäher fürchtend,
 Nicht ohne Götter, ein kühner Jüngling.

Trefflich wird weiterhin Hagedorn gegen engherzige
 Verkennung seines jovialischen Wesens in Schutz ge-
 nommen: ihm schlage auch ein männlich Herz, sein
 Leben töne lautere Harmonien, als ein unsterblich Lied,
 im unsokratischen Jahrhundert sei er für wenige Freunde
 ein Muster. Den Zug beschließt der gleichfalls früh
 aus dem Kreise geschiedene J. A. Schlegel, dem ge-
 wünscht wird, daß er neben dem Dichter auch den Kri-
 tiker zeigen möge, damit, wenn etwa die goldene Zeit
 der Dichtung komme, der Musenhain von undichterischem
 Pöbel gesäubert dastehe. Mit dieser Wendung hat sich
 der Dichter den Weg zum Schlusse gebahnt. Ja, sie
 möge kommen, die goldene Zeit, welche die Sterblichen
 selten besuche, sie möge sich über den Freunden mit
 verklärtem Flügel niederlassen. Schöpferisch gehe ihr
 die Natur, die Nachahmerin Gottes, zur Seite, um
 große Geister, genialische Seelen zu erzeugen. In der
 That, schon hört der Dichter sie mit Sphärenton, von
 niedrigen Geistern unvernommen, daher wandeln, mit
 ihr die Dichter des Alterthums und der neueren Zeit,

die nun segnend auch unter den Deutschen ihresgleichen hervorgehen sehen.

Es kann natürlich nicht unsre Absicht sein, alle einzelnen Oden Klopstocks in dieser Weise durchzunehmen; nur auf diejenigen gehen wir näher ein, welche zur Kenntniß seiner Eigenthümlichkeit oder seines Entwicklungsgangs von Bedeutung sind, und dieß sind freilich von den früheren mehrere als von den späteren. Der schönen Abschiedsode „An Giseke“ ist schon oben gedacht, sie schlägt zum erstenmale jenen elegischen Trennungston an, der dann in der Ode „An Ebert“ ¹⁾ zum wirklichen Sterbegeläute wird. Das Scheiden eines Freundes nach dem andern ruft in dem Dichter den Gedanken des letzten Scheidens auf; er stellt sich die traurige Einsamkeit vor, wenn einst von dem ganzen Kreise nur er und Ebert noch übrig sein werden:

Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giseke lächelt;

Wenn, von der Radikin fern,

Unser redlicher Cramer verwest; wenn Gärtner, wenn Rab'ner

Nicht sokratisch mehr spricht;

Wenn in des edelmüthigen Gellert harmonischem Leben

Jede Saite verstummt; . . .

Ebert, was sind wir alsdann

Wir Geweihte des Schmerzes, die hier ein trüberes Schicksal

Länger als alle sie kieß?

Und wie vollends dann, wenn von den übrig gebliebenen Beiden der eine noch stirbt —

¹⁾ IV., S. 24 f.

Bin dann ich der Einsame, bin allein auf der Erde:
 Wirfst du, ewiger Geist,
 Seele, zur Freundschaft erschaffen, du dann die leeren Tage
 Seh'n, und fühlend noch sein?

So wälzt der Dichter seinen Todesgedanken weiter und weiter, bis er ihm endlich erliegt, und uns in einer Stimmung zurückläßt, die uns an die Young'schen Nachtgedanken erinnert, welche Klopstock damals gerne las, oder an den Macpherson'schen Ossian, der bald hernach aus derselben Zeitstimmung erwuchs, und ihr die gleichsam ansteckende Wirkung verdankte, die er besonders auch in Deutschland hervorbrachte. Bekanntlich ist diese Ode auch dadurch merkwürdig, daß die in derselben ausgesprochene Ahnung eingetroffen ist, und Klopstock sämtliche hier genannte Freunde wirklich überlebt hat.¹⁾

Gehen wir von Klopstocks Freundschaftsoden zu seinen Liebesoden weiter, so ist eine derselben, „Die künftige Geliebte“²⁾, noch wie jene in Leipzig entstanden. Daß sie gleichwohl schon mit dem Gedanken an Fanny gedichtet ist, die er als seine Base bereits gesehen, und

¹⁾ In diese schon 1747 entstandene Ode schob Klopstock im folgenden Jahre, nach der Eröffnung seines Verkehrs mit Bodmer, vier auf diesen bezügliche Zeilen ein, von denen dann Bodmer an seinen Freund Zellweger schrieb, daß er sie „nicht für die Souveränität im Lande Appenzell geben wollte.“ S. Mörikefer, Klopstock in Zürich, S. 21 f.

²⁾ WB. IV., S. 20—24.

wohl auch aus Briefen an ihren Bruder, seinen Stubenburschen, kennen gelernt hatte, [wissen wir von ihm selbst. Schon in der großen Ode an die Freunde waren sechs Strophen der künftigen Geliebten gewidmet, und diese enthalten alle Grundzüge der 49 (oder ursprünglich 46) Distichen unserer Elegie. Das Herumtasten der Sehnsucht, wo sie denn wohl leben möge, die ihm vom Schicksal zugedacht sei; das Ausmalen der Situation, in der sie sich eben befinden möge, ob bei der zärtlichen Mutter, oder im Freien unter Blumen; die Frage nach ihrem Namen, das Rathen aus ihrer Stellung und Gebärde, ob sie wohl auch Liebe empfinde; der Auftrag an die Winde, seine verlangenden Seufzer ihr zuzuwehen; die Vorempfindung ihres ganzen Wesens, das Vorgefühl seiner unendlichen Liebe zu ihr, wenn sie sich erst werden gefunden haben: das alles ist hier mit einer Wärme, Zartheit, Seelenhaftigkeit ausgeführt, deren gleichen bis dahin in deutscher Dichtung nicht vorhanden gewesen war. Auch ist hier noch ein gesundes Maß eingehalten, die Empfindung noch nicht allzusehr ätherisirt, es pulst noch Blut, löst sich noch nicht Alles in Thränen und Seufzer auf.

Aber nahe lag dieser Abweg für Klopstock immer, insbesondere in Liebesfachen. Nehmen wir die Elegie: „Selmar und Selma“ ¹⁾, oder, wie sie vor der offianischen Untaufe hieß, „Daphnis und Daphne.“ Sie ist

¹⁾ WB. IV., S. 315—318.

ein Duett zweier Liebenden, das auf der bekannten Figur des Klimax beruht, nach welcher der zweite der beiden Wechselredner immer den ersten zu überbieten sucht, bis sie am Ende sich vereinigen. Man denke an das Horazische *Donec gratus eram tibi*, mit dem Ausgang: *Tecum vivere amem, tecum obeam libens* (Carm. III., 9). Auf das Letzte, das zugleich sterben Wollen, läuft auch das Duett unseres Liebespaares hinaus. Aber wie gelangen sie dahin? Man merke die Stufen, um zu ermessen, wie hoch sie über gewöhnlichen Sterblichen und selbst Liebenden stehen.

1. Im gemeinen Menschen ist der Lebenstrieb stärker als die Liebe.

2. Im Liebenden wird die Liebesempfindung stärker als der Lebenstrieb: er will lieber vor dem Geliebten sterben, als ihn überleben.

3. Im Liebenden höchster Potenz wird nun aber die eigene Liebesempfindung von dem Mitgefühl mit der des Geliebten überwogen: er übernimmt gern selbst den Liebes- und Trennungsschmerz, um ihn dem andern Theil zu ersparen; er will das traurige Loos des Ueberlebens lieber selbst auf sich nehmen, als es dem Andern wünschen. Während also sonst der Wunsch, den Andern zu überleben, ein selbstsüchtiger, der, ihn nicht überleben zu müssen, der zärtliche ist, erscheint hier der letztere Wunsch als ein niedriger, der erstere aber als der höchste Grad der Zärtlichkeit.

4. Stehen nun aber beide Liebende auf gleicher Höhe, und gibt im zärtlichen Wettstreit keines nach, so bleibt ihnen nur das Compromiß, zugleich mit einander sterben zu wollen.

Daß die Empfindungen in diesem Gedicht überschraubt sind, läßt sich nicht läugnen; auch ist gegen den Schluß die redselige Versicherung der Unausprechlichkeit des Empfundnen unerquicklich: aber das Stück gefiel unmäßig, wurde trotz der Disticha in Musik gesetzt und gesungen, es war ein rechter Vorläufer der einbrechenden Sentimentalität.

In verschiedenen Formen suchte nun Klopstock insbesondere des Schmerzes über seine unerwiderte Liebe Meister zu werden. Sein Schutzgeist, der zugleich der Schutzengel edlerer Liebe überhaupt ist, erscheint ihm und wird von ihm angefleht, das Herz der Geliebten zu erweichen: aber der himmlische wendet sich und läßt den Liebenden traurig stehen.¹⁾ Im Traume schaut er Petrarca und Laura, diese in der Bildung seiner Geliebten; in begeisterter Rede spricht das verklärte Paar die Seligkeit seiner Liebe aus, Laura mahnt die Entselbten, so zärtlich zu sein, wie sie war, und verheißt ihnen dafür (natürlich sofern es ein Klopstock ist, den sie erhören werden) Unsterblichkeit durch die Feier des Dichters.²⁾ Einmal, es war der 12. Mai (Klopstock

¹⁾ In der Ode: Salem, WB. IV., S. 27—30.

²⁾ Die Ode: Petrarca und Laura, WB. IV., S. 31—34.

hat das Datum dem Gedicht selbst einverleibt), da lustwandelte die Geliebte nach dem Walde, während der liebende Dichter einsam und traurig zu Hause blieb. Ob sie nun, zurückgekehrt, von einer Nachtigall erzählte, die sie im Walde schlagen gehört, oder ob dieß Erfindung des Dichters ist: diesem Waldgange der Geliebten haben wir eine seiner eingegebensten Oden zu verdanken¹⁾. Die junge Nachtigall, von der Mutter unterwiesen, vor dem Wald und ihresgleichen nur gewöhnliche Lieder zu singen, wenn aber der Mensch, der Erde Gott, käme, dann vollere Töne anzustimmen, erzählt nun, welchen Eindruck der Anblick des Menschen in der Person des schönen Mädchens (eben der im Walde sich ergehenden Geliebten des Dichters) auf sie, und hinwiederum ihr Gesang auf das Mädchen gemacht habe.

Jetzt kam sie herauf, unter des Schattens Nacht
 Kam die edle Gestalt, lebender als der Hain,
 Schöner als die Gefilde,
 Eine von den Unsterblichen.

Besonders ihr Auge gibt der Nachtigall die Ahnung eines höheren Wesens:

Bist du's, das die Unsterblichen
 Zu Unsterblichen macht? Auge, wem gleich' ich dich?
 Bist du Bläue der Luft, wenn sie der Abendstern
 Sanft mit Golde beschimmert?
 Oder gleichst du jenem Bach,
 Der dem Quell kaum entfloß . . . ?

¹⁾ Bardale, früher Aedon, WB. IV., S. 37—40.

Nun singt die Nachtigall —

O, was sprach jezt ihr Blick? hörtest du Göttin mich?

Eine Nachtigall du? Sang ich von Liebe dir?

Und was fließet gelinde

Dir vom schmach tenden Aug' herab?

Ist das Liebe, was dir eilend vom Auge rinnt?

Deinen göttlichsten Trieb, lockt ihn mein Lied hervor?

Welche sanfte Bewegung

Hebet dir die beseelte Brust?

Am Schluß ist nun freilich die Wendung, daß die Nachtigall das Mädchen bald in den Umarmungen eines würdigen Jünglings zu sehen hofft, etwas gezwungen; aber dieß kann den Eindruck eines Gedichts nicht verwischen, in welchem frische Naturanschauung und innige Liebesempfindung sich zu einem selbstsam reizenden Ganzen verbunden haben.

Eine Liebe, die ihm im Leben immer weniger Hoffnung zeigte, wies unsern Dichter zu dem seiner Gemüthsart ohnehin nahe liegenden Gedanken von Tod und Unsterblichkeit hin. Er sieht sich im Arme seines Schmidt verschiden, dem er die letzten Aufträge an die Schwester gibt¹⁾. Er für sein Theil werde sie lieben bis zum letzten Athemzuge; sie aber in ihrer Sterbestunde sich doch vielleicht Vorwürfe darüber machen, daß sie ihm und den tieferen Bedürfnissen ihrer eigenen Natur durch die Ablehnung seiner Liebe Unrecht gethan habe. Noch weiter hinaus trägt ihn seine

¹⁾ Der Abschied, WB. IV., S. 40—46.

Phantasie ein andermal¹⁾. Er sowohl als die Geliebte sind längst todt, sein ersungener Ruhm verweht, Fanny hat die edlen Thaten ihres Lebens gethan, auch einen Beglückteren als ihn geliebt —

. laß den Stolz mir,
 Einen Beglückteren, doch nicht Edlern —
 Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
 Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
 Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
 Die du einander, Natur, bestimmtest!

Der Hinblick auf diese künftige Ausgleichung macht ihm die freilich trübe Zwischenzeit erträglich:

Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß,
 Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft;
 Ihr andern seid der schwermuthsvollen
 Liebe geweiht, und umwölkt und dunkel.

Als er die Schutzgeistode gedichtet hatte, war Klopstock noch zu furchtjam, sie der Geliebten zu übergeben; bei der letzten, (oder war es die vorletzte²⁾) faßte er sich das Herz, sie ihr nach einem Besuche beim Weggehen in die Hand zu stecken; ohne merkliche Wirkung, wie wir gesehen haben. Bodmer übersehte die Ode ins Französische, Klopstock, dadurch veranlaßt, ins Griechische³⁾; wovon freilich eines so seltsam ist als das andere.

¹⁾ An Fanny, BW. IV., 35—37.

²⁾ In den Briefen an Bodmer, X., S. 373 f., spricht er nur unbestimmt von einer alcäischen Ode, die er stärker nennt, als die Ode: Salem.

³⁾ Vergl. den Brief an Bodmer, BW. X., S. 392.

Doch wie mit dem Gedanken des Todes, mußte ein Gemüth von der Stimmung des Klopstock'schen seine Liebe auch mit dem Gedanken an Gott in Zusammenhang bringen. Beiläufig zwar findet sich dieß schon in den Todesoden; aber ausdrücklich in Gebetsform geschah es in der Ode, welche deshalb die Ueberschrift: „An Gott“ ¹⁾ erhielt. Gewissermaßen knüpft sie an die zuletzt besprochene an. Der Gedanke, bei dem er sich dort beruhigte, in jener Welt mit der Geliebten vereinigt zu werden, sei zwar ein großer Gedanke und werth, auch den bangsten Schmerz zu besänftigen; aber der Dichter fürchtet, die Zeit bis dahin möchte ihm doch gar zu lang werden: und so bittet er Gott, ihm die Geliebte lieber hier noch zu geben, er wolle dann um so eifriger an seinem Messias fortdichten. Das wäre nun alles gut; aber um seine Bitte zu entschuldigen, holt der Dichter so weit aus, und in diesem Ausholen arbeitet er sich in einen so feierlichen überirdischen Ton hinein, daß das Geständniß eines irdischen Liebeswunsches immer weniger dazu paßt. Das Gedicht forderte den Spott heraus. Selbst ein Klopstock-Berehrer wie Schubart, dem aber bei allem Enthusiasmus doch der gesunde Verstand nie ganz abhanden kam, fand sich zu der Bemerkung bemüßigt, das Sujet dieser Ode sei so erhaben und sonst so

¹⁾ WB. IV., S. 49—54.

würdig behandelt, daß die verliebte Schwärmerei darin sehr am unrechten Orte zu stehen scheine¹⁾. Lessing aber, der Schalk, nachdem er einige Verse aus derselben angeführt, ruft aus: „Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!“ Er fand in der Ode eine Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben sei, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte; auch wolle man einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet seien, darin bemerken²⁾. Ein Gottschedianer parodirte die Ode³⁾, und sie ließ sich parodiren, nur mußte, der es that, kein Gottschedianer sein.

Wenn uns die Ode: „Die Stunden der Weihe“⁴⁾, zur Vergleichung mit der einleitenden: „Der Lehrling der Griechen“, einladet, so begegnen wir zum Schlusse in der Ode, welche jetzt die Ueberschrift: „Heinrich der Vogler“⁵⁾, trägt, einer für Klopstocks Entwicklung und Eigenthümlichkeit höchst merkwürdigen Urkunde. Gegen keinen seiner Zeitgenossen hat dieser einen schärfern und

¹⁾ J. G. Klopstocks poet. u. prof. Werke, Frankfurt und Leipzig 1771, S. XLII.

²⁾ Berliner priv. Zeitung vom 7. Dec. 1751. Lessings WB. III, S. 193 f.

³⁾ Ode an den Menschen, von Mich. Reineken. Kratbusch 1753. S. Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, 1753, S. 387 ff.

⁴⁾ WB. IV., S. 47 f.

⁵⁾ Ebendaf. S. 55 f.

beharrlichern Widerwillen lebenslänglich gehegt und ausgesprochen, als gegen Friedrich II. von Preußen. Hätte er ihm auch seine Freigeisterei verzeihen können, so konnte er ihm doch seine Geringschätzung der aufblühenden deutschen Dichtung nicht verzeihen. Zwischen Klopstock und Gleim bildete in spätern Jahren des letzteren liederreiche Friedrichsbegeisterung einen beständigen freundschaftlichen Zankapfel. Und doch hat Klopstock selbst einmal Friedrich besungen; er hat ihn besungen, so sorgfältig er auch jede Spur davon zu verwischen gesucht, so fest er es auch in der Folge abgeleugnet hat. Das Gedicht, in dem er es that, haben wir eben hier vor uns. Es hieß früher „Kriegslied“, was schon mehr nach einer Beziehung auf die Gegenwart klingt; außerdem aber stand in dem Gedichte selbst an den Stellen, wo jetzt Heinrich steht, Friedrich, wo Kaiser, König; dieser brauste auf königlichem Rosse daher, statt daß nun jener krank in der Sänfte getragen wird; statt des Schwertes in des Kaisers Hand bligte dort der Stern an des Königs Brust, und dieser, wie jetzt der Edlen Helm, war mit Feindesblut bespritzt¹⁾. Dem

¹⁾ Frühere Fassung (bei Cramer, Er und über ihn, II., S. 345 f.):

Strophe 2. Es brauset das königliche Roß,
Und trägt ihn hoch daher:
Heil Friedrich Heil! . . .

3. . . .

Schon ist an seiner Königsbrust
Der Stern mit Blut bespritzt.

Spätere Fassung (WB. IV., S. 55 f.):

Deut spühet er die Krankheit nicht,
Dort tragen sie ihn her.
Heil, Heinrich, Heil dir . .

Schon ist um ihn der Edeln Helm
Mit Feindesblut bespritzt.

jüngern Gramer, als er sein „Er und über ihn“ schrieb, und die früheren Lesarten der Klopstock'schen Oden zur Vergleichung sammelte, fiel dieser Thatbestand auf, und es ward ihm, wie er sich ausdrückt, bis zur Gewißheit wahrscheinlich, daß hier Klopstock Gleimen ins Handwerk gefallen sei und auch einmal Friedrich gefeiert habe. Da er aber den Dichter selbst darum fragte, leugnete dieser es schlechterdings: „Ich habe“, sagte er, „dabei an den König von Preußen nicht gedacht, Friedrich war bloß ein willkürlich gewählter Name“. Der gute Gramer glaubte dieß natürlich seinem Abgott auf das Wort; aber Gleim, der es besser wissen konnte, glaubte es nicht, sondern bestand darauf, Klopstock habe das Gedicht, „des jetzigen sonderbaren Ableugnens ungeachtet, auf den König gemacht“¹⁾. Dieß lehrt der ein-

4. Streu' furchtbar Strahlen um dich
Streu' furchtbar Strahlen um dich
dich her, her,

Stern an des Königs Brust. Schwert in des Kaisers Hand.

10. . . .

Und sieht dem König nach. Und sieht dem Kaiser nach.

Zwischen Strophe 4 und 5 stand ursprünglich noch der Vers:

Der du im Himmel donnernd gehst,
Der Schlachten Gott und Herr,
Leg' deinen Donner! Friedrich schlägt
Die Schaaren vor sich her.

Dieser Vers blieb in der neuen Bearbeitung weg; klingt er doch, als hätte den jungen Dichter ein Hauch von des Königs Gottlosigkeit angeweht.

¹⁾ Gleim an Müller, 9. Mai 1782. Briefe deutscher Gelehrten a. Gleim's Nachlasse, herausg. v. Körte, Zürich 1806. II., S. 353.

fache Augenschein, und Klopstock hat sich hier eine bewußte und höchst absichtliche Unwahrheit erlaubt. Er wußte, daß Cramers Frage Bezug auf die Schrift hatte, die dieser über ihn herauszugeben gedachte. Das Publikum aber brauchte von einer Schwachheit nichts zu wissen, die er sich selbst nicht verzeihen konnte. Der Würde der deutschen Dichtung, als deren ersten Vertreter er sich fühlte, hätte er geglaubt, etwas zu vergeben, wenn er zugestand, je einmal in seinem Leben diesen Friedrich besungen zu haben. Das Gedicht steht jetzt unter dem Jahrgang 1749; möglich, daß es in seiner Urgestalt älter ist, und dann könnte man bereits ein Zeichen geänderter Gesinnung darin sehen, daß der Dichter dasselbe in diesen Jahren in zwei Formen, als Liebeslied und als Trinlied, parodirt hat.¹⁾ Das Versmaß des Gedichts ist kein antikes, sondern das einer bekannten englischen Balladenstrophe, nur ohne Reim; es ist bemerkenswerth, daß später Gleim seine Lieder eines preussischen Grenadiers in demselben Versmaß, nur gereimt, gesungen hat.

¹⁾ Bei Cramer, a. a. O. S. 346 ff.

7. Klopstocks Reise nach Zürich.

Schon zu Anfang des Jahres 1749, da sich immer keine Aussicht zu Klopstocks Versorgung zeigen wollte, hatte ihn Bodmer zu sich nach Zürich eingeladen, damit er in seinem Hause in ungestörter Ruhe den *Messias* vollenden könne.

Klopstock empfand den Edelmuth, der hierin lag; aber er wollte nicht gerne Langensalza verlassen, ohne das Schicksal seiner Liebe entschieden zu wissen. „Wie würden mir“, schreibt er, „Ihre schönen Gegenden, das heiterste Gesicht Ihrer, und, wenn ich es sagen darf, auch meiner Freunde, die freie und sonst so süße Ruhe, ohne meine Fanny vorkommen? Aber der kleine Klopstock, wie mich mein Schmidt immer nennt, wenn sein Herz am vollsten ist, kommt gewiß zu Ihnen, und verweint bei Ihnen vielleicht Seufzer süßer Lust. Sept hält mich die allmächtige Fanny zurück, aber auch sie nur allein kann mich zurückhalten.“¹⁾

¹⁾ An Bodmer vom 26. Jan. u. 12. April 1749, BB. X., E. 378 ff.

Gegen den Herbst erkrankte er, wie wir wissen; nach seiner Wiederherstellung aber meldet er Bodmer'n für gewiß, daß er auf das nächste Frühjahr die Reise nach Zürich anzutreten gedenke. Schon war seine Phantasie mit dem Gedanken beschäftigt, stellte ihm Bodmer, seine Wohnung, seine Freunde, die Gegend am See, das himmlische Leben, das sie da im engen Freundeskreise, der übrigen Welt unbekannt, führen wollten, lebhaft vor. In der Stadt solle man ihn für einen Reisenden halten, der gekommen sei, auf der dortigen Bibliothek ein Manuscript abzuschreiben; oder für einen wunderlichen Menschen, der bisweilen stumm werde, und sich oft auf eine seltsame Art beklage, nicht auch unterweilen (der Schwäger wegen) taub zu sein. In Bodmers Hause, dies machte er zur Bedingung, sollte seine körperliche Gegenwart nicht die mindeste Veränderung machen; es sollte Alles bleiben, wie wenn er nicht da wäre. Er erkundigte sich, in welcher Lage Breitinger und andere Freunde um Bodmer her wohnen? auch (was diesen an einem so unsterblich in die Eine Fanny Verliebten Wunder nehmen konnte) wie weit von ihm Mädchen wohnen, von denen er glaube, daß Klopstock Umgang mit ihnen haben könnte? „Das Herz der Mädchen, setzt er hinzu, ist eine große weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tieffinniger Wissler sein will“. Uebrigens dürfen die Mädchen außer Sor-

gen sein: wenn sie auch wie Fanny wären, so werde er doch in seinem Leben wohl nur Einmal geliebt haben.¹⁾

Da schien unerwartet eine Anstellung, die sich dem jungen Dichter bot, seiner Reise zu Bodmer in den Weg treten zu wollen. Im Jahre 1745 hatte Herzog Karl von Braunschweig in dieser Stadt nach dem Vorbilde der englischen Collegien eine Erziehungsanstalt gegründet, in welcher Jünglinge höherer Stände in Sprachen, Wissenschaften, Künsten und Selbstübungen unterrichtet werden sollten. An diesem Carolinum, wie es nach seines Stifters Namen hieß, waren jetzt mehrere von Klopstocks Leipziger Freunden angestellt. Gärtner als Professor der Beredsamkeit und Sittenlehre, Ebert und Zachariä als Hofmeister, welche in der Stellung der englischen tutors eine Anzahl von Zöglingen in besonderer Aufsicht hatten. Nun war eben damals Ebert zum Lehrer des Erbprinzen berufen worden, und so bot der Curator des Carolinums, der bekannte Abt und Hofprediger Jerusalem, die bisher von Ebert bekleidete Stelle Klopstock an. Soviel Annehmlichkeit diesem das Zusammensein mit alten Freunden und die Nähe der Vaterstadt versprach, so viel Aussicht auf weitere Beförderung ihm der Vorgang Eberts eröffnete, so würde doch das Anerbieten für ihn nicht

¹⁾ An Bodmer vom 13. Sept. u. 28. Nov. 1749, Werke X., S. 387 ff.

verlockend gewesen sein, hätte nicht der Abt das Versprechen hinzugefügt, ihm mehr Muße als andern Hofmeistern zu verschaffen¹⁾. So wollte die Sache doch überlegt sein, und da Klopstock in Langensalza ohnehin schon länger entbehrlich war, so löste er im Frühling 1750 seine Verbindung mit dem Weiß'schen Hause, um sich vorerst nach Quedlinburg zu seinen Eltern zu begeben.

Better Schmidt, der um jene Zeit von der Universität nach Hause zurückgekehrt war, begleitete ihn. Die Freude der Eltern war groß, denn man hatte sich in sieben Jahren nicht gesehen. Von Quedlinburg sind es nur drei Stunden bis Halberstadt, wo seit zwei Jahren Gleim als Secretär des Domkapitels seinen behaglichen Sitz hatte. Ihm galt der erste Besuch. Gerne hätte ihn Klopstock, da sie sich noch nicht persönlich kannten, unter fremdem Namen überrascht und ausgeholt; aber er wußte, daß Gleim in Leipzig, wo er vor Kurzem gewesen, durch Klopstocks Freunde von dessen bevorstehendem Besuche in Kenntniß gesetzt worden war²⁾. So verschieden nicht bloß die dichterischen, sondern auch die menschlichen Eigenthümlichkeiten beider Männer waren, so befreundeten sie sich doch bald innig

¹⁾ Klopstock an Bodmer, 6. Juni 1750. Werke X., 395. Vgl. Sulzer an Bodmer, Sonnabends vor Pfingsten 1750, in den Briefen der Schweizer u. S. 143.

²⁾ Klopstock an Gleim v. 17. Mai 1750, Werke X., S. 393.

und fürs Leben. „Ich bin“, schrieb Gleim am 2. Juni an Ebert, „einige Tage glücklicher gewesen als alle Könige der Welt. Denn Klopstock und Schmidt sind seit dem 25. Mai bei mir gewesen und sind gestern nach Quedlinburg abgereiset, von da ich sie morgen wieder abholen und vielleicht mit ihnen eine Reise auf den Bloßberg thun werde. Was ist Klopstock für ein fürtrefflicher Mann! Ich habe mir ihn immer als einen Homer, mit der Miene eines Propheten, vorgestellt: wie schön ist es, daß er auch ist, wie unser einer.“ Gleim bedauerte jetzt nur, daß er Klopstock nicht ein Vierteljahr früher kennen gelernt, wo es ihm ein Leichtes gewesen wäre, demselben eine Stellung ganz nach seinen Wünschen in Halberstadt zu verschaffen.¹⁾

Von da an bis in die Mitte des Juli dauerten nun die gegenseitigen Besuche, längere von Klopstock und Schmidt in Halberstadt, kürzere von Gleim in Quedlinburg, und gemeinsame Ausflüge fort. In der zweiten Juniwoche waren die beiden Freunde schon wieder mehrere Tage bei Gleim gewesen. „Unsere Freunde“, schreibt dieser am 13. Juni an Ebert, „haben mich bereits verlassen; Schmidt ist um 3 Uhr, und Klopstock um 10 Uhr diesen Morgen weggereist; ich finde Alles leer um mich, und thue die Arbeit, die mich abgehalten hat, sie zu begleiten, mit der finstersten

¹⁾ Gleim an Ebert, 2. Juni 1750. In Westermanns illustrirten Monatsheften, 1857, I., S. 564.

Stirne. Wie schön war die vergangene Nacht, die wir bis zu Schmidt's Abreise der Freude, dem Wein und der Freundschaft geheiligt!¹⁾ Die Erinnerung an eine solche mit Gleim und Schmidt bei mäßigen Bechern fröhlich durchwachte Jugendnacht begeisterte noch den zweiundsiebzigjährigen Klopstock zu einer Ode²⁾. Im Gartenzimmer des Weinschenken saßen sie bei altem Rheinwein, während im Garten die Rosen in voller Blüthe standen. Sich davon Kränze zu winden, war diesmal dem deutschen Anakreon nicht genug: im Einverständnis mit dem Wirth wurde vielmehr alles, was von Rosen im Garten zu finden war, gepflückt, und Boden und Tisch damit bestreut, so daß die Flasche nur noch halb, die Gläser kaum noch daraus hervorragten. So unter Gesang und frohem Gespräch verstrich die Nacht; das Wachlicht brannte noch auf dem Tisch, und die Trinker hatten die zweite Flasche noch nicht geleert, als schon die Morgensonne in die Fenster blickte. Jetzt brachen die Freunde auf, Klopstock mit der Kerze in der Hand, die er unterwegs ausblies.

Hinwiederum lud nun auch Klopstock Gleim „auf einen Coffee und einen Kuß“ in sein elterliches Haus nach Quedlinburg ein, und wirklich kam am 18. Juni der Domsecretarius geritten. „Er reitet sehr geschwinde“,

1) Gleim an Ebert, a. a. D.

2) Der Wein und das Wasser. Werke IV., S. 397 f. Vgl. Gleim's Leben von Körte, Halberstadt 1811, S. 58 f.

schrieb Klopstock damals an Ebert; während er sich später, nachdem er sich selbst zum kühnen Reiter herangebildet, über Gleims zahmes Schrittreiten lustig machte. Ob eine Reise nach Braunschweig, die Klopstock mit Mutter und Schwester zu machen beabsichtigte, zur Ausführung kam, erhellt nicht; es trat nämlich um diese Zeit ein Umstand ein, der die Unterhandlung wegen der Braunschweigischen Anstellung ins Stocken brachte.¹⁾

Während Klopstock in Quedlinburg verweilte, im Anfang des Juni, lief ein Schreiben von einem Vetter ein, der mit Klopstock auf der Schulpforte gewesen war, übrigens in keiner genaueren Verbindung mit ihm stand. Der Vetter, Leisching mit Namen, war jetzt in Gartau Secretär bei einem Edelmann, auf dessen Gute eben damals der Freiherr Johann Hartwig Ernst von Bernstorff auf der Reise aus Frankreich nach Kopenhagen eingelehrt war. Bernstorff war seit sechs Jahren dänischer Gesandter am Hofe zu Versailles gewesen, und nun zurückberufen, um den seinem Ende entgegenstehenden Staatsminister Grafen Schulin als Staatsrath zu unterstützen. In Paris hatte ihn ein deutscher Geistlicher, Klüpfel²⁾, Cabinetsprediger des Prin-

¹⁾ Aus Klopstocks und Gleims Briefen an Ebert, in Westermanns illust. Monatsheften, 1857, I., S. 564 ff. II., 207 ff.; den Briefen Klopstocks an Gleim, b. Klammer Schmidt, I., S. 15 ff. und an Bodmer, Werke X., S. 394 ff., vgl. mit Gramer, Er und über ihn, II., S. 374.

²⁾ Er kommt, mit dem damaligen Vorleser des Prinzen,

zen, nachmaligen Herzogs von Gotha, auf die drei ersten Gefänge des Messias aufmerksam und mit den Verhältnissen des Dichters bekannt gemacht. Jetzt in Gartau kam er mit Leisching auf den Messias zu sprechen, und auf seine Frage, ob er den Verfasser kenne, gab sich der Secretär als dessen Vetter an. Sogleich trug ihm nun Bernstorff auf, an Klopstock zu schreiben, er möge sich in Braunschweig (denn von den dahin gehenden Verhandlungen hatte er gehört) auf keinen Fall für längere Zeit binden, auch sonst sich nicht allzuweit entfernen, weil vielleicht bald seine Gegenwart in Kopenhagen nöthig sein möchte, wo er ihm vom König eine Pension mit vollkommener Muße zur Vollendung des Messias auszuwirken hoffe. Wäre sein Gedicht zu Ende geführt, so stünde ihm dann die Stelle eines Hofpredigers oder Professors offen.¹⁾

Den Aufenthalt in Kopenhagen abgerechnet, der dabei vorausgesetzt war, enthielt dieser Antrag gerade dasjenige, was Klopstock wünschte. Der, freilich mehr noch preussisch- als deutsch-patriotische Gleim zwar fand es unerträglich, daß Dänemark Deutschlands Dichter versorgen sollte, und sagte darüber dem Freunde ernst-

spätern Baron, Grimm, auch in Rousseau's Confessions, L. VIII., übrigens als heiterer Lebemann, vor.

¹⁾ Klopstock an Bodmer, 6. Juni 1750, Werke X., S. 396 f.; an Ebert, 17. Juli 1750, in Westermanns Monatsheften, 1857, II., S. 208. Vgl. Gramer, a. a. O. II., S. 376 f.

lich die Meinung. Ja, meinte er, wenn man ihm den Gehalt gäbe, mit der Freiheit, denselben zu verzehren, wo er wollte! aber das werde ihm der Minister nicht verschaffen können. Klopstock hoffte doch, es auszuwirken. Indessen beruhte die Sache vorerst nur auf einer Privatmittheilung; weßwegen Klopstock sie noch geheim gehalten wünschte, auch die Unterhandlungen mit Braunschweig darum nicht abbrach.

Dabei drängte Bodmer zu dem Besuch in der Schweiz, schickte 300 Thlr. Reisegeld, und gab seinem Landsmann Sulzer, der, seit Kurzem als Professor am Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin angestellt, so eben eine Reise in die Heimath beabsichtigte, den Auftrag, Klopstock zum Mitreisen zu bewegen. Bodmer würde sich nicht trösten lassen, schrieb Sulzer, wenn er ihn nicht mitbrächte¹⁾. Der Züricher Kritiker nämlich, der sich von jeher auch in eigenen Poesien versucht hatte, war mit fünfzig Jahren durch Klopstocks Messias auf einmal ganz zum Dichter geworden. Den Plan eines epischen Gedichts: „Der gerettete Noah“, den er vor Jahren als Grundriß mitgetheilt hatte²⁾, damit jüngere begabte Freunde, etwa Kaspar Hirzel oder Johann Georg Schultheß, denselben ausführen möchten, begann er nun rasch selbst auszuführen. Als im Jahr

¹⁾ Klopstock an Ebert, a. a. D.

²⁾ In der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften etc., von 1741–44, IV. Stück, S. 1–17 der n. Ausg., Zürich 1753.

1749 Schultheß nach Deutschland reiste, gab ihm Bodmer die zwei ersten Gefänge seines Noah an Sulzer mit, der sie ohne Namen zum Druck beförderte, so daß erst durch seine Privatmittheilung Gleim und Klopstock den Verfasser erfuhren. Auch Schultheß, ein philologisch und ästhetisch gebildeter Theologe, wollte im Sommer 1750 nach der Schweiz zurückkehren, und so zeigte sich für Klopstock eine ganz angenehme Reisegefellschaft.

Zuvor jedoch sollte noch ein Besuch in Magdeburg gemacht werden, wo Gleim einen Kreis von Freunden, der Sänger des Messias von Verehrern hatte, die ihn kennen zu lernen wünschten¹⁾. Auch konnte dort mit Sulzer, der von Berlin aus erwartet wurde, der Reiseplan ins Reine gebracht werden. Gegen Ende der ersten Juliwoche fuhren Klopstock und Gleim „mit 4 Pferden“, schreibt der erstere, „die in den olympischen Spielen zu laufen verdient hätten“ (vermuthlich aus den Ställen des Domkapitels) nach Magdeburg. Hier traten sie bei einem reichen und gebildeten Kaufmann, Namens Bachmann, ab, bei welchem bis vor wenigen Jahren Sulzer Hauslehrer gewesen, und dessen Pfliegtochter, Demoiselle Weisenhof, Sulzers Braut war.

¹⁾ Ueber diesen Besuch s. Klopstocks Brief an Fanny vom 10. Juli 1750, in der Sammlung von Kramer Schmidt, I., S. 24—36. Vgl. den Brief von Hirzel, 4. Aug. 1750, in der Auswahl aus Klopstocks nachgelass. Briefwechsel zc. Leipzig 1821, I., S. 120; Böttiger, im Taschenbuch Minerva, 1814, S. 345.

Bachmann besaß auf einer Elbinsel einen großen schön angelegten Garten, der mit seinen mannigfaltigen Spaziergängen und verschiedenen bewohnbaren Gartenhäusern nicht selten den Versammlungsort literarischer Kreise bildete. Dahin fuhr man jetzt und brachte einige Tage in wechselnder Gesellschaft bis zu 30 Personen größtentheils in dem Garten zu. Klopstock bewohnte mit dem Hofprediger Sack, der, früher in Magdeburg angestellt, jetzt aus Berlin herübergekommen war, eines der kleinen Gartenhäuser. Besonders die Frauen- und Mädchenwelt war es hier, die sich um den Messias-Dichter drängte. Sie saßen im Ringe um ihn her, von einem Kreise von Männern eingeschlossen; er mußte ihnen von Lazarus (Semida) und Gidli vorlesen, und sie belohnten ihn mit ihren Thränen. Der junge Dichter fand, „daß es eine ungemein süße Sache sei, wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebt und verehrt wird“. Auch was er von Abdona noch weiter handschriftlich ausgearbeitet hatte, mußte er lesen, und es wurde unter Sack's Vorsitz eine förmliche Berathung über das fernere Schicksal des rührenden Teufels gehalten. Der Beschluß fiel zu seinen Gunsten aus: der Dichter sollte sich schriftlich zu seiner Beseligung verbindlich machen; aber Klopstock hielt seine poetische Freiheit aufrecht, und verweigerte die Unterschrift. Sofort kam Madame Sack mit Abdrücken und Abschriften Klopstock'scher Oden hervor,

selbst solcher, von denen dieser meinte, daß nur Bodmer sie besitze; und besonders zwei, natürlich eben die rührendsten von denen an Fanny, sollte der Dichter selbst vorlesen. Daß vermochte er nicht; Gleim las sie endlich, und er „verbarg sich hinter den Reisfröcken und Sonnenschirmen“. Man fragte ihn nach Fanny, man wollte wissen, begreifen —: er versicherte, sie stehe noch weit über seinem Lobe, und blickte auf die in Rührung schwimmenden Augen um ihn her „wie in die Elyseischen Felder“. Um Mitternacht stand er auf, wandelte allein im Garten umher, betete und dachte an Fanny — und dieß alles schrieb er hernach in einem ausführlichen Briefe an diese selbst.

Der Hofprediger Sack, einer der gebildeten Geistlichen jener Zeit, die zu der werdenden schönen Literatur ein Verhältniß hatten, (Klopstock vergleicht ihn auch seiner Erscheinung nach mit dem Abt Jerusalem) kam dem jungen Dichter wie einem alten Freunde entgegen. „Ich muß Ihnen sagen, wenn Sie es noch nicht wissen“, erklärte er ihm schon am ersten Nachmittage, „daß Sie ein Amt von der Vorsehung bekommen haben, das wichtiger ist als eine Menge anderer: es ist das Amt, den Messias zu schreiben. Jerusalem will Sie bei sich haben, und er verdient es. Aber die Stelle an sich ist nicht für Sie. Wenn er der große und redliche Mann ist, für den ich ihn halte, so muß es ihm zwar nahe gehen, daß er Sie nicht besitzen kann;

er muß sich aber zugleich auch freuen, wenn Sie völlige Muße haben, an dem Messias zu arbeiten. Ich habe einen Plan gemacht, daß Sie zwei Jahre in Berlin mit Zufriedenheit und als völliger Herr Ihrer Stunden leben sollen*. Was dies für ein Plan war, erfahren wir nicht, und Klopstock hat nicht zwei, sondern noch dreiundzwanzig Jahre zur Vollendung des Messias gebraucht! Von der Kopenhagener Aussicht hat er entweder gegen Sack geschwiegen, oder schien diesem der Aufenthalt nicht geeignet; denn er begründete seinen Vorschlag auch damit, daß Berlin der eigentliche Ort für Klopstock sei.

Am 9. Juli kehrte dieser von Magdeburg zu seinen Eltern zurück, und schon am 12. trafen Sulzer und Schultzeß in Quedlinburg ein, ihn zur Reise nach Zürich abzuholen. Dem heitern Einfall, den Klopstock hatte, gemeinschaftlich mit den beiden Gefährten einen großen Reisebrief anzulegen und stationenweise fortzusetzen, haben wir es zu danken, daß wir die Reisenden Schritt für Schritt begleiten können. Der Brief ist an die in Deutschland zurückgelassenen Freunde, darunter auch solche, welche nur die Reisegefährten, Klopstock aber noch nicht persönlich kannte, namentlich an Rabener, Gellert und Rothe in Leipzig; Gramer mit Frau und J. A. Schlegel in Grellwitz (wo Gramer Pfarrer und Schlegel damals sein Gast war); Gärtner, Jerusalem und Ebert in Braunschweig; Schmidt und

Fanny in Langensalza; Ramler und Kleist in Berlin und Potsdam (sie hatte Klopstock vergebens in Magdeburg zu finden gehofft); Spalding in Lissa; Gleim in Halberstadt; Hagedorn, Giese, Olbe in Hamburg; endlich an Bachmann „und die übrigen Bewohner der glückseligen Insel in Magdeburg“ gerichtet.¹⁾

Die Reise dauerte 11 Tage; am 13. Juli früh 2 Uhr fuhren die Reisenden von Quedlinburg ab, und am 23. Abends nach 9 Uhr kamen sie in Zürich an. Der Weg führte sie durch Thüringen, Franken und Schwaben; über Erfurt, Coburg, Bamberg, Nürnberg, Ulm und Schaffhausen. Vor Erfurt so nahe an Langensalza vorüberzufahren, ohne dort einzufahren, kostete Klopstock viele Selbstüberwindung. Er hatte (ein sonderbarer Voratz für die Reise) sich vorgenommen, „unterwegs selten Thürme und Menschengesichter anzusehen, um recht viel an seine Freunde zu denken“; und was Thürme und sonstige Baulichkeiten betrifft, führte er sein Vorhaben aus, indem selbst Nürnberg, unerachtet eines halbtägigen Aufenthaltes, weder ihm noch seinen Gefährten besondere Beachtung abgewann. Dagegen sehen wir ihn von den Schönheiten der Landschaft, besonders den idyllischen, lebhaft angesprochen, und was die Menschengesichter betrifft, so schreiben ihm die Begleiter eine ganz besondere Aufmerksamkeit wenigstens

¹⁾ Der Reisebrief steht bei Ramler Schmidt, Klopstock und seine Freunde, I., S. 40—98.

auf die weiblichen jugendlichen Alters zu. Ueberhaupt athmet der gemeinschaftliche Brief einen recht angenehmen Reisehumor, der besonders durch gegenseitige Neckereien zwischen Klopstock und Sulzer unterhalten wird. Sulzer war der Realist der Reisegesellschaft, ihm wurde bald die Verhandlung mit Wirthen, Postmeistern, Postillonnen und Schmieden (zwischen Nürnberg und Gunzenhausen brach ein Rad) überlassen; er gibt seinen guten Appetit dem Lachen preis, und zieht hinwiederum Klopstock mit seinem vielen Schlafen auf. Das Ding komme ihm nicht recht natürlich vor, schreibt er: von 24 Stunden verschlafe Klopstock gewiß $17\frac{1}{2}$. Doch vielleicht stelle er sich auch nur schlafend, um in seinen Gedanken nicht gestört zu werden. Ein andermal übrigens, bei Gelegenheit einer schäferlichen Mahlzeit von saurer Milch im Thüringischen, schreibt Sulzer: „Unser epischer Dichter hat dabei gezeigt, daß er nicht ein bloßer Dichter ist; er spülte die Schüsseln aus, und zeigte dabei so viel Genie als in seinen Gedichten.“

Die Gegenden von Arnstadt und besonders von Ilmenau bis gegen Koburg, „lauter Tannen- und Fichtenwälder, mit elyseischen Thälern untermischt“, gaben den Gedanken unseres Dichters an die entfernten Freunde eine Lebendigkeit, die zur poetischen Vision wurde. „Auf einem Tannenhügel“, schreibt er, „sah ich Schmidt bei einer jungen Tanne stehen, die er nach seinem Namen nannte, und sich vornahm, so lange als sie zu

leben. Seine Schwester sah ich auf einem Strahl der Abendsonne durch die Bäume schlüpfen und sich in der Dämmerung des Waldes verlieren. Gramer und seine Gattin folgten einer himmlischen Stimme, die sie von einem Berg voll heller Morgenwolken hörten, und deren Ton mir dem Tone einer gewesenen Sterblichen (der Radikin) zu gleichen schien. Gleim ging mühsam an einem hellen Bache und weinte, daß er Kleist so lange nicht umarmt hatte. In dem schönsten der Thäler, die wir durchstreiften, sah ich Gärtner und seine Gattin auf hellgrünem Rasen sitzen und die Miene der Glückseligkeit in ihrem Gesichte. Gellert kam auf sie zu und schien kalt sinnig zu sein da er sie umarmen wollte, aber sein Herz fühlte sehr viel. Rabener lächelte an dem Fuße eines Berges herunter und fand fast nichts Lächerliches an den Leuten, die im Thale arbeiteten. Ebert jauchzte an einem Hügel, legte seinen Pope weg und redete von seinen Freunden mit sich selbst. Er sah starr auf einen Bach hin, aus dem er doch nicht zu schöpfen verlangte. Kleist, den unvergleichlichen Kleist, hatte ich noch nicht gesehen, als ich einen Mann mit der Miene eines Menschenfreundes in dem dunkelsten der Schatten liegen, und ihn die Empfindungen einer Nachtigall nachempfinden sah. Er bedeckte sein Gesicht mit der Hand und schien eine himmlische Erscheinung in der Ferne anzureden, die er Doris nannte. Hagedorn und Giseke, Hagedorns würdig,

gingen neben einander. Zwischen ihnen ging die männliche Freude, die sie aus dem Gedränge von halb tugendhaften und halb wüthigen Leuten gerettet hatten, welche so kühn gewesen waren, einige Bekanntschaft mit der Göttin vorzugeben. Obse war bei ihnen und drohte mit gebietendem Auge die Kühnsten des Gedränges, die noch nachfolgten, zurück."

In Nürnberg, schreibt Sulzer, habe Klopstock durch- aus schöne Mädchen sehen wollen, und sei sehr betrübt gewesen, als ihm nur gewöhnliche Menschengesichter begegneten; und dieser selbst erzählt, wie er im Atelier einer Blumenmalerin deren artiger Schwester den Hof gemacht, ohne doch einen ersichtlichen Eindruck auf die Schöne hervorzubringen. „Mit den Schwaben“, schreibt Klopstock in Ehingen an der Donau, „bin ich ausgeföhnt. Ueberall, wo wir diesen Nachmittag hinkamen, schienen sie die Freude, zwar nicht die Göttin edler Herzen, aber doch so etwas ihr Aehnliches, zu kennen. Die guten Leute mögen auch wohl recht gute Sachen sagen; nur muß ich bekennen, daß ich noch kein einziges Wort von ihnen recht verstanden habe“. Die Kleidung der Frauenzimmer in diesen Gegenden, besonders ihr Kopfpuz mit den drei spiz ins Gesicht hereinlaufenden Enden, kamen ihm höchst seltsam vor. „Ich habe“, schrieb er, „ein rundes blaues Auge eines artigen Mädchens recht sehr bedauert, daß es so fürchterlich hervorblicken mußte“. Das „Gelobt sei Jesus Christus!“ das er im katholi-

schon Schwaben sich öfters zugerufen hörte, war ihm rührend, ohne daß er wußte, daß es ein Gruß sei, und daher einen Gegengruß verlange; als ihm dieser später bekannt wurde, wunderte er sich, daß er ihm nicht von selbst eingefallen war.

Eine Meile vor Messkirch auf einer Anhöhe erblickten die beiden Schweizer mit Entzücken zuerst ein Stück ihrer Alpen. Klopstock, um sie böse zu machen, behauptete Anfangs, es seien Wolken, fand aber doch den Anblick unvergleichlich. „Wo wir gestern waren“, schrieb er am andern Morgen in Schaffhausen, „da war Hochzeit. Wir sahen die schwäbischen Mädchen tanzen und nahmen ein wenig rauschende Freude mit auf den Weg. Wir sahen die Alpen wieder und deutlicher als zuvor. Der volle Mond begleitete uns die ganze Nacht durch die angenehmste waldige Gegend. Diesen Morgen erblickten wir den Rhein, wie er an einem hohen Walde hinsaß. Die Weingebirge gehen bis dicht an die Stadt. Und wie ehrwürdig sehen diese Gebirge für diejenigen aus, die die Freude des Weins kennen! Von der Brücke des Rheins sieht man diese große Zukunft von Freuden mit Entzückung“. Nun ging hinaus an den Rheinfluss: „Ich habe den Nymphen des Rheinflusses ein Gelübde gethan, Wein an ihren Ufern zu trinken; bald werde ich es erfüllen.“

Dem Rheinfluss gegenüber, auf einem schattigen Hügel, schreibt er dann: „Welch ein großer Gedanke

der Schöpfung ist dieser Wasserfall! Ich kann jetzt davon weiter nichts sagen, ich muß diesen großen Gedanken sehen und hören. — Sei begrüßt, Strom, der du zwischen Hügeln herunter stäubst und donnerst, und du, der den Strom hoch dahin führt, sei dreimal, o Schöpfer, in deiner Herrlichkeit angebetet! Hier im Angesichte des großen Rheinfalls, in dem Getöse seines mächtigen Brausens, auf einer heilseligen Höhe im Grafe gestreckt, hier grüß' ich euch, nahe und ferne Freunde, und vor allem dich, du wertheß Land, das mein Fuß jetzt betreten soll. O, daß ich alle, die ich liebe, hieher versammeln könnte, mit ihnen eines solchen Werkes der Natur recht zu genießen! Hier möcht' ich mein Leben zubringen, und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie."

In der Nähe der Schweizer Grenze, in Melskirch, nach jenem ersten Anblick der Alpen, hatte Klopstock in den Reisebrief geschrieben: „Ich werde sie bald näher sehen, diese himmlischen Berge und die rechtschaffenen Männer, die in ihren glückseligen Thälern wohnen. Seid mir indeß aus der Ferne her begrüßt, lebenswürdige Freunde! Ich eile, Euch bald in dem verlängerten Schatten jener himmelnahen Berge zu umarmen". Und auf der letzten Station, vier Stunden vor Zürich, schrieb er an Bodmer: „Nun bin ich Ihnen recht sehr nahe, und schreibe nur deswegen, mir den Gedanken

erträglich zu machen, daß ich Ihnen so nahe, und noch nicht bei Ihnen bin. Wie bald werde ich es sein!“¹⁾

Noch weit heißer jedoch war das Verlangen nach Klopstock, noch weit überschwenglicher die Erwartungen, die man von ihm hegte, bei Bodmer und seinen Freunden. Daß ein Heß in Altstetten den Zeitpunkt kaum erwarten konnte, der ihm seinen eingefleischten Seraph bringen sollte, läßt sich denken. Aber auch der zwei- undfunfzigjährige Bodmer sprach sein „Verlangen nach Klopstocks Ankunft“ in einer so betitelten Ode nicht minder schwärmerisch aus²⁾. Er vergleicht seine und seiner Freunde Sehnsucht nach Klopstock mit der Ungeduld, mit welcher man in den Polarländern nach der halbjährigen Nacht dem Tag entgegenfiehet; so schön bei ihnen in der Schweiz der Frühling blühe, so gehe er doch ungefühlt an ihnen vorüber,

Weil er den Würdigen und nicht schau'n läßt, von welchem die
Tage

Erst ein empfindendes Leben erwarten.

Was es doch sei, das ihn aufhalte? ob die Freunde?
So soll er sich gewaltsam von ihnen losreißen:

Hat sich den Glücklichen doch seit Jahren die Schönheit der Erde
Nun schon verschönert in deinem Geleite;
Haben sie doch in deiner Gestalt der Unsterblichen Einen
Rang' an der Unstrut schon wandeln gesehen. . . .
Komm! offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper

¹⁾ Bei Klammer Schmidt, a. a. O. S. 92 f. 98.

²⁾ Bei Mörkofer, Klopstock in Zürich, S. 36—40.

Auch am Gestade der Sijl und der Limmat,
 Daß wir mit unseren Augen das Wunder beglaubigen können,
 Welches für unsere Tage bewahrt war:
 Eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen,
 Die des Messias Gedanken zu denken,
 Die die göttliche Liebe des menschenfreundlichen Gottes
 In dem unendlichen Umfang zu fühlen,
 Und in den herrlichsten Tönen, den würdigsten Kindern der
 Dichtkunst

Und Harmonie, zu beleben vermochte!
 Hier auch am Ufer der Limmat sind würdige Freunde der Tugend,
 Würdig, die Tugend im Körper zu sehen.
 Wie sie des Adlers Flügel dem Tag, der dich bringen soll,
 wünschen!

Wie sie zu deinem Empfang sich erheben!
 Aber vor Allem erwartet mit offenen Armen dich Bodmer,
 Oder willst Sijpha du lieber ihn grüßen?
 Siehe, schon ist er von Ararat's Gipfel herniedergestieg,
 Er und seine gerettete Schöpfung;
 Doch wenn du kommst, wird sein Geist, von deinem Geiste be-
 feuert,

Neue Flügel der Tugend verbreiten,
 Daß er den Kasten im Wirbel der Tiphons und wilden Orkane
 Sicher zum Ziel der Verheißungen führe. . . .

Nun beschreibt Bodmer, mit wie freudigem Jubel er
 am Fuße des Zürichberges den Gast empfangen wolle;
 schildert ihm die reizende Aussicht von seiner hoch-
 gelegenen Wohnung auf Stadt und Land, See und
 Gebirg;

Hier sind auch Mädchen; zwar sind sie nicht Jannas, doch
 Schwestern der Jannas;
 Eine Janny nur hatte die Schöpfung;

Aber sie hat Clarissen, Areten und kluge Damelen,
Männliche Seelen in weiblicher Bildung,
Fähig, die Weisheit, das Verrecht des höheren Manns, zu empfinden,

Doch nicht zu heilig, auch Mütter zu werden.
Zaudre nicht länger! auch die vernichten mit Wünschen die Tage,
Die zwischen deiner Umarmung noch liegen. —

8. Klopstock in Zürich.

Am Spätabende des 23. Juli 1750 stand der Dichterjüngling dem Manne gegenüber, der seiner Ankunft wie der Erscheinung eines höheren Wesens entgegengebart hatte.

„Gestern Abend um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr“, schrieb Bodmer gleich des anderen Tages an Heß nach Alstetten, „sind die lieben Freunde wirklich bei mir angelangt. Ich bin die ganze Nacht in Ekstase gelegen, mich alle Augenblicke von Neuem in der Wahrheit zu befestigen, daß Klopstock, Sulzer, nun wirklich bei mir wären“¹⁾. Und einen Tag später berichtet Klopstock den Freunden daheim, zum Schlusse des Reisebriefes: „Schon vor etlichen Tagen bin ich hier angekommen. Ich habe schon die Freude ganz genossen, den ehrlichsten Mann das erstemal in meinem Leben zu sehen, den ich, wenn ich

¹⁾ Bei Mörikofer, S. 48, dessen vortreffliche Monographie: Klopstock in Zürich im Jahre 1750—1751, Zürich u. Frauenfeld 1851, ich im Folgenden vorzugsweise benützt habe.

sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten unvergleichlichen Freund vorstellen mußte, welchen ich in meinem Leben niemals sehen würde“ ¹⁾. Also in Klopstocks Augen war Bodmer schon nach drei Tagen aus dem unvergleichlichen Freunde zum ehrlichsten Mann, zum Menschen wie andere auch geworden. Und Klopstock in Bodmers?

Auf keinen der Wünsche, die Klopstock in seinen Briefen geäußert hatte, war Bodmer zum Voraus williger eingegangen, als auf den möglichster Zurückgezogenheit für seinen Gast. Er fürchtete den Zubrang, die Zerstreuung, sowohl für sich als für den Messiasdichter. Er selbst, der schon alternde Professor und Rathsherr, bewohnte mit einer blinden Frau, nach des einzigen Sohnes Tode kinderlos, sein still und ländlich gelegenes Haus, einzig in seinen literarischen Arbeiten und einem Kreise theils älterer Freunde, theils jüngerer Männer, die ihn aber als ihren Meister verehrten und jede Rücksicht gegen ihn beobachteten, lebend. Diese streng geregelte Lebensweise wünschte er um so weniger jetzt gestört, je ersprißlicher solche Zurückgezogenheit, seiner Ueberzeugung nach, auch für seinen Gast, zum Fortarbeiten an seinem heiligen Werke, werden mußte. Er dachte Anfangs, wie auch Klopstock selbst einmal angedeutet hatte, an ein völliges Incognito:

¹⁾ Bei Klammer Schmidt, S. 99 f.

man sollte diesen für einen Andern, oder, falls der Name verlautete, für des Dichters Bruder ausgeben. Doch das wäre nicht durchzuführen gewesen, selbst ohne die Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft, die sein Begleiter Schultheß den jungen Freunden in Zürich gegeben hatte¹⁾. So sollte doch noch geschehen was möglich war. „Vor allen Dingen“, schrieb Bodmer an Heß, nachdem Klopstock sich angekündigt hatte, „wollen wir ihn etliche Tage allein und ohne Nebenhörer genießen, und mit ihm Abrede treffen, wie wir ihn am ruhigsten mit dem wenigsten Ceremoniell haben können. Wir müssen ihn um so weniger von unserer Seite kommen lassen, weil er nicht lange bei uns bleiben kann. Ich wollte ihm gerne alle sanfte Ergöbungen machen, aber ihn vor den brausenden bewahren, vielleicht weil ich nicht fähig bin, an den brausenden Antheil zu nehmen. Ich nenne brausende: Trinkgelage, Mahlzeiten u. dgl.“²⁾

Auch ein anderes Begehren Klopstocks, so stutzig es ihn auf einer Seite machte, wies Bodmer doch, aus pädagogischer Wohlmeinung für den Dichter, nicht geradehin von der Hand. Zu Klopstocks brieflicher Frage nämlich, ob auch für seinen Umgang geeignete Mädchen um den Weg seien, hatte nicht bloß Bodmers

¹⁾ Heß an Bodmer, 18. Dec. 1749. Bei Stäudlin a. a. D. S. 164 f.

²⁾ Bei Merikofer, S. 41.

Freund, der treffliche Doctor Zellweger in Trogen, den Kopf geschüttelt, sondern auch Bodmer war dadurch beunruhigt worden. Ihm war nicht entfallen, was ihm Kaspar Hirzel bei seiner Rückkehr von Leipzig erzählt und Klopstock selbst brieflich eingestanden hatte ¹⁾, wie lebhaft dieser die vorgelesenen Verse:

Der Liebbling wärmet die Hand im warmen Pelze des Mädchens;
Es lacht das Mädchen und hindert ihn falsch —

wie lebhaft der seraphische Dichter diese unseraphischen Verse beklatscht hatte. Nun fürchtete Bodmer, diese Reizung zum andern Geschlecht möchte den Süngling von so hoher Bestimmung auf Abwege führen, er möchte in unrechte Hände fallen, Hecyren für Areten oder gar Deboren nehmen; daher solle Heß und seine junge Frau diese Seite seines Verkehrs überwachen, und ihm die Fanny's von Zürich zeigen. Doch auch hiezu, meinte Heß, werden ihm neben Schultheß noch ein paar andere junge Freunde nöthig sein.

Diese ließen denn auch nicht auf sich warten. Hatte doch eine ganze Schaar munterer, mehr oder minder auch von der Literatur berührter Sünglinge der Ankunft des jungen Dichters mit gleicher Ungeduld, wie Bodmer selbst, entgegenzugesehen. Schon am andern Tage bestürmten sie diesen mit Bitten, daß er ihnen erlauben möchte, seinen Gast zu besuchen. Und um den

¹⁾ Klopstock an Bodmer, 27. Sept. 1748, WW. X. S. 368.

Patriarchen zu fördern, versicherte ihn der Schalk Werdmüller, daß Klopstock ihn von Lafontaine und Crébillon zum Noah und Messias bekehrt habe. Durch seinen jugendlich lebensfrohen Reisegefährten Schultheß aber war Klopstock, ehe Bodmer sich umsehen konnte, mit diesem Kreise bekannt und vertraut. Ein Besuch bei seinem ehrlichen Verehrer Heß in dem nahen Alstetten, den Klopstock gleich in den ersten Tagen machte, entzog ihn vorerst noch dem Widerstreit entgegengesetzter Anforderungen. Kaum aber war er einige Tage dort, als von einem Mitgliede jenes Kreises, einem jungen Kaufmann, Hartmann Rahn, ein französisches Schreiben¹⁾ einlief, durch welches ihn die Freunde nach Zürich zurück, zu jener Fahrt auf dem See beriefen, welche in der deutschen Literaturgeschichte so berühmt werden sollte.²⁾

Der junge Arzt Johann Kaspar Hirzel, der längere Zeit in Deutschland sich aufgehalten, ein Jahr lang in Potsdam in freundschaftlichem Umgange mit Kleist gelebt, dann in Leipzig Klopstocks Bekanntschaft gemacht hatte, ein in den Annalen Zürichs durch die Stiftung gemeinnütziger Vereine, in der deutschen Literatur durch

1) Abgedruckt bei Mörikefer, S. 50 f.

2) Die Beschreibung dieser Fahrt setzen wir zusammen aus dem Schreiben J. C. Hirzels an Kleist vom 4. August 1750, in der Auswahl aus Klopstocks nachgelassenem Briefwechsel, Leipzig 1821, I., S. 101—127; dem Brief Klopstocks an Schmidt, 1. August 1750, in der Sammlung von Klammer Schmidt, S. 102—108, und den Notizen bei Mörikefer, S. 52 ff.

seinen Lebensabriß Sulzers und andere Schriften unvergessener Mann, hatte im Kreise seiner Freunde den Gedanken angeregt, dem jugendlichen Messiasdichter ein Fest zu geben, wie es einerseits der Vertlichkeit, andererseits den Neigungen des Gastes angemessen wäre. Es sollte eine Fahrt auf dem See sein, die ihm die Schönheit der Gegend, und in einer Gesellschaft, die ihm zeigen sollte, daß auch Zürich weibliche Wesen in sich schließe, welche die Klopstock'sche Dichtung zu empfinden wissen, und den Dichterjüngling anzuziehen würdig seien. So traten ihrer acht Freunde zusammen, und jeder übernahm es, eine Dame auszuwählen, die dem angegebenen Zweck entspräche. Die Männer waren, außer Kaspar Hirzel, sein Bruder Salomon, später ein verdienstvoller Staatsbeamter; der schon genannte Rudolf Werdmüller, ein witziger Kopf, dessen einige Jahre später erschienenenes Gedicht jedoch: „Die vier Stufen des menschlichen Alters“ ¹⁾, Klopstock's Einfluß auf den Verfasser nicht verleugnete; der Buchhändler und Poet Wolf, Herausgeber der „Freimüthigen Nachrichten“, die schon manches warme Lob Klopstock's gebracht hatten; zwei Schinz, ein Pfarrer, Vertrauter

¹⁾ Das Gedicht, durch einen Italiener in lateinische Verse übersetzt, veranlaßte Zachariä zu seinem Gedichte: Die vier Stufen des weiblichen Alters. Siehe den Vorbericht dazu und Werdmüllers Schreiben in F. W. Zachariä's poetischen Schriften, Braunschweig 1772, II, S. 111. ff.

Bodmers, und ein gebildeter Kaufmann; der schon erwähnte Hartmann Rahn; dann Keller von Goldbach, musikalisch und heiter gesellig; diese acht: Klopstock war der Neunte. Unter den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft waren fünf Frauen und vier Mädchen; unter den ersteren sollte eine ehrwürdige Matrone, Frau von Muralt, zum Schilde gegen die mißliebigen Anmerkungen dienen, die etwa in der Stadt über eine so ungewöhnliche Gesellschaft gemacht werden möchten. Denn „hier“, schrieb Klopstock nach Hause, „ist es Mode, daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen und sich nur untereinander Visiten geben“¹⁾. Man gesellte sich paarweise; unserem Dichter, der an diesem Tage vielleicht sein rothes Sommerkleid anhatte²⁾, war die anmuthige junge Frau des Anstifters der Partie, des Dr. Hirzel, als Partnerin zu Theil geworden.

Es war am 30. Juli, Morgens kurz nach 5 Uhr, als das glückhafte Schiff mit seiner muntern Gesellschaft vom Lande stieß. Durch ein vorhergegangenes Gewitter war die Luft gereinigt und die Hitze gemildert. Sanfte Winde trieben das Fahrzeug vorwärts; der Himmel, Anfangs leicht bewölkt, heiterte sich all-

¹⁾ Klopstock an Schmidt, vom 1. August 1750. bei Klamer Schmidt, I, S. 103.

²⁾ Bodmer an Zellweger, bei Mörkoser, S. 94: „Er hat zween neue Röcke mit sich gebracht und ein rothes Sommerkleid.“

mählig auf; bald lag Alles im hellsten Sonnenschein. Der Eindruck auf Klopstock war, wie man es erwarten konnte. „Der See“, schreibt er seinem Schmidt, „ist unvergleichlich eben, hat grünlich helles Wasser, beide Gestade bestehen aus hohen Weingebirgen, die mit Landgütern und Lusthäusern besäet sind. Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich, die recht in den Himmel hineingrenzen. Ich habe noch niemals eine so durchgehends schöne Aussicht gesehen“. Es bezeichnet die Zeit, als Brockes noch unvergessen und Kleistens Frühling in allen Taschen war, daß im Anblick dieser schönen Natur alsbald an eine Beschreibung derselben gedacht wurde. Wer wird uns, rief ein lebhaftes Mädchen, die Schönheit dieser glänzenden Wasserfläche, dieser reizenden Landschaft, würdig schildern? Worauf Klopstock verständig bemerkte, wie unmöglich es sei, im Angesichte der Natur mit einer Schilderung derselben Eindruck zu machen.

An Wiesen, Weinbergen und gelben Kornfeldern, Bauernhöfen und Villen vorüber mochte man eine Stunde gefahren sein, als das Schiff am rechten Seeufer vor einem bescheidenen Landhause stille hielt. Es gehörte den würdigen Eltern eines Mitgliedes der Schiffsgeellschaft, Kellers von Goldbach, die es sich zur Ehre rechneten, den ausgezeichneten Kreis, der ihren Sohn unter sich aufgenommen hatte, zu bewirthen. Hier, indem man im Garten spazierte, sich an der Aus-

sicht auf den See, auf die fruchtbaren Hügel des andern Ufers und den sie überragenden Albis ergötze, oder dem Klavierspiel des älteren Sohnes vom Hause zuhörte, wurde die Gesellschaft allmählich vertrauter. Klopstock insbesondere ging von Einem zum Andern, mehr um zu beobachten, als zu sprechen, und besonders während des Klavierspiels schien er den verschiedenen Eindruck desselben auf den Mienen der Mädchen zu studiren. Unter diesen machten ihn bald die schwarzen Augen der Schwester des jungen Kaufmanns Schinz, die Hartmann Rahns Gefährtin war, den blauen seiner Partnerin untren. Sie war das jüngste und schönste Mädchen der Gesellschaft, und ihre Aehnlichkeit mit einer frühen Kinderliebchaft¹⁾ zog den Dichter noch besonders an. Er sagte ihr das und noch viel anderes Schöne; worauf sie ihm zu bedenken gab, wie hoch derjenige von ihr geschätzt werden müsse, der sie zuerst gelehrt habe, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen. Er küßte die reizende Schülerin, die ihr Auge in ehrerbietiger Verlegenheit niederschlug: offenbar wußte sie mit ihrer Vorstellung von dem heiligen Sänger die Galanterien des poetischen Jünglings, den sie jetzt vor sich sah, nicht recht zu reimen. Und wie er ihr erst vorgekommen sein mag, als der muthwillige Werdmüller

¹⁾ „Es (das Mädchen), sah derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahre zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre“. Klopstock an Schmidt a. a. O. S. 105.

aus ihrem Handschuh eine Kokarde auf Klopstocks Hut machte? ¹⁾

Man ging wieder zu Schiff, und nun sollte Klopstock ein Stück aus der noch ungedruckten Fortsetzung seines Messias zum Besten geben. Er las den Abschnitt aus dem fünften Gesange, wo Gott auf der Reise zur Erde zu einem Gestirne kommt, das von einem Geschlecht ungefallener Menschen bewohnt ist. Um den Stanunvater sind seine Abkömmlinge nach allen Graden versammelt, und er erzählt ihnen von dem Elende, welches durch den Sündenfall auf unsere Erde gekommen sei; wobei er namentlich von dem seinen Leuten unbekannten Prozeß des Todes, dem Jammer, den derselbe durch die Trennung inniger Liebesbände anrichte, ein ergreifendes Bild entwirft ²⁾. Gerührt schwieg die Gesellschaft, bis sie in ernstern Gesprächen über menschliches Elend wieder zum Worte kam. Der Dichter selbst half sie erheitern. Er entfaltete alle die gesellige Liebenswürdigkeit, die ihm besonders in Gegenwart ihn anmuthender weiblicher

¹⁾ Diese Notiz bei Cramer, Er und über ihn, II, S. 361.

²⁾ So ergreifend, daß der große Mirabeau, um seiner Sophie eine recht rührende Schilderung des Sterbens zu geben, nichts Besseres zu thun wußte, als ein Stück aus diesem Abschnitt des Messias gerademwegs zu übersehen. Dies hat C. F. Cramer durch Gegenüberstellung der sieben Klopstockschen Verse und der Stelle aus Mirabeau's *Lettres à Sophie* nachgewiesen, in seinen *Individualitäten*, Amsterdam 1806, II, S. 211 ff.

Wesen zu Gebote stand. Bald aber wollte man noch etwas aus dem Messias von ihm hören, und nun las er die Episode von Lazarus (jetzt Semida) und Sidli, welche seine Zuhörerschaft um so mehr interessiren mußte, je leichter seine eigene Herzensgeschichte darin zu erkennen war. Das war nun eine andere Nührung als die vorige: zärtlicher, und besonders für weibliche Herzen unwiderstehlich. Einer der Herren meinte, so schön sei die platonische Liebe noch nie geschildert worden; aber Klepstock protestirte gegen solches Lob. Er wollte die ganze und volle Liebe, wie er selbst sie empfand, die etwas viel höheres als jene platonische Freundschaft sei, dargestellt haben, und die Zuhörer stimmten ihm bei.

Unter den Gesprächen, die sich hieran knüpften, war man unvermerkt in Meilen, einem Dorfe vier Stunden von Zürich, angekommen. Hier wurde, nachdem man die paar übrigen Vormittagsstunden mit Spaziergängen und Unterredungen zugebracht hatte, Mittag gemacht. Der Wein belebte die Gesellschaft, die Gläser klangen auf das Wohl entfernter Freunde, eines Kleist, Gleim, Ebert; auch der göttlichen Fanny Gesundheit wurde „mit tiefer Ehrfurcht“ getrunken. Gegenüber von Meilen, auf dem linken Ufer, liegt eine kleine Halbinsel, die Au genannt, die vermöge ihrer Lage die schönste Aussicht über den See gewährt. Dahin brach man nach Tische auf. Ein kühlender Wind blies in die Segel und trieb das Schiff, während die Ruderer

feierten, sanft hinüber. Die Mädchen sangen, die Herren flätichten Beifall und ermunterten zur Fortsetzung: doch schon war man am Lande. Den größern Theil der Halbinsel nimmt eine mit Eichenwald besetzte Anhöhe ein. Hier zerstreute sich die Gesellschaft in einzelne Gruppen, Klopstock mit seiner Schizgin und der Frau Hirzel luftwandelte in dem Walde und half der Letzteren Hallers Veris singen. Nach dem Spaziergange sammelte man sich wieder am Gestade unter einzelnen Eichen, um Erfrischungen einzunehmen. Doch die sich verlängernden Schatten mahnten zur Heimkehr. Man setzte sich wieder zu Schiffe, und „hier“, gesteht Klopstock, „stieg meine Untreue gegen Madame Hirzel auf den höchsten Grad, denn ich führte Demoielle Schinz statt ihrer ins Schiff“. Von dieser Halbinsel bewahrte Klopstock noch im Alter eine Abbildung unter seinen Papieren.

Noch einmal wurde er um eine Vorlesung gebeten, und nun kam Abbadena an die Reihe. Natürlich auch hier inständige Bitten der weichherzigen Damen um seine Begnadigung. Dem Gespräch eine frohere Wendung zu geben, las Klopstock einige anacreontische Dichtungen seines Schmidt vor und sang etliche Lieder von Hagedorn. Die Dämmerung war eingebrochen, als das Schiff wieder bei dem Keller'schen Landhause anlegte, wo man das Frühstück eingenommen hatte. Jetzt gab Frau Keller Lichter in das Schiff, das man aber vor-

ausfahren ließ, um mit den Damen noch eine Strecke weit am Gestade in der Abendkühle hinzuwandeln. Klopstock entdeckte ein kleines Inselchen: es wurde besetzt, und bot gerade für fünf Freunde mit ihren Schönen Raum; eine Enge, welche der Dichter benutzte, um auch von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß zu erobern. Es war Nacht, als man zum letztenmale in das Schiff stieg, die Sterne standen am Himmel, und die angezündeten Lichter spiegelten sich im See. Von Klopstock aufgefordert, sang Frau Hirzel Hallers Doris noch einmal. Unterdessen kamen die Lichter der Stadt dem Fahrzeug entgegen; man bedauerte, daß der schöne Tag ein Ende nehme, und hieß die Schiffer langsamer fahren; doch das Land war da: es war kurz nach 10 Uhr, als man aus dem Schiffe stieg.

Mit hoher Befriedigung beschreibt der Urheber der Seefahrt, Kaspar Hirzel, seinem Kleist die gelungene Partie; während der Gefeierte an Schmidt schrieb: „Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf einmal, als diesen schönen Tag, gefreuet“. Kam aber sein Benehmen an diesem Tage ihm selbst, dem kaum noch gewesenen Leipziger Studenten, etwas wild vor, wie mag es den bis zur Steifheit ehrbaren Zürichern und Züricherinnen von damals vorgekommen sein! Noch dreißig Jahre später fanden deutsche Reisende „die Lebens- und Denkart in Zürich viel gebundener und

beschränkter als in Deutschland¹⁾. Der puritanische Geist des Calvinismus wirkte in diesen schweizerischen Republiken noch ungebrochen fort. In Deutschland war unter den überwiegend verderblichen Wirkungen, welche die zahlreichen französisch gebildeten Höfe hatten, doch auch die gute, daß ihr Einfluß die geselligen Lebensformen geistreichlicher und freier machte. Wenn Schmidt scherzend Klopstocks Ansehen in Zürich mit dem Mohammeds in Medina verglich und meinte, falls er eine neue Lehre aufbringen wollte, so würde das weibliche Geschlecht nicht säumen, ihm beizufallen: so täuschte er sich. Durch sein zwangloses Betragen und die poetischen Freiheiten, die er sich nahm, hatte Klopstock vielmehr die weibliche Welt von Zürich erschreckt, und namentlich seine Schänzin zurückgestoßen.²⁾

Auch Bodmer, hätte er an der Partie Theil genommen, würde von dem Benehmen seines Gastes nicht erbaut gewesen sein. Ueber seine Lust, mit den Mädchen zu tändeln, sprach er sich später streng tadelnd

¹⁾ S. Knebel's Leben, in seinem lit. Nachlaß u. Briefwechsel, herausgegeben von Barnhagen von Ense u. Th. Mundt, Leipzig 1840, I., S. XXXIII. Vgl. auch Goethe, Wahrheit und Dichtung, WB. in 40 Bden., Stuttgart u. Tübingen 1840, XXII., S. 372; Schweizerreise, WB., XIV., S. 158.

²⁾ Nach Mörikofer, S. 76 f., wo wir auch erfahren, daß sie erst in reiferen Jahren den um 10 Jahre jüngeren S. S. Hög, nachmaligen Antistes und Verfasser der Geschichte Zeru, geheirathet hat.

aus. Aber Bodmer war nicht mit auf dem See. In dieser Gesellschaft sah er Klopstock nicht gern. Dagegen veranstaltete er gleich Tags darauf eine Zusammenkunft ihm näher stehender Klopstock's-Freunde in Winterthur, wo sie nun mit Breitinger, Sulzer, dem Pfarrer Heß, Diaconus Waser und M. Künzli (unerachtet die beiden letzteren früher allerlei, besonders religiöse Bedenken gegen den Messias geäußert hatten¹⁾) zehn Tage in heiterer Geselligkeit beisammen waren. Hier war es nun auch, wo Klopstock die Freunde mit den beiden schönen Oden: „An Bodmer“ und „Der Züricher See“ überraschte, die, nachdem er sie in Zürich hatte drucken lassen, sich bald durch die Schweiz und Deutschland verbreiteten.²⁾ /

Um Bodmers ihm zu Theil gewordene Bekanntschaft als ein ihm unverhofft zugefallenes Glück darzustellen, unterscheidet der Dichter zweierlei Handlungsweisen der Vorsehung, durch welche sie in entgegengesetzter Richtung von der menschlichen Berechnung abweiche: indem sie aus höheren uns unerforschlichen Absichten bald, was sich finden möchte, getrennt halte, bald, was sich zu finden nie hoffen konnte, zusammenführe.

¹⁾ Wehwegen Heß sie für die Verfasser der anonymen an Bodmer gesandten antimessianischen Briefe hielt. Bei Stäublin, S. 146.

²⁾ Zept in den f. BB. IV., S. 59 f. und 60—63.

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch,
 Mancher Seligkeit goldnes Bild,
 Oft verwehen und ruft da Labyrinth hervor,
 Wo ein Eterblicher gehen will
 Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch
 Und zur Liebe geschaffen sind.

Bald trenne sie räumliche, bald zeitliche Ferne. So habe er Addison, den er als einen andern Sokrates verehere, so die seinem Herzen so nahe stehende Singer¹⁾, nicht gesehen. So werde vielleicht erst, wenn er schon gestorben sei, derjenige geboren werden, der als Freund am besten mit ihm harmonirt haben würde. Ein andermal aber füge der Lenker der Geschichte es umgekehrt:

Oft erfüllet er auch, was sich das zitternde
 Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
 Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück,
 Sehn's mit Augen und glauben's kaum.
 Also freuet' ich mich, da ich das erstemal
 Bodmers Armen entgegenkam.

Einen eigenthümlichen Reiz hat durch die echt lyrische Art, die landschaftliche Scene abwechselnd ins Innere des Gemüths hereinzuziehen, und wieder dem innerlich Empfundenen das Landschaftsbild als Folie unterzulegen, die Ode auf den Züricher See. Sie ist kein Stück

¹⁾ Oder Rowe, eine nach England verheirathete Deutsche, die von ihm auch sonst öfter gepriesene Verfasserin der Briefe von Verstorbenen an Lebende.

naturbeschreibender Poesie, keine Erzählung der heitern Seefahrt, ebenso wenig die klose Abwicklung eines Gedankens oder Gefühls: sie ist keines von den dreien, indem sie alles ineinander ist. Mit einer goldenen Sentenz, in der sich die ganze Haltung der Ode, schwebend zwischen Natur und Gemüth, vorbildet, eröffnet sie sich.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Durch die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Daß den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Demnächst werden nun zwar die Traubengestade des schimmernden Sees erwähnt; aber noch nicht, um auf die Seefahrt selbst einzugehen, sondern nur, um einleitungsweise die Freude, die dort wohne, oder doch an jenem schönen Tage dort gewohnt habe, herbeizurufen, daß sie das Lied lehren möge, jugendlich heiter sein, wie das Tauchzen des Jünglings, und dabei sanft, der fühlenden Schinzin¹⁾ gleich. Erst in der vierten Strophe fällt dann der Dichter in ein Stück Erzählung von der Seefahrt, aber er greift in deren Mitte hinein, als bereits Zürich und der Uetliberg weit hinter ihnen lag, die fernen Alpen sich entschleierten, die jungen Herzen schon wärmer schlügen, als Hirczels Daphne Hallers

¹⁾ Daß Klopstock später in der Sammlung seiner Oden diesen, übrigens bloß durch Sch . . n bezeichneten Namen mit Fanny vertauschte, ist bekannt.

Doris sang, und endlich auf der bewaldeten Au die Freude in vollem Maße auf die Gesellschaft herabkam. Hier läßt er den Faden der Erzählung schon wieder fallen, und geht mit der achten Strophe zu einer längeren Betrachtung über. Ja, die Freude war es, die edlere, unschuldige Freude, die wir empfanden. Was sind die Quellen der ächten, welches die der edelsten Freuden? Eine Freudenquelle ist der Frühling, mit seinem Natur und Menschenherz neu belebenden Hauche. Eine Freudenquelle der Wein, der, mäßig genossen, sanfte Empfindungen, helle Gedanken, männliche Entschlüsse weckt. Ein hoher Lebensreiz ist auch der Ruhm,

(.... die Unsterblichkeit

Ist ein großer Gedanke

Ist des Schwelgers der Edlen werth)

insbesondere die Aussicht auf ein segensreiches Fortwirken und ehrenvolles Andenken bei künftigen Geschlechtern, wie es der edlere Dichter sich versprechen darf.

Aber süßer noch ist, schöner und reizender,

In den Armen des Freundes wissen ein Freund zu sein,

So das Leben genießen,

Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Diese Freude wurde dem Dichter an jenem schönen Tage im Kreise der neuen Freunde zu Theil: doch auch der entfernten alten gedachte er treulich; sie allein fehlten, um sein Glück vollständig zu machen. So greift das Gedicht einen Augenblick wieder nach dem fallen

gelassenen historischen Faden; doch nur, um schließlich in einen tief empfundenen Wunsch zu verhauchen:

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlandes Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand:

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

In Winterthur hatte Bodmer seinen Gast in engem gewähltem Kreise, wie es immer sein Wunsch gewesen war, genossen. Zum Theil waren es ältere Männer, und auch die jüngeren theilten entweder oder fügten sich doch der ernstern Art der älteren. Nachdem er mit demselben am 10. August nach Zürich zurückgekehrt war, fing alsbald der Zudrang jener Andern wieder an, von denen Bodmer urtheilte, daß sie den Sänger des Messias nur zerstreuen, um seine Zeit bringen und in Unterhaltungen hineinziehen können, die seiner nicht würdig seien. Und dieser selbst, statt sie abzuwehren, ihre Einladungen zurückzuweisen, gab sich ihnen nur allzu willig hin. Bodmer hatte gemeint, der Umgang mit ihm, mit seinem grundgelehrten und wackern

Breitinger, dem nachmaligen Bürgermeister Heidegger und ähnlichen würdigen Männern werde für Klopstock vor Allem anziehend sein. Er irrte sich: der junge Dichter war lieber mit den Jungen als mit den Alten, mit den Begeisterten als mit den Gelehrten. Auf Klopstocks briefliche Aeußerung hin, daß der Noach sehr nach seinem Geschmacke sei, und ihnen, wenn er erst in Zürich wäre, viel Stoff zu reden geben werde, hatte Bodmer gehofft, jener werde sich für diese Dichtung interessieren und ihm zu ihrer Verbesserung und Vollen- dung behülflich sein: allein, als er demselben jetzt aus dem Gedichte vorlas, blieb Klopstock stumm und theil- nahmlos. Und auch seine eigne Dichtung, der Messias, zu deren Fortsetzung Bodmer ihm in seinem Hause Muße und Stille geben wollte, rückte kaum weiter, denn der Dichter entzog sich dieser Stille so oft als möglich.

Daß alles so schweigend hinzunehmen, dazu war Bodmer nicht der Mann. Er ließ Klopstock durch seine Freunde, Heß in Altstetten und Zellweger in Trogen, beschwören, doch ja alle begeisterten Augenblicke zur Förderung des Messias zu verwenden. Er selbst stellte ihn wegen seines zerstreuten Lebenswandels zur Rede. Wir haben, sagte er ihm, an dem Dichter des Messias einen heiligen, strengen Jüngling erwartet. Haben Sie etwa geglaubt, erwiederte Klopstock, ich äße Heuschrecken und wilden Honig? Sogar wegen der

schönen Strophen in der Ode auf den Züricher See, worin dem Weine nachgerühmt wird, daß er Empfindungen und Gedanken wecke, griffen die alten Herren den Dichter an. Und als dieser seine Lehre mit einem Eifer schützte, der ihnen noch bedenklicher war als die Verse selbst, ging Bodmer gar so weit, diese zu parodiren. Nach zwei Jahren noch hatte der junge Wieland sich dieser Klopstock'schen Strophen gegen Bodmer's Rigorismus anzunehmen¹⁾. Noch anstößiger waren diesem in einer Hochzeitelegie, die Klopstock selbst als ein Tibullisches Lied bezeichnete, Verse wie diese:

... ein einziger Blick .. ein Seufzer ..

Ein keiselender Kuß, ist mehr als hundert Gesänge

Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit werth.²⁾

(Wenn er sich erst an dem schlechtgemessenen Pentameter gestoßen hätte!) Daher wurde die Elegie in dem Züricherischen Wochenblatte *Crito* als eine wolüstige Dichtung angegriffen, und in einer Ode, wahrscheinlich von Bodmer selbst, widerlegt.³⁾

Unterdessen hatte sich Klopstocks äußere Lage volends bestimmt. Unter den ersten Briefen, die er in Zürich erhielt, war auch ein Schreiben von Bernstorff,

¹⁾ Wieland an Bodmer, Tübingen 4. Febr. 1752. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, Zürich 1815, I., S. 29 f.

²⁾ Bei Gramer, Er und über ihn, II., S. 351 ff. In seine Sammlung hat Klopstock diese Elegie nicht aufgenommen.

³⁾ Schmidt an Gleim, 7. Oct. 1751, bei Kramer Schmidt, I., S. 314 f.

der ihm vorläufig, wie wir sahen, durch einen Bekannten hatte schreiben lassen. In Kopenhagen angekommen, hatte Bernstorff alsbald mit seinem Freunde, dem Oberhofmarschall Grafen Moltke, über die Klopstock'sche Angelegenheit gesprochen, und dieser, der bei Friedrich V. Alles vermochte, hatte den frommen König leicht bewogen, dem Dichter des Messias zu ruhiger Vollendung seines Gedichts ein Jahrgehalt von vierhundert Reichsthalern sammt Reisegeld nach Kopenhagen zu bewilligen. Dies und die Weissung, daß man ihn daselbst noch vor Winters Anfang erwarte, war der Inhalt des überaus artigen Schreibens von Bernstorff, das ihm in Zürich zukam. Klopstock war von dieser Entscheidung seines Schicksals hoch erfreut. Nur Eines machte ihm Bedenken: der Aufenthalt in Kopenhagen, die Entfernung von seinen Freunden, die ihm das neue Verhältniß nun doch aufzulegen schien. Doch hoffte er immer noch, einen Ausweg zu finden. Daher übereilte er sich auch nicht mit seiner Antwort. Daß er dieselbe, als sie nach beinahe drei Wochen abging, seinem Wirth nicht vorher zu lesen gab, nahm ihm dieser auch übel.

Zu gleicher Zeit hatte sich ein Verhältniß angeknüpft, von welchem, so sonderbar es auch war, doch der unerfahrene Dichter für die Verbesserung seiner Glücksumstände mindestens ebensoviel hoffte, als von seiner Berufung nach Dänemark. Unter den jüngeren

Männern in Zürich hatte sich keiner mit größerem Enthusiasmus an ihn angeschlossen, als der junge Kaufmann Hartmann Rahn, dessen wir uns von dem französischen Einladungsschreiben zu der Fahrt auf dem See erinnern. Der Schilderung nach, welche Kaspar Hirzel, der ihn übrigens hoch hielt, in dem Briefe an Kleist von ihm macht, muß er ein seltsames Original gewesen sei. Bierbengel und Schwärmer, Fabrikant und Schöngeist; für die französischen Dichter eingenommen, und von dem Sänger des Messias begeistert. Plagte er mit seinen Gedanken, die von denen anderer Menschen in der Regel sehr abwichen, oft ganz am unrechten Orte heraus, so hielten ihn die Leute für närrisch; während Freunde Tief Sinn darin finden wollten. Damals hatte er eine neue Art entdeckt, auf weiße Seide farbige Muster zu drucken, von der er sich glänzende Erfolge versprach. Seine Pläne flogen hoch. Die spanische Regierung sollte durch ihren Gesandten in Solothurn für das Unternehmen gewonnen, ganz Spanien aus der neuen Fabrik versorgt, ein Handel nach Westindien eröffnet werden. Da ließ sich ein Glück machen. Und an diesem Glücke wollte der großmüthige Handelsmann seinen poetischen Freund Theil nehmen lassen. Und was sollte dieser dafür leisten? Nichts, als die neuen Muster, die Rahn erfinden würde, von Seiten des Geschmacks beurtheilen, und bei wichtigeren Geschäften demselben mit seinem Rathe zur Seite

stehen. Und dabei sollte er an keinen Ort gebunden sein; es ließ sich ja auch aus der Ferne besorgen. Kein Wunder, wenn Klopstock im September an Fanny schrieb, er habe bisher zwei Freunde gefunden: den König von Dänemark und einen jungen Kaufmann in Zürich¹⁾. Ja, wenn die Pläne des letzteren einschlugen, so geschah ihm noch Unrecht mit dieser Zusammenstellung. Denn er bot dem Dichter weit mehr, und legte ihm weniger Zwang auf als der König.²⁾

Das Klopstock die glänzenden Aussichten, die sich ihm durch die Freundschaft mit Rahm mehr noch als durch die Gnade des Königs zu eröffnen schienen, der Geliebten besonders ausführlich mittheilte, geschah nicht ohne Absicht. War es doch gerade sie und ihre Mutter, um deren willen es dem Dichter wünschenswerth schien, sein Glück zu machen. Aber wenn er durch so lustige Entwürfe, wie die seines neuen Freundes waren, bei Marie Schmidt Eindruck zu machen hoffte, so irrte er sich. Die Base war praktischer als der Vetter und hat es in ihrem späteren Leben glänzend bewiesen³⁾. Schon

1) Bei Klamer Schmidt, I., S. 127.

2) Der Mann kam in der Folge, durch doppelte Verschö-
gerung, in ein noch intimeres Verhältniß zur deutschen Literatur.
Klopstocks Schwester nämlich wurde seine, und ein Menschen-
alter später beider Tochter Fichte's Gattin.

3) Sie heirathete den Kaufmann Streiber in Eisenach, und
es war in der Folge kein Geheimniß, daß sie die Seele des

an der phantastischen Theilhaberschaft, die er dem Dichter anbot, konnte sie merken, was sich in der Folge empfindlich genug herausstellte, daß Rahn kein Geschäftsmann war. An Klopstocks Aeußerung aber, falls das spanische Project scheitern sollte, werde seine bevorstehende Reise durch Deutschland gewissermaßen eine Kaufmannsreise sein, scheint sie sich gar als an einer Unwürdigkeit gestoßen zu haben. Wenigstens sprach Klopstock hernach von Mißverstand, und machte jene Bereitwilligkeit als ein Zeugniß für die Stärke seiner Liebe geltend, da er nur um ihretwillen eine Art von Geschäften habe übernehmen wollen, die er sonst um nichts in der Welt übernehmen möchte.¹⁾

Während sich so Klopstocks Verbindung mit Rahn immer enger knüpfte, war sein Verhältniß zu Bodmer mit jedem Tage unerquicklicher geworden. Das Hofmeistern, Spötteln von Seiten des Gastfreundes nahm kein Ende. Das Schweigen, das der Gast demselben entgegensetzte, legte er selbst zwar als Schonung aus; aber dem Wirth mußte es als Stolz und Troß erscheinen. Es ging nicht länger unter Einem Dache: das Klügste war, zu scheiden. Freund Rahn lebte im Hause seines Vaters in einem heiteren Familienkreise:

Geschäfts und Begründerin des Reichthums der Familie gewesen ist.

¹⁾ Klopstock an Gleim, 5. Oct. 1751. Bei Klamer Schmidt I., S. 299.

nach einmonatlichem Aufenthalte bei Bodmer zog Klopstock in das Rahn'sche Haus.

Wie Bodmer diesen Auszug seines Gastes aufgenommen, sehen wir aus einem Briefe desselben an seinen vieljährigen Freund, den Dr. Lorenz Zellweger in Trogen, der, wenige Tage nach dem Vorgang, am fünften September, geschrieben, für die Kenntniß beider Männer und ihres Verhältnisses zu wichtig ist, als daß er seinen Hauptstellen nach hier fehlen dürfte.¹⁾ Nachdem er vorausgeschickt, daß Klopstock nicht mehr in seinem Hause, aber doch noch in Zürich sei, wo ihn seine Geschäftsverbindung mit Rahn noch über den Winter festhalten dürfte, geht Bodmer auf den Auszug nach Winterthur zurück, und erzählt, wie nach ihrer Zurückkunft von da Klopstock den dänischen Ruf erhalten und erst spät beantwortet habe. „Inzwischen lebte er hier ganz dissipiert. Die jungen Herrn von seinem Alter, die mit ihm auf dem See gewesen, verschafften ihm täglich Gesellschaften. Er aß hier oder dort zu Mittag, öfters zu Nacht, blieb die ganze Nacht durch daselbst und kam erst am folgenden Morgen nach Haus; ging spät zu Bette und stand noch später auf.

¹⁾ Der Brief findet sich auszugsweise bei Morikser, S. 90 bis 98; zum Theil mit andern Lesarten und einigen Stellen weiter im Weimar'schen Jahrbuch f. d. Spr. Lit. u. Kunst, herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und D. Schade, III, S. 186 ff.

Er trinkt sehr stark und mag den Wein wohl vertragen, wiewohl mit vielen Beschwerden seines Magens. Am vergnügtesten war er, wenn er bei Mädchen gewesen war. Er sagt, er hätte ein großes Vergnügen, die Charaktere der Mädchen auszuforschen. Auf der Seefahrt hatte er ein Mädchen kennen gelernt, deren Unschuld und natürlichen Witz er ungemein bewunderte. Es schien, daß er in rechtem Ernst verliebt wäre. Er gab es nur für Galanterie, die mit seiner Liebe zu Langensalz sich sehr gut verträge. Er hat an diesem Ort eine Geliebte, die ihn, wie er sagt und schreibt, vor Liebe schwermüthig mache und undankbar gegen seine Liebe sei; und doch begegnet sie ihm, das Eheversprechen ausgenommen, ganz freundschaftlich. Sie schreibt verständig und geistreich

„Er hat sich ordentlich bei ernsthaften Männern, zu denen ich ihn nöthigen mußte, ennuyirt. Keine Neugierigkeit über die Staats- und Civilverfassung von Zürich oder von andern Cantons. Keine Neugierigkeit, die Alpen von Weitem oder in der Nähe zu betrachten. Wenn Sulzer den tubum“ (von der hochgelegenen Bodmer'schen Wohnung aus) „nach den Schweizerbergen richtete, so war der seine nach den Fenstern der Stadt gerichtet; Kein Verlangen, meine Bücher u. s. w. zu sehen, vielweniger zu lesen. Ein halbes Duzend galopins hatten keine Mühe, ihn von mir zu führen. Er schien in meinem Hause und in

meiner Gesellschaft düster und verdrießlich. Bei den jüngeren Herrn war er ganz badin. Herr Breitinger ist oft zu ihm gekommen; aber bisher hat er ihm nicht einen Besuch gemacht. Von égards, von considération, weiß er sehr wenig, und er hat mich nicht selten an seinem Rücken stehen lassen, wenn er Jünglingen seine ganze Aufmerksamkeit gegeben hat. Wenn ich über Tische oder beim Nachteffen allein bei ihm war, so mußte ich ihn fragen, wenn er reden sollte, und seine Reden waren ganz launisch. Erst ward er gesprächiger, wenn er von einem Mädchenbesuch heim kam, oder fröhlich getrunken hatte. Er versteht weder Englisch noch Italienisch. Seine Belesenheit ist schwach, und er fürchtete sich schier vor der Gelehrsamkeit als vor der Pedanterei selbst . . . Er ist höflich genug in den äußeren Manieren; doch nach der Höflichkeit der Leipziger Studenten . . .“

Indeß, so Vieles Bedmern von seinem Standpunkte aus an Klopstocks Aufführung mißfiel, über so Manches er auch mit Recht sich beklagen mochte: an seinem poetischen Berufe war er darum nicht irre geworden, sondern voll und unverkümmert bricht immer wieder durch den Tadel des Menschen die Anerkennung des Dichters durch. „Mosen und die Propheten versteht er vollkommen. In denselben hat er seine Poesie formirt. Seine Imagination ist in der höchsten Stärke. Er hat sein sujet völlig in seiner Gewalt. Er hat den Plan bis

auf die kleinsten Theile ausgedacht. Er weiß von der kleinsten Dichtung, von der geringsten Ausbildung die richtigste Antwort zu geben. Alles ist in der besten Proportion angeordnet, das Bessere ist allemal dem Guten vorgezogen. Seine Erfindungen sind einnehmend, wunderbar. Das Weltgericht ist sehr geschickt damit verbunden, und soll vier Gefänge einnehmen. Die Auferstehung der Heiligen bei der Kreuzigung gibt ihm einen ungemainen Stoff zu zärtlichen, gottseligen und erhabenen Gefängen. Das Gedicht soll zwanzig Gefänge bekommen. Er arbeitet sehr langsam. In den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gefänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet. Er gibt seiner Längensalzischen Liebe Schuld. Die wahre Schuld werden wohl seine Zerstreuungen sein. Ich nenne Zerstreuungen sein attachement an alle Kleinigkeiten mit Mädchen und rauschenden Gesellschaften. Er behauptet, daß er in rauschenden Gesellschaften am wenigsten distrahirte sei, und davon am besten disponirt werde, an seinem Gedichte zu arbeiten. Er arbeite nur in den poetischen Stunden, diesen könne er nicht rufen; doch kommen sie am liebsten nach dem Nachteffen, wenn er den Abend in einer starken Gesellschaft gewesen. In den Morgenstunden kann er nicht wohl arbeiten. Er ist bei mir oft und insgemein bis 11 Uhr Nachts aufgeblieben, er hat geraucht* (was Bodmern zuwider war)

„geschwiegen, an Einen Ort hingesehen: aber wenn er in solchen Stunden an dem Messias gearbeitet hat, so habe ich doch wenig von seinen Productionen gesehen. Fünfzig oder sechzig Verse sind alles, was er bisher am Messias gearbeitet hat. Aber dieses Wenige ist vortreflich, heilig und himmlisch.

„Er ist gleichsam zwei Personen in Einem Leib: der Messiasdichter und Klopstock. Ich bemerke sonst ein gutes Gemüth bei ihm; wenn er nur strenger und nicht so leichtsinnig wäre. Was ich hier leichtsinnig nenne, mag nur Zerstreuung der Gedanken sein, und eine gewisse Facilität, die er selbst Menschlichkeit nennt, die ihm nicht erlaubt, eine Einladung, ein Mittag- oder Nachteffen auszuschlagen¹⁾. Er unterscheidet nicht zwischen den zwar unschuldigen, aber kleinen Freuden; vielweniger zwischen den würdigen und würdigeren Freuden. Er denkt nicht nach, was für ein gutes großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiasde ziemlich im Widerspiel: er ist nicht heilig . . . Gott gebe, daß die Leute nicht glauben, alle die himmlischen Gedanken, die in der Messiasde sind, seien nur in seiner

¹⁾ Vgl. Klopstocks Aeußerung gegen Gleim vom 8. Oct. 1750, bei Klamer Schmidt, I, S. 175: „Uebrigens wissen Sie, daß es die Höflichkeit erfordert, darüber nicht böse zu werden, wenn es ganz gute Leute gibt, die sich um die Wette bestreben, uns Vergnügen zu machen.“

Phantasie entstanden, und der Verstand oder das Herz haben wenig Antheil daran. Wie lange wird die Meßfiade noch verzögern? Ich habe wenig Hoffnung, daß ich ihr Ende erleben werde

„Man hat Sulzer und nicht als Leute bei ihm an- gegeben, die ihn hofmeistern wollten, für Sauertöpfe, für Alte. Ich soll neidisch darauf gewesen sein, daß Klopstock lieber bei den Jünglingen als bei mir ge- wesen sei . . . Ihr seht, daß ich die Zeit sehr aus meiner stillen Ruhe gesezet worden. Klopstock . . . hat nichts weniger als Wort gehalten, da er mir den 28. November 49 schrieb: Meine körperliche Gegen- wart muß in Ihrem Hause beinahe unmerklich sein; sie muß da auch nicht die geringste Veränderung hervor- bringen.

„Inzwischen bin ich mit Herrn Klopstock im Frie- den geschieden. Ich glaube, er hat für mich Hoch- achtung und Ehrerbietung; aber noch mehr für sich selbst. (Klopstock“, heißt es an einer andern Stelle des Briefes, „hält alle Ehre, die man ihm anthut, für Schuldigkeit. Er erröthet über das höchste Lob nicht.) Im Uebrigen ist er vom Schöpfer wie geschaf- fen, die Meßfiade zu schreiben. Das ist seine Bestim- mung, und er ist dem Werke gänzlich gewachsen. Er ist gewiß ein wunderbares Phänomen von einem Men- schen: so groß in seinem Gedichte, so klein in seinem Leben! Ich zweifle nicht, daß er des merkantili-

ſchen Lebens, vielleicht auch des loſen Lebens, bald werde überdrüſſig werden: dann wird er ſich wieder zu mir wenden. Es iſt ſchon eine ſtarke Salouſie unter ſeinen jungen Freunden, denen allen er Rahn ſo diſtinguirt vorzieht. Es hat dieſen Herrchen überaus gefallen, daß ein ſo großer Dichter, unſer Homer, äße, tränke, lachte, ſcherzte, küßte, Mäulchen raubte, Handſchuhe eroberte, Schuhe ſchlüpfete, ſpränge, ließe, wie ſie dieß Alles thun. Sie ſahen ſich in allen dieſen Stücken mit dem Poeten in Vergleichung.“

Endlich meldet Bodmer dem Freunde, daß er nun anſtatt ſeiner Ode auf Klopſtock den Heiligen eine andere gedichtet habe, die ſo ſchließe:

„Gläſer mit ſchäumendem Bacchus, ihr habt von meinem Ge-
ſichte

Sich in die duſtende Bruſtwehr genommen.

Machet mir Platz, damit ich das Haupt des Heiligen ſehe,

Welches olympiſche Strahlen umkränzen!

Rauſchet nicht, Küſſe, damit ich die göttlichen Vieder vernehme,

Die von des Heilands Erlöſungen klingen!“

Es iſt merkwürdig, zu ſehen, wie in dieſem Briefe Bodmer ſich abkämpft, den Widerſpruch, den er in Klopſtocks Weſen wahrzunehmen glaubte, ſich begreiflich zu machen: er wendet ſich von dem Dichter zum Menſchen, von dieſem wieder zum Dichter u. ſ. f., ſo daß der Brief ſich fortwährend im Kreiſe dreht. Verſchiedenheit des Alters, des Temperaments und der Lebensgewohnungen, verlegliche Eitelkeit auf der einen,

stolzes Selbstgefühl auf der andern Seite, diese und andere Ursachen wirkten zusammen, um das Verhältniß beider Männer zu verwirren: im Grunde werden wir aber doch sagen müssen, Bodmer hätte an Klopstock nicht so weit irre werden können, wenn er selbst ein Dichter gewesen wäre. Er war aber nur ein Gelehrter, und an diesem Maßstabe maß er nun auch seinen Gast. Seine Bibliothek, meinte er, die Unterhaltung mit ihm und seinen gelehrten Freunden, sollte diesen vor allem Andern anziehen, die Fortsetzung seines Gedichtes ihm vor allen Dingen angelegen, und dazu die stillste Zurückgezogenheit willkommen sein. Aber der Dichter zieht seine Nahrung aus dem Leben, ihm ist der Mensch wichtiger als der Gelehrte, und er gewinnt für seine Dichtung nicht selten gerade in einer Zeit am meisten, während deren er keinen Vers zu Stande bringt. Ungerechnet noch, daß Klopstock von einem durch unglückliche Liebe verdüsterten Hauslehrerleben sich erholen wollte; ungerechnet die Lockung, die für ein junges Talent, das auch nach einer ersten That daheim noch in verkorgener Enge gelebt hat, in den Huldigungen liegt, die ihm beim ersten Ausflug in die Fremde entgegenkommen.

Wenn irgend eine von den Ausstellungen, die Bodmer an Klopstock macht, gegründet war, so war es die, daß dieser alle Ehre, die man ihm anthue, für Schuldigkeit halte. Dieser Zug geht von da an durch

Klopstock's ganzes Leben. Sprach er Jemand um eine Gefälligkeit an, so sollte dieser es sich zur Ehre schätzen; das höchste Lob, das ihm gesendet werden mochte, zog er als einen ihm gebührenden Tribut ein. Das sieht wie grelle Selbstsucht, wie maßlose Eitelkeit aus, und lebenswürdig ist es gewiß nicht: gleichwohl lag dabei ein nicht unberechtigter Stolz zu Grunde. Nicht für sich als diesen Menschen, für sich als den Dichter des Messias, für die in ihm verkörperte heilige Dichtkunst, machte er auf Achtung und Huldigung Anspruch. Daß zwischen der Dichtkunst an sich und seinem Dichten, zwischen der Idee und ihrer Verwirklichung in ihm, noch ein Unterschied sei, dieses Bewußtsein, das ihn bescheidener hätte machen müssen, trat bis zum Verschwinden zurück, weil er sich unter seinen deutschen Zeitgenossen als den einzigen sah, in dem eine höhere Idee von Poesie lebte. Im Jahre 1750 konnte Klopstock mit einer gewissen Berechtigung sprechen: die deutsche Dichtung, das bin Ich. Er dachte und handelte aber so auch noch in Jahren, wo er kein Recht mehr hatte, so zu sprechen.

Dieses nun aber, was wir verneinen, daß höhere Poesie und Klopstock der Poet sich deckende Größen seien, gerade dieses räumte Bodmer ein, und stellte dafür in Abrede, daß Klopstock der Mensch und Klopstock der Poet sich decken. Auf Seiten des Letzteren ging er dabei von der Messiade aus und fand die in dieser

herrschende Stimmung mit dem täglichen Thun und Treiben Klopstock's im Widerspruch. Der Heiligkeit des Gedichts gegenüber erschien ihm das Leben des Dichters als unheilig. Er meinte, der Mensch, in welchem die Gedanken und Empfindungen der Messiasde wirklich lebendig, Sache des Herzens, der Gesinnung, und nicht bloß Spiel der Phantasie wären, der könnte unmöglich im Leben in diesen Zerstreuungen, diesen Tändeleien, diesem Haschen nach Genuß sich befriedigen. Und hierin können wir dem wackern Patriarchen nicht Unrecht geben. Wer wirklich im Elemente dieser feierlichen Frömmigkeit, dieser beständigen Todes- und Auferstehungsgedanken, dieses weinerlichen Empfindens lebte, wessen beharrliche Grundstimmung es wäre, der könnte sich nimmer aufgelegt finden zu heiterem, frischem, muthwilligem Lebensgenuß. Daß Klopstock für diesen noch Sinn hatte, beweist, daß jenes nicht seine natürliche, sondern eine Stimmung war, in die er sich, im Einklang mit einer aufkommenden Zeitrichtung, poetisch hineinsteigerte. Fand daher Bodmer sein Leben seines Gedichtes nicht werth, so sagen wir: sein Leben war besser, gesünder, als sein Gedicht. Aber er war selbst schuld, wenn man jenes an diesem maß und darum tadelte. Auch jene Dichtungen tadelte, welche, wie manche seiner Oden, seinem Leben ähnlicher sahen, als seinem Messias. Immerhin konnte er sich darauf berufen, daß man, um ihn als Dichter zu fassen und diesen

mit dem Menschen in ihm zu vergleichen, den ganzen Dichter zusammennehmen müsse.

Daß das Interesse für eingehende Erforschung der Natur und der menschlichen Verhältnisse in Klopstock, bei seiner einseitig idealistischen Geistesart, nicht so stark und lebendig war, wie beispielsweise in Goethe, der sich hier von selbst zur Vergleichen bietet, wissen wir auch sonst; doch möchte Bodmers Vorwurf, daß er für Beides gar keine Neugier bezeugt habe, ihm zu viel thun. Wenigstens versichert Cramer, daß Klopstock später, wenn er von seinem Aufenthalt in der Schweiz erzählte, gern und mit Interesse auch von den Verfassungen des Landes gesprochen habe¹⁾. Vielleicht hatte er nur nicht die Bewunderung für dieselben, welche der Züricher Rathsherr erwartete. „Beneiden Sie“, schrieb er in jenen Tagen an Gleim, „die hiesigen Herrn Republikaner nicht; es sind fast durchgehends Leute, die sich schrecklich tief bücken: denn fast alle, die ein bißchen von Familie sind, wollen in's Regiment“²⁾. Das war gar kein übler Blick in's wirkliche Leben, und trifft ganz mit Goethe's späterer Beobachtung³⁾ überein. In die Alpen war nach Cramer wirklich eine

1) (C. Fr. Cramer) Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa, Fortsetzung, Hamburg, 1778, S. 469.

2) Klopstock an Gleim, 8. Oct. 1750, bei Klammer Schmidt, I, S. 176.

3) In den Briefen aus der Schweiz, WB. XIV, S. 157. f.

Reise beabsichtigt, die aber erst durch allerlei Zufälle verzögert, dann durch ungewöhnlich frühen Schneefall vereitelt wurde¹⁾. Doch kam Klopstock einmal mit Rahn, der da Geschäfte hatte, wenigstens nach Luzern, und vielleicht war es auf derselben Reise, wo sie in Zug von dem Ammann so gastfreundlich aufgenommen wurden²⁾. Ein besonderes Vergnügen wurde dem Dichter in einem zwischen Zürich und Baden gelegenen Nonnenkloster (Fahr?) zu Theil. Der Probst hatte ihn eingeladen und die Bitte hinzugefügt, daß er neue Stücke vom Messias mitbringen möchte. Wie er kam, ließ ihm der Probst zuerst durch 16 Nonnen eine Musik aufführen, die ihn noch viele Jahre später in der Erinnerung entzückte. Nun sollte er aber lesen, und nicht allein der Probst, sondern auch die Nonnen, wollten Zuhörerinnen sein. Sie standen dicht um ihn herum; er las fast den ganzen fünften Gesang. In vielen Augen standen Thränen; so, von ihm vorgelesen, verstanden sie Alles, sagten sie, während sie vorher, beim eigenen Lesen, Manches nicht verstanden hätten. Ueber der Musik und dem Lesen war die Abendbetstunde versäumt worden; das habe sich in seinem Kloster noch

¹⁾ Er und über ihn, II, S. 362.

²⁾ Mörischer, S. 108; Cramer, Er ic. II, 363; Tellow, S. 469.

*Vergl. Lappenberg
Brief an Schlegel.*

niemals zugetragen, versicherte der Probst beim Abschiednehmen.¹⁾

Nach seinem Austritt aus dem Bodmer'schen Hause gab sich Klopstock, außer der freien Geselligkeit, auch seiner Lust an Leibesübungen hin. Auf der Limmat übte er sich im Rudern; auf dem Münsterplatze ritt er spazieren und machte allerhand Reiterkunststücke. Als zwei Jahre später der junge Wieland nach Zürich kam, wurden ihm in der Stadt und am See noch Geschichten von Klopstocks Körpergewandtheit wie halbe Wunderlegenden erzählt. Daß Bodmer von dergleichen nicht eben erbaut war, läßt sich denken; noch weniger, wenn er hören mußte, daß der Sänger des Messias mit den Studenten burschenmäßig schwärme, sie Trinklieder lehre, ja daß er einmal bei einem solchen Gelage sich zu Taschenspielerstückchen, wie Glasessen und Kohlenverschlingen, herabgelassen habe. Es macht ihm Ehre, daß er auch so noch über Klopstock schreiben konnte: „Er ist mir alle Zeit lieb, wegen seiner großen Talente, die mich glauben machen, daß seine Seele auch dem lieb sei, der ihm diese großen Talente gegeben hat.“²⁾

¹⁾ Klopstock an Denis, Kopenhagen 6. Jan. 1767. In Denis literarischem Nachlaß, herausgegeben von Reper, Wien 1802 II, S. 113.

²⁾ Bei Mörikofer, S. 107 f. Vgl. Böttiger in Fr. Schlegels Deutschem Museum, IV, S. 20. f.

Längere Zeit lebte Bodmer der Hoffnung, die er auch in dem oben eingerückten Brief an Zellweger aussprach, Klopstock werde, des losen Treibens satt, sich wieder zu ihm wenden. Aber wie wenig Aussicht dazu war, geht aus der Aeußerung hervor, die Klopstock im October gegen Gleim that, er habe sich in Bezug auf Bodmer „ein System von Grobmuth gemacht, von dem er, wenn er nicht auf's Aeußerste getrieben werde, nicht abgehen wolle.“¹⁾

Und nun trieb ihn Bodmer auf's Aeußerste. Entzündet über einen, wie es ihm schien, so schwarzen Undank, durch den er sich überdies, nach den Lobsprüchen, die er öffentlich auf Klopstock gehäuft, vor dem Publikum bloßgestellt meinte, forderte er, durch Breitinger in seinem Vorhaben bestärkt, von dem Abtrünnigen die 300 Thaler zurück, mit denen er ihn zu der Reise nach Zürich ausgestattet hatte. Bodmer betrachtete diese Summe jetzt als Darlehn, während Klopstock sie als Geschenk betrachtete. Noch in Quedlinburg, gleich wie er das Geld erhielt, hatte er an Ebert gemeldet, Bodmer habe ihn gebeten, es als Geschenk von ihm anzunehmen.²⁾ So wie die Verhältnisse lagen, verstand sich dieß auch eigentlich von selbst. Bodmer war es,

¹⁾ Bei Klammer Schmidt, I, S. 176 f.

²⁾ Klopstock an Ebert, 17. Juli (das Datum kann nicht richtig sein, da Klopstock am 13. schon abreiste) 1750. Westermann's illustrierte Monatshefte a. a. D. S. 208.

der die Reise wünschte; Klopstock hatte keine Mittel dazu: folglich mußte Bodmer sie hergeben, wenn er Klopstocks Besuch haben wollte. Jetzt mochte er etwa sagen, er habe das Geld unter einer Voraussetzung geschickt, die von Klopstocks Seite nicht erfüllt worden; aber er durfte so nicht sagen. Klopstock hatte Recht, wenn er auf diese Schuldforderung stolz antwortete, und nachher an Gleim schrieb, Bodmer verstehe nicht einmal ein edelmüthiger Feind zu sein.¹⁾

Nach diesem offenen Bruche mußten auch die beiderseitigen Freunde Partei nehmen. Hirzel und Werdmüller (Sulzer war vorher nach Deutschland zurückgekehrt) traten auf Bodmers Seite; während Schultze, Rahn ohnehin, es mit Klopstock hielten. Wie an Gleim, so schrieb dieser jetzt auch an den Hofprediger Sack in Berlin: das also sei der Erfolg seiner weiten Reise, daß er in Bodmer sich getäuscht gesehen, einen Feind statt eines Freundes in ihm gefunden habe²⁾. Sack war durch die Nachricht von diesem Zerwürfniß schmerzlich betroffen, und bot Alles auf, es auszugleichen. „Wie?“ schrieb er an Klopstock zurück, „Bodmer und Klopstock lieben sich nicht mehr? Die beiden Dichter, die von der Freundschaft so erhaben, so schön denken, und derselben

¹⁾ Klopstock an Gleim, 13. Jan. 1751, bei Klamer Schmidt, I., S. 200.

²⁾ Sulzer an Gleim, 25. Febr. 1751, Briefe der Schweizer II. S. 153 f.

göttliche Reizung und Rechte aus Einem Herzen und Einer Seele besingen . . ? Dieß ist mir eine so unerwartete Seltenheit, daß ich fast an eine gewisse poetische Erbsünde glauben sollte, wenn ich nicht zugleich als ganz gewiß glaubte, Bodmer und Klopstock sind schon wieder ausgesöhnt und lieben sich stärker als jemals. Nie werden die Verfasser des Messias und des Noah dem besten und frömmsten Theil des menschlichen Geschlechts den betrübenden Anstoß, und dem böshafteften Unglauben die Freude geben, zu sehen, daß man zwar von der Religion und Tugend sehr hoch und einnehmend, ja bemeisternd schön denken, und doch sich entzweien könne. Mein Herz blutet, wenn der quälende Gedanke mir einfällt: Nun wird der Messias und der Noah nicht mehr erbauen. Nein! Klopstock muß das Herz seines Bodmer wieder gewinnen, und nie wieder verlieren. Er muß hingehen, und wäre er auch der Beleidigte, und Thränen der zärtlichsten Wehmuth weinen, die ich so oft weinte, wenn ich den Messias las. Klopstock muß dieß thun; er muß aus Zürich als Bodmers Freund reisen, oder mein Herz wird kalt bleiben, und mein Auge wird nicht mehr weinen, wenn ich gleich die stärksten Stellen aus Messias lese. . . . Bodmer muß Klopstocken wieder lieben, oder die ganze Welt müsse glauben, Klopstock hat Unrecht und Bodmer hat Recht. Mein werther Freund, so denkt mein Herz, und Ihr Herz wird diese Sprache der wahren Freundschaft fühlen

und sich wieder in Bodmers Arme werfen, und dadurch mich wieder beruhigen.“¹⁾

Der Zuspruch des würdigen Mannes verfehlte keines Eindrucks bei Klopstock nicht. Er suchte Breitingers Vermittlung, trug jedoch von diesem bei der Gelegenheit eine derbe Strafpredigt davon. Bodmer aber ließ ihm bedeutsam sagen, es werde ihm sehr lieb sein, wenn der stille, gottselige Messiasdichter ihn besuchen wolle“. Er empfing ihn äußerst förmlich, Klopstock gab sich unbefangen und aufgeräumt; offene Herzlichkeit konnte dabei nicht aufkommen, doch konnte Bodmer ebensowenig die Lektion anbringen, zu welcher auch er sich gerüstet hatte.

Unachtet man in Kopenhagen ihn schon im Herbst erwartete, hatte Klopstock doch, der Rahn'schen Projecte wegen, den Winter noch in Zürich bleiben wollen; jetzt aber liefen von dort Mahnungen ein, und so entschloß er sich, noch während des Winters Zürich zu verlassen. Die Freunde hatten ihn halten, ihn durch eine Heirath, die ihn unabhängig gestellt hätte, an Zürich fesseln wollen: aber er war aus Fanny's Banden noch nicht los, und den dänischen Ruf hatte er einmal angenommen. Vom Messias hatte er, trotz aller Zerstreuungen, doch den vierten und fünften Gesang, von denen freilich der größere Theil schon in Langensalza ausgear-

¹⁾ Bei Moriköfer S. 109 ff.

beitet war, fertig gemacht und bereits im Januar an seine Eltern gesandt¹⁾; auch am Weltgericht, das hernach in den 18. und 19. Gesang eingefügt wurde, gedichtet. Auf den Wunsch seiner Freunde ließ er sich noch von dem Maler Joh. Caspar Füssli malen, mit einem Buch in der Hand, in welchem ein Sinnspruch, unterzeichnet: Fanny, steht. Bei Bodmer machte er einen Abschiedsbesuch, über welchen dieser seinem Freunde Heß mit Befriedigung berichtete. Er blieb etwa dreiviertel Stunden, und war, wie Bodmer ihm bezeugt, sehr gut und liebevoll. Bodmer begleitete den Scheidenden Hand in Hand „bis zum Gatter an der Landstraße“, und blieb stehen, bis er ihn nicht mehr sehen konnte. Klopstock blickte oft zurück, und rief aus der Ferne noch ein Lebewohl. Auch hatte er zu schreiben versprochen. In gehobener Stimmung kehrte Bodmer in seine Wohnung zurück.

Mitte Februar 1751 schied Klopstock aus Zürich, das er nicht wieder sah. Aber die Wirkungen seines dortigen Aufenthalts dauerten auf beiden Seiten fort. Er selbst bekannte gegen Bodmer, erst in Zürich sei er in die Welt gekommen, nachdem er vorher nur auf Schulen gewesen sei. Lebenslänglich blieb ihm sein Aufenthalt in der Schweiz eine liebe Erinnerung, und gern und mit Wärme erzählte er in spätern Jahren

¹⁾ Klopstock an Gleim, 13. Jan. 1751, bei Kramer Schmidt a. a. O.

von den schönen Tagen, die er in Zürich verlebt. Sein Versprechen, an Bodmer bisweilen zu schreiben, hielt Klopstock; freilich mehr nur des äußern Anstands wegen, und um nicht seine Ausöhnung mit ihm, die er sich hoch anrechnete, als Verstellung erscheinen zu lassen. Daher sah auch der erste Brief, den er nach seinem Weggang an Bodmer schrieb, nach dessen Aeußerung, obwohl er übrigens mit demselben nicht unzufrieden war, fast wie eine Zeitung aus. Auch an Schultzeß schrieb er noch später Briefe, worin er ihn seiner fortdauernden Anhänglichkeit an die Schweiz, seiner Achtung namentlich für Bodmer, Breitinger und Heß, versicherte. Rahn aber folgte ihm bald nach, um später in noch genauere Verbindung mit ihm zu treten. Aber auch für Zürich blieb Klopstocks Aufenthalt daselbst nicht ohne Wirkung. Er belebte das Interesse der Gebildeten für deutsche Literatur, und gab den angehenden Schriftstellern eine ernstere Richtung, einen kühnern Schwung. „Sie sind unser Gesandter an die Schweizer“, schrieb Gleim an ihn bei seiner Abreise nach Zürich; diese Botschaft Deutschlands an die Schweiz hatte Klopstock nun ausgerichtet.¹⁾

Bodmer seinerseits konnte das Fehlschlagen der Hoffnungen, die er auf seine Verbindung mit Klopstock

¹⁾ S. Mörikefer, S. 114 f.; Klopstock an Gleim, 24. Mai 1751; Gleim an Klopstock, Juli 1750, bei Klammer Schmidt, I., S. 256 f. 43.

geleßt hatte, nicht verschmerzen, und er sowohl als seine Freunde sahen sich nach einem Erfasse um. Im folgenden Sommer schrieb ihm Sulzer aus Berlin, wahrscheinlich werde im nächsten Jahre Kleist unter dem Titel einer Werbung eine Reise nach der Schweiz machen, und mit diesem würde es ihm nicht gehen wie mit Klopstock¹⁾. Kleist kam zwar und befreundete sich mit dem Bodmer'schen Kreise; aber es war nur ein vorübergehender Besuch. Dagegen erhielt etwa ein halbes Jahr nach Klopstocks Abgang von Zürich Bodmer ein Schreiben mit einem ungedruckten Gedicht von einem Tübinger Studenten, Namens Wieland. Die Briefe des jungen Mannes sagten ihm zu, und als derselbe im folgenden Jahre seine Studien beendet hatte, rief ihn Bodmer, wie zwei Jahre vorher Klopstock, zu sich nach Zürich. Da hatte er nun einen angehenden Dichter, der, beinahe zehn Jahre jünger und von Natur schmiegsamer als Klopstock, in ihm einen Homer und Sokrates zugleich verehrte, der nicht rauchte, Wasser trank und große Gesellschaften scheute wie er, der bei ihm daheim blieb und an demselben Pulte mit ihm seine Abhandlung von den Schönheiten des Noach und seinen geprüften Abraham schrieb. Wie glücklich war Bodmer, was er so lange vergeblich gesucht, endlich doch gefunden zu haben! „Jede Stunde“, schrieb

¹⁾ Briefe der Schweizer II., S. 158.

er gegen Ende des Jahres, „die ich mit diesem lieben Freunde zubringe, ist mehr werth, als ein Monat mit ***“ (Klopstock). „Die Vorsehung meinte es über meinen Wunsch und mein Erwarten gut mit mir, als sie meinem Alter diesen Jüngling zuschickte“¹⁾. Seine Freunde wünschten ihm Glück. „Ich freue mich herzlich mit Ihnen“, schrieb ihm Sulzer, „daß sie den verlorenen Klopstock in der Person des würdigen Wieland wiedergefunden. Genießen Sie nun mit vollen Zügen die Lust, deren Erwartung Sie vor zwei Jahren getäuscht hat, und vergessen Sie in Gesellschaft dieses werthen Jünglings Klopstock, Ramler, Gleim, so wie Sie schon lange Gottschedens und Schwabens vergaßen. Denn so viel diese Letztern an Geist und Verstand hinter Ihnen zurück sind, so weit entfernen sich die Erstern in der moralischen und philosophischen Art zu denken.“²⁾

Beinahe zwei Jahre dauerte dieses Glück, und als Wieland hierauf, um sich selbstständiger zu machen, eine Hauslehrerstelle in Zürich übernahm, war sein Scheiden aus Bodmers Hause das freundlichste. Doch schon nach einem halben Jahre klagte Bodmer über Vernachlässigung von Seiten Wielands, glaubte eine Veränderung an ihm zu bemerken, und warf ihm Zeitverschwendung

1) Wieland's Leben von Gruber, I., S. 169.

2) Sulzer an Bodmer, 11. Nov. 1752, Briefe der Schweizer 10. S. 189.

vor. Wieland antwortete nicht schroff wie Klopstock, doch nicht ohne Empfindlichkeit und Selbstgefühl. So ging es weiter, und nach etlichen Jahren schrieb Wieland an Zimmermann: „Von Bodmer wollen wir nicht weiter sprechen. Er hat Verdienste, hat Tugenden, und ist mein Wohlthäter gewesen. Diese Betrachtungen müssen in Ansehung seiner Alles überwiegen. Vergeben wir dem guten Greise, daß er der Natur zum Trotz ein Dichter sein will, und lassen wir seinen Absichten, seinem Charakter, seinem wirklichen Verdienst Gerechtigkeit widerfahren. Ich befinde mich hinsichtlich seiner in einer sehr delicaten Lage. . . . Er ist ein gar sonderbarer Mensch! Ich werde mich nach und nach so zeigen wie ich bin, . . . ich werde aber Rücksichten gegen Bodmer beweisen. . . Dies ist ungefähr mein System hierüber“¹⁾. So war Bodmers Verhältniß zu Wieland, wenn auch langsamer und gelinder, doch zuletzt an demselben Punkt angekommen, wie früher das zu Klopstock; und als nun vollends mit Wieland jene große Umwandlung vorging, in deren Folge ihn Bodmer einen gefallenen Engel nannte, so zeigte sich der letzte Betrug ärger als der erste.

Doch auch für Klopstock blieb die Nemesis nicht aus. Sechszehn Jahre nachdem er sich Bodmers Hofmeistereien nicht ohne Schroffheit entzogen hatte, ließ er

¹⁾ Wieland an Zimmermann, 26. Apr. 1759, in Wieland's Leben von Gruber, I., S. 257 f.

sich beugehen, an einem unterdessen neben ihm emporgewachsenen größeren Dichter den Hofmeister machen zu wollen, und erfuhr von diesem eine Zurückweisung, die nur er selbst nicht als Niederlage erkennen mochte.¹⁾

¹⁾ E. Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776, Leipzig 1833; auch in Schmidlin's Supplementen, I., No. 186. 188. 189.

9. Klopstock auf der Reise nach Kopenhagen.

Noch in Zürich hatte Klopstock eine Huldigungsode an den König gedichtet, der ihm die Muße zur Vollendung des Messias schenkte¹⁾. Der Dichter nahm das Versmaß der horazischen Ode an Augustus: *Divis orte bonis*, Carm. IV., 5; griff zum Behuf des Eingangs auf seine Ode: Der Lehrling der Griechen, mithin auf Horat. Carm. IV., 3, zurück, und führte übrigens den Gegensatz eines frommen, volkbeglückenden Königs mit dem Eroberer durch. Aber auch seinen beiden Gönnern am dänischen Hofe, dem Minister Baron Bernstorff und dem Oberhofmarschall Grafen Moltke, wollte er eine Huldigung entgegenbringen, und so dichtete er auf der Reise, zwischen Schaffhausen und der schwäbischen Grenze, jene Ode an Bernstorff und Moltke, deren Gegenstand aber ebenfalls ihr König ist.²⁾

¹⁾ Friedrich V., WW. IV., S. 64 f. Vgl. Cramer, Er und über ihn, II., S. 390 ff.

²⁾ Friedrich V. An Bernstorff u. Moltke, WW. IV., S. 66 f.

War schon bei dem Eroberer der Königsode vielleicht im Stillen an Friedrich II. von Preußen gedacht, so wird dieser hier namentlich und ausdrücklich, doch diesmal nicht in jener, sondern in religiöser Hinsicht, mit Friedrich V. von Dänemark in Gegensatz gestellt. Der Dichter darf diesen offen loben, da er jenen ebenso offen tadelt. Zwar thut er auch dies in einer für den Getadelten ehrenvollen Weise, durch die Wendung, daß für den Sieger bei Sor (30. Sept. 1745) der abtrünnige Julian als Vorbild zu gering, und Friedrich vielmehr werth sei, ein Christ zu sein. Aber daß er es in der That werde, wagt der Dichter nicht zu hoffen, nach einem Vorgang, der von seiner Verhärtung gegen den Glauben ein erschreckendes Zeugniß ablegt. Klopstock spielt hiebei auf eine Anekdote an, die damals in aller Munde war. Einer der liebsten Gesellschafter Friedrichs in seinen ersten Regierungsjahren war der ehemalige Geistliche Jordan, der aber damals ganz die Voltaire'schen Gefinnungen seines Gebieters theilte. Als er im Jahr 1745 tödtlich erkrankte, wandte er sich zum Glauben zurück und beschwor seinen königlichen Freund, ein Gleiches zu thun. So gerührt nun dieser am Sterbette des Freundes stand, so entlockte ihm doch jene Mahnung nur ein spöttisches: *il radote déjà*. Wer richtiger urtheilte, der Dichter, der in einer solchen Bekehrung auf dem Todtbette einen Beweis für die Wahrheit des Christenthums, oder der König, der nur einen

Beweis für die Schwäche des Befehten darin sah, haben wir hier nicht auszumachen: gewiß ist, daß ein Zug dieser Art zwischen dem Messiasjänger und dem großen König eine schwer auszufüllende Kluft befestigte. Eroberer; Freigeist: es durfte nur noch, was damals noch nicht so feststand, der beharrliche Verächter der deutschen Literatur hinzukommen, so war Friedrich II. bei Klopstock für immer ausgethan.

Obwohl sein Ziel Kopenhagen war, wollte Klopstock doch vorher noch in Deutschland seine Eltern und seine Freunde sehen. Nach Cramer wäre er über Leipzig und Halle gereist. Daß er von der geraden Straße, die ihn durch Erfurt geführt haben würde, in östlicher Richtung abbog, wissen wir von ihm selbst. Das ganze Halbjahr über, das er in der Schweiz zubrachte, hatte er aus Langensalza keine Briefe bekommen; weder Fanny noch ihr Bruder hatten ihm auf die seinigen geantwortet. Nun war zwar unter den Zerstreuungen seines Züricher Lebens seine Liebe „in versteckte Winkel seines Herzens entflohen“; aber mit seiner Annäherung an die Heimath war sie „in sein ganzes Herz zurückgekommen“¹⁾. In dieser Stimmung und in solcher Ungewißheit nach Langensalza zu gehen, war ihm unmöglich; ja selbst Erfurt wiederzusehen, wo er einige male mit Fanny glücklich gewesen, getraute er sich nicht,

¹⁾ Klopstock an Gleim, Quedlinburg, 16. März 1751. Bei Klammer Schmidt, I, S. 219.

und bestach daher den Postmeister (vermuthlich in Arnstadt), ihn wider die vorgeschriebene Regel in dunkler Mitternacht sechs Meilen weit nach Weimar zu fahren.¹⁾

Am 6. März war er in Quedlinburg. „Guten Morgen, liebster Gleim!“ schrieb er alsbald an diesen; „hier bin ich. Kommen Sie ja bald zu mir, zu Ihrem Klopstock“. Und in bester Laune fügt Klopstock der Vater in einer Nachschrift bei, daß er den werthesten Freund trotz aller Abhaltungen, die möglich sein könnten, auf morgen Mittag unfehlbar erwarte. Allein, ein in dem Gleim'schen Briefwechsel oft beklagtes Hinderniß seines freundschaftlichen Verkehrs: es war Generalkapitel, und da konnte der Domsecretarius nicht abkommen.²⁾

Den alten Klopstock hatte die nun wirklich zu Stande gekommene Berufung seines Sohnes nach Kopenhagen hoch erfreut. „Mein lieber Friedrich“, hatte er auf die Nachricht davon an Gleim geschrieben, „soll hingehen, wohin ihn der Ruf Gottes zieht. Nicht, daß mir seine Entfernung wenig kostete; auch nicht, daß ich sein erstes Glück durch das Vergrößerungsglas unmaßig betrachten wollte; sondern die Worte (des Königs): „in der Absicht, Ihr Wohlgefallen zu bezeigen“, haben mich vorzüglich gerührt. Wer hat solch Wohlgefallen, mit allen

¹⁾ Klopstock an Schmidt, 20. Juli 1751, a. a. O. S. 273.

²⁾ Klopstock an Gleim und Gleim an Klopstock vom 6. u. 7. März 1751, bei Klammer Schmidt, I, S. 214 ff.

aufrichtigen Bemühungen, im Nordwesten“ (Hannover-England) „erwecken können? Das Volk des Gefanges lebt ja nicht von der heitern Luft. Mein Sohn hat noch gar schwere Materien in seinem Werke zurück, und er muß in Zukunft entweder sein Gewissen verleugnen, oder frei, öffentlich, ohne Menschenfurcht mit vollem Nachdrucke und aller Deutlichkeit sagen: wie entsetzlich groß das Verbrechen sei, den absolut nothwendigen Mittler nicht ehren und verstehen zu wollen; wie die Verächter auch mit aller Widerspenstigkeit gar nichts ausrichten können, vielmehr sich mit Beben und Bittern vor ihm in den Staub hinbeugen werden und sollen.“¹⁾

In der Vaterstadt hatte Klopstock außer den Eltern und Geschwistern seinen theuren J. A. Cramer mit dessen junger Frau gefunden, der kurz nach seinem Abgang in die Schweiz von der Grellwiser Dorfspfarre als abtheilicher Hofprediger nach Quedlinburg berufen worden war. Nun war endlich auch ein Brief von Schmidt eingelaufen, und Klopstock hatte bereits im Sinn, in Gleims Gesellschaft, wenn dessen Amtsgeschäfte beendet wären, nach Langensalza zu reisen: als ein Schreiben von Bernstorff, der ihn schon in Hannover glaubte, dringend zum Aufbruch mahnte. Vergebens suchte Gleim, der des Heimgekehrten noch gar

¹⁾ An Gleim, 6. Sept. 1750. Bei Klammer Schmidt, I, S. 123 ff.

nicht hatte froh werden können, ihn zu längerem Bleiben zu vermögen. „Wenn Sie mich lieb haben“, schrieb ihm Klopstock zurück, „so bitten Sie mich nicht mehr, zu bleiben. Zerreißen Sie mein Herz nicht so sehr! Ich kann ihre beinah unüberwindlichen Bitten nicht mehr aushalten. Ich muß reisen“¹⁾. Seine in ihrer ganzen Stärke wiedererwachte Liebe und die nach einem vorübergehenden Hoffnungsstimmer auf's Neue getrübten Aussichten derselben waren es, was ihn so aufregte. „Ich habe vor Kurzem traurige Briefe nach Langensalza fortgeschickt“, schrieb er an Gleim. Doch versprach er ihm, auf der Durchreise noch einen Tag, von Morgens 9 bis Nachts 12 Uhr, bei ihm zu verleben.

Beim Abschied von den Seinigen ereignete sich etwas, das Klopstocks Gemüth auf's Tiefste ergriff. Die ihm wie wir wissen von Kindheit auf besonders werthe Großmutter, die er noch vor dreiviertel Jahren bei seiner Abreise nach der Schweiz frisch und munter verlassen, hatte er bei seiner Wiederkehr von da traurig verändert gefunden. Sie war mit einem Male altersschwach und stumpf geworden. Das Auge starr, die Stimme verfallen, saß sie im Stuhle, und nahm an dem Schicksal des Enkels, der ihr Liebling gewesen, keinen Antheil mehr. Wie die Stunde des Abschieds

¹⁾ Vom 20. und 21. März, bei Klammer Schmidt, I., S. 221 ff.

kam, wollte dieser nur mit dem gewöhnlichen Grusse, wie er täglich that, von ihr gehen: als mit der Alten plötzlich eine merkwürdige Veränderung vorzing. In der Ahnung, daß es sich um einen letzten Abschied handle, erhob sie sich wie eine Seherin neubelebt von ihrem Stuhle, legte die Hand auf den Enkel, und segnete ihn mit einer Innigkeit, einer Begeisterung, die aus jener Stumpfheit heraus wie ein Wunder erscheinen mußte. Sechßundsiebenzig Jahre war der Dichter alt, als er diese ihm unvergeßliche Scene noch in einer ergreifenden Ode besang.¹⁾

Unterwegs war der erste Aufenthalt bei Gleim in Halberstadt; ein zweiter in Braunschweig bei den alten Freunden am Carolinum, zu denen sich damals auch Gieseke, als Führer etlicher junger Studirenden, gesellt hatte. Und hier und durch diesen spann sich jetzt, Anfangs lose und unscheinbar, ein Faden an, der bestimmt war, Klopstock aus seinen Herzensbedrängnissen herauszuziehen und seinem Leben einen neuen Anhaltspunkt zu gewähren²⁾. Sein weiterer Weg mußte ihn durch

¹⁾ Der Segen. WB. V, S. 15 f. Vgl. Cramer, Er und über ihn, III, S. 4 f.

²⁾ Die folgende Darstellung ist gezogen aus Klopstocks Briefen an Gleim, Kopenhagen, 1. und 24. Mai 1751, bei Klammer Schmidt, I, S. 235 und 254; Metas Brief an Richardson, Hamburg, 14. März 1758, in Klopstocks nachgel. Briefw., Leipzig 1821, I, S. 225; verglichen mit Cramer, Er u. III, S. 6 ff. und dem Artikel von F. A. Cropp, Margareta Klopstock, im Hamburgischen Schriftstellerlex. IV, S. 60 f.

Hamburg führen; dahin, sagte ihm der dort einheimische Gieseke, habe er eine angenehme weibliche Adresse für ihn; mit einer solchen, wußte er wohl, war bei seinem Freunde jederzeit anzukommen. Das Mädchen sei genau vertraut mit seinem Messias, setzte er hinzu, und zeigte ihm etliche Briefe von ihr, die indeß, statt einfacher Bewunderung, allerhand Ausstellungen gegen das Gedicht enthielten. Daß Gieseke den Freund auf dieses Frauenzimmer aufmerksam machte, war nicht zufällig, sondern er war von ihr selbst darum gebeten worden.

Margareta Moller¹⁾, geboren in Hamburg am 16. März 1728, nicht ganz vier Jahre nach Klopstock, war die Tochter eines dortigen Kaufmanns, nach dessen frühem Tode sie gleichwohl von ihrer Mutter und ihrem Stiefvater eine sorgfältige Erziehung genossen hatte. Wohlbewandert in neueren Sprachen, vertraut mit der schönen Literatur, war sie, ein zart und fein organisirtes Wesen, selbst der Philosophie nicht fremd. Wie sie zuerst mit Klopstocks Messias bekannt ward, könnte man ein Epigramm des Zufalls nennen. Bei einer Freundin, die sie besucht, sieht sie Haarwickeln herumliegen, nimmt eine in die Hand, liest, was sie darauf gedruckt sieht, und fragt, was das sei? Dummes Zeug, war die Antwort, das Niemand verstehen kann. Sie aber meint

¹⁾ Nach Gropp's Urtheil, der es als Hamburger wissen kann, hätte der Name eigentlich Möller gelautet.

es zu verstehen; und nachdem sie sich nach dem Buche, dem es entnommen, näher erkundigt, läßt sie es, nach Hause zurückgekehrt, helen: es waren die Hefte der Bremischen Beiträge mit den drei ersten Gefängen des Messias. Sie las, und las die Nacht hindurch, so ergriff sie das Gedicht. Am andern Tage fragte sie den damals in Hamburg befindlichen Gieseke um den Verfasser, und da war es, wo sie zum erstenmale den Namen Klopstock hörte. Ihn zu sehen, hatte sie keine Aussicht, bis sie auf einmal jezt vernahm, er werde auf der Reise nach Kopenhagen durch Hamburg kommen. Nun schrieb sie an Gieseke nach Braunschweig, er möchte einleiten, daß sie bei dieser Gelegenheit den Dichter des Messias zu sehen bekomme.

Klopstock kam nach Hamburg; aber wessen Bekanntschaft ihm hier vor Allem anlag, war nicht die Mollerin, sondern der von ihm so hochgeschätzte, schön besungene, aber noch nie gesehene Hagedorn. Zufällig traf er ihn nicht, und wie man eine leere Zeit auszufüllen sucht, holt er seine Damenadresse hervor, und schickt hin, sich anmelden zu lassen. Margareta war mit ihrer Schwester gerade am Wäsche-Einschlagen. Da können wir ja nicht, meinte die Schwester. Warum nicht? rief Margareta, man räumt die Wäsche in die Kammer, und Klopstock soll kommen, je eher, je lieber. Er kam; es war der 4. April 1751; Margareta hat den Tag genau behalten. Sie unterhielten sich zwei

Stunden; dann mußte Klopstock in eine Gesellschaft. Aber er kam am andern Tage wieder, kam am dritten; leider mußte er am vierten schon kommen, um Abschied zu nehmen. Einmal war er auch mit Hagedorn und anderen Befreundeten bei Margareta's Eltern zu Tische geladen; daß er sich dabei mehr mit dem Mädchen als mit Vater Hagedorn unterhielt, schien dieser nicht un-
deutlich gut zu heißen. Im Gespräch mit ihr zerbröckelte er den Teller voll Zuckerwerk, der vor ihm stand: sie hob die zerkrümelten Makronen wie Reliquien auf.

Margareta hatte sich den heiligen Sänger nicht als diesen liebenswürdigen Jüngling gedacht; sie meinte nachher, was sie für ihn empfand, sei schon damals Liebe gewesen, wenn sie es auch für bloße Freundschaft gehalten habe. Auch Klopstock fand sich von ihr in hohem Grade angezogen. Er berichtete nachher an Gleim, daß er bei ihr die meiste Zeit, die er in Hamburg gewesen, und zum guten Theil allein, zugebracht habe. „Dieses Mädchen“, setzt er hinzu, „ist im eigentlichen Verstande so liebenswürdig und so voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr ins-
geheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist“. Aber eben dieser Name, eben diese vor Kurzem mit frischer Gewalt in ihm erwachte Leidenschaft für Fanny, stand vorerst noch jeder tiefern Neigung zu einer Andern im Wege. Da Alle,

die sich für den Sänger des Messias interessirten, auch von seinem Liebesunglück wußten, und die dadurch veranlaßten Oden wenn auch nur aus Abschriften kannten, so bildete sein Verhältniß zu Fanny auch in seinen Unterhaltungen mit Margareta einen Hauptgegenstand. „Ich habe ihr“, schreibt er, „viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehen sollen, wie sie mir zuhörte, wie sie mich mandymal unterbrach, wie sie weinte, und — wie sehr sie meine Freundin geworden ist!“ Aber dabei blieb es vorerst; obgleich ein Briefwechsel verabredet und so eifrig ins Werk gesetzt wurde, daß, ehe Klopstock über die Belte war, er schon dreimal unterwegs an Margareta geschrieben hatte. Aber zugleich schrieb er auch noch an Fanny, die er vergebens gebeten hatte, ihn einen Brief bei Hagedorn finden zu lassen; schrieb er an Gleim die Bitte, ihm doch recht bald von Fanny Nachricht zu geben.

Am Ostertag, den 11. April, schiffte der Dichter auf dem großen Belt, und fand es „recht schön, so mit vollen Segeln dahinzufahren.“¹⁾ — —

¹⁾ Klopstock an Gleim, bei Klamer Schmidt, I., S. 229 f.

Beilage 1.

Zerstreute Bemerkungen über Klopstocks Messias.

Der Kern jeder tüchtigen Beurtheilung der Messiasde ist, von Herder und Schiller bis auf Gervinus und Vischer, neben dem Tadel des transcendentes Gegenstandes und seiner dogmatischen Behandlung, der Satz gewesen, daß das Gedicht statt des epischen vielmehr einen lyrischen Charakter trage. Darauf laufen auch die folgenden Bemerkungen hinaus; die sich aber, um nicht oft Gefagtes und besser Gefagtes zu wiederholen, auf ein paar formelle Punkte beschränken.

Man braucht nur wenige Seiten in dem Klopstockschen Epos gelesen zu haben, um zu empfinden, wie hier, statt der kühlen Gelassenheit Homers, durchaus eine gesteigerte, pathetisch erhaltene Stimmung herrscht. Nicht nur den Personen des Gedichts, sondern auch dem Dichter selbst geht vor Theilnahme an dem, was er zu berichten, vor Anbetung für das, was

er zu verkünden hat, alle Augenblicke der Athem aus, und er sucht sich durch Ausrufungen und Pausen zu helfen. Seinem dogmatisch-sentimentalen Pathos thut kein Wort genug: daher die Häufung von Adjectiven und Adverbien. Daher zum Theil auch die zahlreichen Vergleichen, die, meistens grasser oder empfindsamer Art und breit ausgeführt, so oft den ohnehin lockeren Zusammenhang der Erzählung unterbrechen. Diese Gleichnisse im Messias sind ihrer Zeit gepriesen worden: in vielen Fällen ist ihr Eintreten nur eine Nothhülfe; sie decken die Unfähigkeit oder Abneigung des Dichters, eine Sache an sich selbst in schlichter Erzählung darzustellen.

Bezeichnend für den Charakter des Klopstockschen Epos sind auch die häufigen Dialoge oder Duette mit einfach vorangestellten Namen der redenden Personen, wie im Drama oder der Ekloge. Homer's biederer: *Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη*, oder *Τὸν δ' αὖτε προσέειπε*, in seiner unverdrossenen Wiederholung, ist der aufgeregten Stimmung des Messiasdichters viel zu umständlich.

Von einem abgebrochenen Vers im 5. Gesang des Messias, wo es von dem über die Sünden des Menschengeschlechts zürnenden Gotte hieß:

. er hielt den tieferzitternden Erdfreis,
Daß er nicht vor ihm verging —

von diesem Verse hat der einundzwanzigjährige Lessing

gesagt, wenn alle die halben Verse bei Virgil von derselben Beschaffenheit wären, so würden die Kunsttrichter sehr auszulachen sein, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf's Gerathewohl auszufüllen (In einer Anzeige des ersten Theils der Messias, vom Jahre 1751. Setzt in Lessings Werken, Ausg. von Lachmann und Malhan, 1857, III., S. 216). Klopstock muß sich bei diesem Lobe nicht beruhigt haben, denn er hat später den Vers ausgefüllt (WW. I., S. 176); und wir würden sagen, er habe dadurch eine reifere Einsicht an den Tag gelegt, als sein jugendlicher Beurtheiler, wenn er nicht anderswo, freilich bei der Hauptkatastrophe, dem Tode Jesu (am Ende des 10. Gesanges), doch sich desselben Kunstgriffs bedient hätte. Es ist aber ein solcher, der, wie er bei Homer nicht vorkommt, ja bei ihm geradezu undenkbar, bei Virgil aber kein Kunstgriff, sondern Mangel der letzten überarbeitenden Hand ist, so dem Wesen des Epos schnurstracks zuwiderläuft. In den Reden des Drama, im Munde der in ihren Leidenschaften und Leiden ganz aufgehenden Personen desselben, kann ein abgebrochener oder verkürzter Vers manchmal am Orte sein: der Epiker, der über den Ereignissen steht, mag vom Untergang der Welt zu berichten haben, er darf sich dadurch nicht aus seinem epischen Takte bringen lassen.

Hat sich nun auch Klopstock diese äußerste Lizenz, für die er sich auf Virgils Vorgang nicht berufen

konnte, nur für einen äußersten Fall vorbehalten: so hat er eine andere, die er öfter bei Homer als bei Virgil fand, sich um so ausgiebiger zu Nutze gemacht. Ich meine den Spondäus, oder, was er an dessen Stelle zu setzen sich erlaubte, den Trochäus, statt des Dactylus im vorletzten Fuße des Hexameters.

Zwar das Zahlverhältniß wird ungefähr das gleiche sein wie bei Homer, daß durchschnittlich etwa unter achtzehn Versen einer mit solchem Ausgang ist. Aber bei Homer gehört dieß zu der anmuthigen Sorglosigkeit seiner Rede, es ist gleichsam ein Naturspiel, wie man unter den Maiskolben, die unsre Landleute um ihre Häuser zu hängen pflegen, zwischen den gelben immer auch etliche rothe sieht. Daß dieser Versschluß etwas Besonderes zu bedeuten habe, kann man kaum annehmen, wenn man ihn so oft durch ganz gleichgültige Worte, wie *ἀνθρώποισι, ἀλλήλοισι, ἔλθεντι, νοστήσαντα, ἐσθῆτός τε, λιπαρὰ κρήδεμνα, ὄφρ' εὖ εἰδῶ, μωθήσασθαι, ἐλάσκεισθαι*, oder durch Namen wie *Ἀπόλλωνος, Αἰγίσθοιο, Ἀτρεΐδαο, Ἀργεϊφόντην, Οὐλύμποιο*, gebildet sieht. Es sind nur einzelne Fälle, wo man an eine solche Bedeutung denken könnte, wie bei dem *ποιπνύοντα*, II. A., v. 600, bei der *θάλασσα ἡχέεσσα*, etwa auch bei dem in Anreden an Zeus so oft vorkommenden *ὑπάτε κρειόντων*. Aber auch da muß man wieder zweifelhaft werden, wenn man findet, wie die berühmte Erzählung

von dem allmächtigen Kopfnicken des Zeus, II. A., v. 524—30, in ganz gewöhnlichen Hexametern vorge-
tragen ist. Selbst bei Virgil, dem doch eine Berech-
nung dieser Art eher zuzutrauen wäre, ist nicht wohl
einzusehen, was er mit seinem Dardanio Anchisae,
seinem Neptuno Aegaeo, Oriona, antennarum, Be-
sonderes gewollt haben sollte; nur etwa bei den Pena-
tibus et magnis Dis, Aen. III., v. 12, könnte man
einen besondern Nachdruck, bei dem Phrygia agmina
circumspectit, II., v. 68, eine Nachahmung des ängst-
lichen Umherschauens vermuthen.

Auch bei Klopstock, daran ist nicht zu zweifeln, sind
die spondäisch-trochäische Versausgänge nicht immer
gesucht, sondern oft nur so, wie Wortstellung und
Sprache sie an die Hand gaben, von dem Dichter an-
genommen. Wenn ihm Worte wie „Morgenröthe, meine
Seele, Hohepriester, Harfenspieler, Schädelstätte,“ gegen
den Schluß eines Verses in den Wurf kamen, glaubte
er so wenig wie Homer sie von der Hand weisen zu
müssen. Um so weniger allerdings, wenn es bedeuts-
ame Worte waren. Der „Hohepriester“, von dem er
spricht, ist ja der ewige, ist Christus: dieser Gedanke,
das Mysterium, daß der Gottmensch zugleich Priester
und Opfer, sein einmaliges Sterben die ewige Sühne
für die Sünden einer ganzen Welt ist, — mit einem
so inhaltsschweren Gedanken belastet, kann der Vers un-
möglich dactylisch zu Ende hüpfen, das Gewicht des

Gedankens muß sich in dem schweren Spondäensschritt ausdrücken, mit dem er an seinen Schluß gelangt. Ebenso ist es mit der „Schädelstätte“, dem „Todeshügel“ und „Todeschweife“, dem „Gottversöhner“, dem „Unerschaffnen“, der „Auferstehung“, den „Auserwählten“, dem „Sonnenmeere“; ebenso wenn Engel oder Menschen „sich niederlegen“, „vor Ihm anbeten“, oder „still anbeten“; wenn es sich darum handelt, Seelen „vor Gott zu führen“, oder am Kreuze den Erlöser zu zeigen, „schöner in seinem Blute“. Und diese Fälle bilden nun freilich bei Klopstock die weit überwiegende Mehrheit. Wenn man bei Homer zweifeln kann, ob er auch nur in einzelnen Fällen in diesem Versausgang etwas gesucht habe, so kann bei Klopstock kein Zweifel sein, daß er fast immer etwas, und zwar recht viel, darin gesucht hat.

Recht viel; das gibt einen weiteren Unterschied von Homer. Wenn je Homer zuweilen mit derlei Versen etwas wollte, so wollte er damit malen: die humpelnde Emsigkeit des Hephästos als Göttermundschinken, das tosende, brandende Meer u. dgl. Bisweilen will das Klopstock auch: wenn er die „Abenddämmerung“, wenn er „Donnerwetter“ zu Versausgängen macht, so will er dort die sanfte Ruhe des sinkenden Tags, hier die Schwere des Gewitters zur Anschauung bringen. Aber mit seinem „Unerschaffnen“, seinem „Todeschweife“, oder wenn er seinen Gott Vater sprechen läßt: „ich

sage: Ich bin"; seinen Messias: „in deine Hände befehl' ich meine Seele!" und, gleichermaßen als Hexameterschluß: „es ist vollendet!" so will er damit mehr. Er will nicht bloß wie Homer einen Sinnesindruck, er will einen Gemüthsindruck, und zwar einen solchen wiedergeben, der so überschwenglich ist, daß er sich nicht in Worten aussprechen, sondern nur etwa im Versrhythmus, gleichsam musikalisch, durch ein *ritardando* andeuten läßt. Ein Theil dieses beabsichtigten Ausdrucks wird ihm freilich unter der Hand zunichte in Folge der Freiheit, die er sich nimmt, im Hexameter nicht bloß, sondern auch in andern den Alten nachgeahmten Versmaßen, statt des Spondäus beliebig den Trochäus zu setzen. Auch wir halten, mit Boß und gegen Platen, die völlige Ausschließung des Trochäus aus den fünf ersten Füßen des deutschen Hexameters durch den Zwang, den sie auferlegt, die Künstelei, zu der sie nöthigt, für allzu theuer erkaufte; wenn wir auch nicht im Stande sind, mit Klopstocks deutschem Sprachpatriotismus in solcher Noth eine Tugend zu sehen. Aber wenn durch die Entfernung des Dactylus aus dem vorletzten Fuße dem Verse Gewicht gegeben werden soll, so muß es auch wirklich der vollwichtige Spondäus sein, der an die Stelle tritt; geschweige, daß noch außerdem durch das Zusammenfallen des Wortfußes mit dem trochäischen Versfuße, wie wir das bei Klopstock so oft finden („diesem Tode"; „meine

Seele"; „Gottes Anschau'n" u. dgl.) dem Versausgang alle Kraft genommen werden dürfte.

Doch wie dem auch sei, Klopstock's Absicht dabei bleibt dieselbe; für ihn sind die Spondäen oder Trochäen im fünften Fuße seiner Hexameter gleichsam die Thränen, die er während des Schreibens an seinem Messias geweint, die Seufzer, die ihm über der Beschäftigung mit seinem heiligen Gegenstand aufgestiegen sind. Aber während ein flüchtiger Zug von Malerei dem Epiker, wenn er ihn mehr gelegentlich mitnimmt, als kleinlich sucht, wohl ansteht: fällt er mit jenem überschwenglichen Gefühlswesen und seinem metrischen Ausdruck aus dem epischen Ton, und zeigt sich als Lyriker; was freilich in Bezug auf Klopstock seit Herders dahin lautendem Urtheil vom Jahr 1774 (in einem Brief an Hamann, in dessen Schriften, V, S. 107) kein Geheimniß mehr ist. Wie es gleichwohl gekommen, daß Klopstock weit weniger durch seine lyrischen Gedichte, die doch an und für sich genommen von ungleich höherem Werthe sind, als durch sein in jeder Hinsicht so mangelhaftes Epos, der Neubegründer der deutschen Dichtkunst geworden, wäre einer eigenen Untersuchung werth, für die aber hier nicht die Stelle ist.

Beilage 2.

Ueber das Metrische in Klopstocks Oden.

I. Wenn wir Klopstocks Verfahren in dieser Hinsicht durch die lange Zeit seines dichterischen Schaffens hindurch verfolgen, so sehen wir dasselbe gleichsam eine Wurflinie beschreiben: von der Freiheit, die er den üblichen Reimversen gegenüber in den Versmaßen der Alten fand, strebt er zu immer größerer Ungebundenheit fort, bis er zuletzt sich wieder mäßigt, und sich wenigstens zuweilen an der anfänglichen Freiheit genügen läßt.

1) Vom Jahr 1747, in welches seine ersten uns aufbehaltenen lyrischen Gedichte fallen, bis zum Jahr 1751 (in der Ausgabe der Klopstockschen Werke, Leipzig 1854, fehlt im Register zum vierten Bande S. VI. über der Ode: Friedrich V. an B. u. M., die Jahreszahl 1751) haben sämtliche Oden (mit Ausnahme der auf Heinrich den Bogler, die ein englisch-deutsches Maß, nur ohne Reime hat) Horazische oder elegische Versmaße.

2) 1752 und 1753 wiegen auch noch die Horazischen Maße vor; doch finden sich bereits (neben zwei, nur reimlos gehaltenen, deutschen Liedermäßen, in: Die Königin Luise, S. 77 der genannten Ausgabe, und: Das Rosenband, S. 90) zwei Stücke, die aus zwei hendekasyllabischen, einer pherekratischen und einer halben Pentameterzeile zusammengesetzt sind (Hermann und Thuesnelde, S. 82, und: An Sie, S. 91); ferner ein Stück, zusammengesetzt aus der ersten Zeile des alcäischen, einer selbstgebildeten, einer pherekratischen und einer halben Pentameterzeile (Gegenwart der Abwesenden, S. 99); endlich eines, zusammengesetzt aus zwei hendekasyllabischen, einer pherekratischen und einer um einen Fuß verlängerten halben Pentameterzeile (Für den König S. 101).

3) 1754—60. Nachdem bisher Alles in feste zwei- bis vierzeilige Maße gefaßt war, worin jede Strophe genau der andern gleich, kommt nun eine Reihe ganz frei gemessener Oden, welche in den frühern Drucken (sowohl Einzeldrucken als noch in der Sammlung der Landgräfin von Hessen, Darmstadt 1771) in ungleiche längere oder kürzere Absätze, nach Maßgabe der Gedankenabschnitte, zerfielen, und erst in der von Klopstock selbst veranstalteten Gesamtausgabe, Hamburg 1771, vierzeilig, doch ohne alle Gleichheit des Metrums der einzelnen Strophen, abgetheilt worden sind (Die Gensung, S. 104. Dem Allgegenwärtigen, S. 105. Das

Anschauen Gottes, S. 112. Die Frühlingsfeier, S. 116. Der Erbarmer, S. 121. Die Glückseligkeit Aller, S. 123. Das neue Jahrhundert, S. 134. Nur die Genesung des Königs, S. 129, hat ein festes fünfzeiliges Schema).

4) Von 1764 bis zu Klopstocks Ende (die Jahre 1761—63 sind durch keine Oden bezeichnet) wechseln dann selbstgebildete feste mit gänzlich freien Versmaßen, zwischen die jedoch zuweilen wieder ein Horazisches oder elegisches, oder auch deutsch-jambisches, nur reimlos gehaltenes Versmaß tritt.

II. Unter diesen verschiedenen Versmaßen verhält sich nun Klopstock

A. zu den antiken so, daß er, einzelne Unvollkommenheiten seiner Prosodie und Metrik abgerechnet,

a. unverändert läßt

- 1) die alcäische Strophe;
- 2) die dritte asklepiadische (die vierzeilige asklepiadisch=sphærekratisch=glykonische) Strophe;
- 3) von den mit dem Hexameter gebildeten Zweizeilen diejenige, in welcher zum Hexameter noch ein daktylischer Tetrameter hinzutritt.

b. Veränderungen dagegen erlaubt er sich

- 1) in dem gewöhnlich sogenannten Distichon, indem er im ersten Fuße der zweiten Pentameterhälfte häufig den Spondaus (oder Trochäus) statt des Daktylus ge-

braucht, und in dieser Hinkform wohl gar noch einen besonderen Nachdruck sucht. Ebenso verfährt er

2) mit dem zum Hexameter gefügten halben Pentameter (dem sog. kleineren archilochischen Vers), den er wohl auch bald um einen Fuß verkürzt, bald um einen solchen, selbst mit Vorschlag, verlängert, ja in derselben Ode in allen drei Gestalten gebraucht.

3) Daß aus einer glykonischen und einer asclepiadischen Zeile bestehende Distichen gebraucht Klopstock erstlich mit der Umstellung, daß er, dem Horazischen Gebrauch entgegen, die längere asclepiadische Zeile der kürzeren glykonischen voranstellt; zweitens mit dem Fehler, daß er im ersten Fuß beider Zeilen statt des Spondäus (beziehungsweise Trochäus) auch den Dactylus sich erlaubt, was die Basis des Verses unangenehm lockert.

4) Eine sehr mißverständliche Veränderung bringt Klopstock an der sapphischen Strophe an. Während hier auf der Gleichheit der drei ersten Zeilen die sanfte Schwellung beruht, die sich dann in der vierten adonischen Schlußzeile löst, gestaltet Klopstock, um der vermeintlichen Einförmigkeit zu begegnen, die Sache so, daß er in den drei ersten den Dactylus zeilenweise um eine Stelle verschiebt. Während derselbe bei den griechischen und römischen Dichtern durchaus im dritten Fuße steht, stellt ihn Klopstock in der ersten Zeile in den ersten, in der zweiten in den zweiten, und erst in der dritten in den dritten Fuß. Hölty und andere

deutsche Dichter sind ihm hierin gefolgt; Herder stellte den Dactylus am liebsten durchaus in den zweiten Fuß, wie im Hendekasyllabus; bei Hölderlin findet sich das ganz Grillenhafte, daß der Dactylus, nachdem er in der ersten Zeile an erster, in der zweiten an zweiter Stelle gestanden, in der dritten Zeile die dritte Stelle überspringt und an der vierten erscheint. (Hölderlin hat zwar nur Eine sapphische Ode: Unter den Alpen, gesungen; in dieser aber sind alle sieben Strophen so gemessen.) Daß hingegen Klopstock hinsichtlich des Spondäus im zweiten Fuße der drei ersten Zeilen dieser Strophe sich nicht, wie später Boß und Platen, an Horaz hielt, der denselben sich hier zur Regel machte, sondern an Sappho, die ihn (wie auch unter den Römern noch Catull) beliebig mit dem Trochäus wechseln ließ, darin hat er ebenso im Geiste unsrer Sprache gehandelt, wie der römische Dichter mit seinem obligaten Spondäus in dem der seinigen.

B. Die von Klopstock selbst gebildeten Maße bestehen

1) zum einen Theil in zwei-, vier-, selten drei- oder fünfzeiligen fest gemessenen und sich regelmäßig wiederholenden Strophen. Unter diesen bilden diejenigen gewissermaßen den Uebergang von den antiken Versmaßen zu den selbstgemachten, in welchen alle oder die meisten Zeilen antik, und nur deren Zusammenstellung von Klopstock ist; wovon oben unter I., 2,

Beispiele angeführt worden sind. Andere dergleichen Strophen jedoch hat er durchaus, in allen Zeilen, selbst gebildet, und nur nachträglich, wie er versichert, mit theilweise ähnlichen Sophokleischen Chorversen verglichen. (S. den Brief an Ebert, aus dem Jahr 1764, in Westermanns illustr. Monatsheften, 1857, II., S. 211.)

2) Das Andere sind ganz ungebundene, sich nicht strophenweise wiederholende Maße. Diese hatten, wie schon bemerkt, ursprünglich auch keine Strophen von bestimmter Zeilenzahl, sondern die letztere bestimmte sich nach dem Sinn, und stieg von zwei, drei bis auf zehn und mehr Zeilen auf. Erst später wurden auch diese Oden fast durchaus in gleiche Strophen, meistens von vier Zeilen, abgetheilt: wobei durch die nothwendige Verlängerung mancher Zeilen die Maße entstellt wurden; während es, da ja das Maß sich doch nicht wiederholte, ohne alle Bedeutung war.

III. Schon Herder hat geurtheilt, wenn man in Klopstocks Oden von den selbstgemachten Versmaßen zu einem der rein antiken komme, so sei es, als ob man aus den dunklen Labyrinth eines gothischen Gewölbes in einen heitern griechischen Tempel träte. Er hat die Möglichkeit bezweifelt, zu den von den Griechen gegebenen lyrischen Maßen in's Unendliche fort neue zu erfinden; während er auch unter jenen für die verwickeltern unser deutsches Ohr (wie schon das römische) „zu kurz“ fand. (In einer Recension von Klopstocks

Oden, WB. zur schönen Literatur und Kunst, XIII., S. 342.) In der That, da alle diese Versarten ursprünglich nicht dem Genius unsrer, sondern der griechischen Sprache entstammen, so folgt augenscheinlich, daß unsre Sprache in Bezug auf dieselben sich nur nachbildend, niemals neubildend oder schöpferisch verhalten kann. Und auch jenes nur bis zu einer bestimmten Grenze: so weit nämlich die metrische Bildsamkeit unsrer Sprache, oder subjectiv ausgedrückt, die Fassungskraft unsres Ohres reicht.

Goethe und Schiller haben sich, außer dem einfachen Hexameter und Distichon, die sie als bereits eingebürgert betrachten durften, und dem leicht lesbaren Trimeter, der antiken Metra enthalten. Herder, Voß, in neuerer Zeit Platen, sind mit Klopstock weiter gegangen, haben die Horazischen und Catullischen Versarten in den Bereich der Nachbildung gezogen, sich auch an selbstgebildeten Maßen, Platen sogar über Klopstock hinaus, im Wettstreit mit Pindar, an längeren wiederkehrenden Strophen versucht. Ich glaube, Ersteres, die Nachbildung auch der alcäischen, sapphischen und ähnlicher griechisch-römischer Maße, war erlaubt und recht; die Bildung eigener zwei-, drei- und vierzeiliger Strophen bedenklich; das Unternehmen, pindarische Formen in die deutsche Dichtung einzuführen, entschieden verfehlt. Goethe, wenn ihm einmal für den Schwung einer dithyrambischen Stimmung die gewöhnlichen Maße zu

eng waren, hat vorgezogen, wie Klopstock bisweilen that, ganz freie, nicht wiederkehrende Rhythmen rein nach dem Ohr zu bilden, wobei er sich auch der zwecklosen Abtheilung in gleiche Strophen, wie sie Klopstock später liebte, enthielt. Und der Meister wird, wie sonst, so auch hier das Rechte getroffen haben.

Ich stelle getrost den Satz auf, daß jedes Versmaß dessen Schema dem Gedicht vorgebrucht werden muß, um von dem Leser gefunden zu werden, im Deutschen (von Uebersetzungen ist natürlich nicht die Rede) nichts taugt.

Mein Beweis ist der. Ein Gedicht wird nur dann recht genossen, wenn Inhalt und Form, Gedanke und Versmaß, mit und in einander aufgefaßt werden. Das ist aber bei Gedichten jener Art nicht möglich. Entweder achtet man auf das Versmaß, und verliert den Sinn; oder man achtet auf den Sinn, dann entgeht einem das Versmaß. Beides in einander kann man nur dann genießen, wenn das Versmaß von der Art ist, daß es, wenigstens dem gebildeten Ohre, sich leicht einprägt; daß ich es beim aufmerksamen Lesen der ersten Strophe von selbst finde, und beim Lesen der zweiten schon auswendig weiß. Und das wird über die gewöhnlichsten Horazisch-Catullischen Maße hinaus nicht leicht der Fall sein; auch bei Klopstocks und Platens selbsterfundenen Vierzeilen nicht, die das Natürliche und Einleuchtende jener alten Maße selten oder nie erreichen.

II.

Bum Andenken an meine gute Mutter.

Für meine lieben Kinder.

(Geschrieben auf den Confirmationstag meiner Tochter,
den 11. April 1858.)

Es ist doch recht Schade, liebe Kinder, daß ihr meine gute Mutter, eure Großmutter, nicht mehr gekannt habt. Schade für euch und für sie. Was sie an euch für eine Freude gehabt hätte! An Georginens aufgewecktem, anstelligem Wesen; an der Anspruchslosigkeit und immer gleichen Stimmung unseres Fris. Auf letztere hielt sie besonders viel. Oft wollt' ich meinen Bruder, euren Oheim, beneiden, weil er nach dieser Seite der Liebling der Mutter heißen konnte; denn er hatte von Natur diese Gleichheit der Stimmung mehr als ich. Doch mit dem Neide war es Scherz: wir wußten wohl, daß sie uns in gleichem Maße liebte, aber jeden in seiner Art. Eben auf diese Art eines

jeden verstand sie sich so gut. So hätte sie auch deine Regsamkeit, liebe Georgine, sehr zu schätzen gewußt; denn sie hatte sie selbst. Aber sie würde dich auf des Bruders Genügsamkeit und Seelenruhe hingewiesen haben, wie vielleicht ihn mitunter auf deine Rührigkeit: in ihr war Beides vereinigt.

Ja, eure Großmutter machte ihrer Schule Ehre. Ich meine nicht die, in welcher sie Lesen und Schreiben gelernt hatte, obwohl dieser auch; sondern der Leiden Schule, durch welche sie gegangen war. Sie kam als Waise schon zur Welt. Ihr Vater war bereits ein Vierteljahr vorher jung gestorben; ihre Geburt erneuerte die Klage um seinen Verlust. Er war Pfarrer in Neckarweihingen gewesen (sein Name war Beckh); ihr erinnert euch des langgestreckten Dorfes mit seiner Schiffbrücke, das ihr vom Hartneder Schloßchen herab so freundlich vor euch liegen saht. Hinter der Kirche mit dem spitzen schiefergedekten Thurme liegt das Pfarrhaus; kommen wir einmal wieder in die Gegend, so führe ich euch vor das Haus, in welchem eure gute Großmutter das Licht der Welt erblickt hat. Auch ihre ersten Lebensjahre brachte sie in demselben zu; der alte Großvater übernahm den Pfarrdienst wieder, den er nur zu Gunsten des Stiefsohnes abgetreten hatte, und behielt die Schwiegertochter mit den zwei Enkelinnen bei sich. Nach einigen Jahren verheirathete die junge Wittwe sich wieder, und nahm ihre Kinder mit sich

in das Pfarrhaus zu Aarich bei Baihingen. Doch auch der Mutter war ein frühes Ziel gesteckt. Sie starb im Wochenbett, das neugeborne Zwillingespärchen ihr nach, und nun waren die beiden Mädchen erster Ehe ganz verwaist.

Da nahm ihr mütterlicher Großvater sich ihrer an. Es war ein Kaufmann in Bietigheim, mit Namen Leibius; o haltet, liebe Kinder, so lang ihr lebet, das Andenken des schlichten Mannes in Ehren, dem auch ihr noch so viel verdanket. Er erzog die Mutter eures Vaters zu dem was sie war; und das Beste, was in ihm ist, das Beste, was er an Lehre und Beispiel auf euch übertragen konnte, bekennet euer Vater, ihr zu verdanken. Nie fährt er auf der Eisenbahn über den schönen Enziadukt bei Bietigheim, ohne mit Zärtlichkeit auf das Städtchen zu blicken, und seinen Dank und Segen für das unvergängliche Gute hinüberzusenden, das ihm von dort gekommen ist.

Die kleine Christiane mochte sechs Jahre zählen (sie war am 9. September 1772 geboren), als ihr Großvater sie mit der ältern Schwester zu sich nahm, und stets hat sie von da an ihre glücklichsten Jugendjahre gerechnet. Der Großvater war, wie gesagt, Kaufmann, d. h. Kleinhändler, in dem kleinen Städtchen, wohlhabend nach den Ortsverhältnissen, und unter seinen Mitbürgern geachtet. Er stand schon wohl in den Sechszigen, hatte einen Sohn als Pfarrer, einen andern

als Kaufmann im Lande versorgt, und lebte in zweiter Ehe mit einer Frau, die zwar nicht die rechte Großmutter der beiden Waisen, aber doch auch eine gute Alte war. Die Seele des Hauses indeß war der Großvater: von ihm ging der Geist der Ordnung und des Friedens aus, der darin herrschte.

Die Mädchen besuchten nun die Schule: wie vor achtzig Jahren die Schulen eines protestantischen deutschen Landstädtchens eben waren. Man lernte Lesen aus dem Spruch- und Gesangbuch und aus der Bibel; deutsch Schreiben und das nöthigste Rechnen auf der Tafel und im Kopfe; an Religionsunterricht fehlte es nicht, und das Gedächtniß wurde durch Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Kirchenliedern bereichert und gestärkt: aber von Geschichte, Erdbeschreibung, Naturlehre, deutscher Literatur, wovon euch, liebe Kinder, jetzt in der Schule so reiche und anziehende Tische gedeckt werden, besaß man damals so viel wie nichts zu kosten. Eines gleichwohl will ich nicht unerwähnt lassen, weil es den praktischen Sinn unserer Alten, bei aller Einfachheit, zeigt: man übte die Kinder im Handschriftenlesen; und weil die Hand des Commandanten auf dem benachbarten Asperg, des berufenen Generals Rieger, schwer zu entziffern war, so befanden sich etliche Handbilletts von ihm unter den Lehrmitteln der Schule zu Ditzheim.

Eure Großmutter, mit ihrem hellen Geiste, ihrer Freude am Lernen und ihrem eisernen Gedächtniß, war natürlich mit dem, was in dieser Schule gelernt werden konnte, bald am Rande, und oft hat sie mir erzählt, wie lebhaft in jenen Jahren der Wunsch in ihr gewesen, daß ihr doch mehr Stoff zu lernen und ihren Geist zu nähren geboten werden möchte. Und dennoch, jene Stoffarmuth unserer alten Schulen, wenn sie nur in ihrer Art gut versehen wurden, führte auch wieder ihre eigenthümlichen Vorzüge mit sich. Man lernte Weniges, aber dieses recht; der enge Kreis, in dem man sich in steter Wiederholung drehte, prägte das Einzelne um so tiefer ein; der geistige Hausrath, den man sich erwarb, bestand aus wenigen Stücken, die aber dafür dauerhaft und desto leichter in Ordnung zu halten waren. Eure Großmutter sprach kein Französisch, nicht einmal hochdeutsch, aber von ihrer schwäbisch geführten Unterhaltung fanden sich geistvolle Männer angezogen; zu vielem Bücherlesen war sie nicht gebildet, um so mehr zu frischem Nachdenken aufgeweckt. Sie schrieb bis in ihre alten Tage nicht bloß eine deutsche, sondern eine schöne und beseelte Hand; ihre Rechtschreibung war, in Anbetracht der Zeit, aus der sie stammte, aller Ehren werth; und die Verständigkeit, Herzlichkeit und gute Laune ihrer Briefe soll euch einmal, wenn ihr reif seid, sie zu schätzen, noch Freude machen. Von den zahlreichen Bibelsprüchen und Lie-

derverſen, die ſie in der Schule gelernt, hatte ſie keinen vergeſſen; ich bedurfte Jahre gelehrten theologischen Studiums, um es ihr an Bibelfeſtigkeit gleichzuthun; in der Kenntniß geiſtlicher Lieder erreichte ich ſie nie.

Dabei ließen die wenigen Stunden, welche der Schulunterricht wegnahm, der Bewegung im Freien, dem harmloſen Spiel, der leiblichen Kräftigung volle Zeit. Man tummelte ſich im Hof und auf den Wieſen, an der Enz und am Erlenbach. In dieſen Stücken war die Erziehung der guten alten Zeit, ſo ſtreng ſie ſonſt war, freiſinnig genug. Daneben mußten die Mädchen doch in Haus und Garten der Großmutter an die Hand gehen, im Winter mit ihr ſpinnen, und am Abend dem Großvater aus Riegers Poſtill vorleſen. Die bogenlangen Betrachtungen dieſes ehrlichen Tröſters ſetzten die Geduld der jungen Kinder oft auf harte Proben, und Chriſtiane, wie ſie immer ein munteres Ding war, machte ſich bißweilen den Spaß, das zur Bezeichnung der Bogen unten an der Seite ſtehende: „Riegers Poſtill“ mitzuleſen; ſo oft auch der langmüthige Großvater ſie belehrte, daß das nicht zum Text gehöre.

Wie ſtreng und doch wie freundlich die Ordnung im Hauſe war, davon iſt mir aus den Erzählungen der Mutter noch ein Zug im Gedächtniß geblieben. Der Großvater beſaß einen Weinberg, dem er beſondere Reigung und Sorgfalt zuwendete. So zärtlich

er nun auch die beiden Entelinnen liebte, nie durften sie ihn doch, wenn die Trauben zu reifen begannen, in den Weinberg begleiten; das wäre wider die Ordnung gewesen; aber nie kam er auch aus dem Weinberg zurück, ohne jeder eine von ihm geschnittene Traube mitzubringen. Bei der Lese mochten sie sich dann im Weinberg selber gütlich thun.

Ihr werdet euch des Bildes kaum erinnern (es hängt mit andern noch in Ludwigsburg bei unserer treuen Caroline, und wenn ich mich einmal wieder häuslich mit euch einrichte, werden wir es zu uns nehmen), das den würdigen Alten vorstellt. Ein längliches, feines Gesicht, aus dem helle blaue Augen verständig und doch freundlich uns anschauen. Ich weiß mich des Tags noch lebhaft zu erinnern, da das Bild zum ersten Mal in unser Haus kam. Der Vater wollte der Mutter auf ihren Geburtstag eine Freude machen, und da er ihre dankbare Verehrung für den damals längst verstorbenen Großvater kannte, so gab er einem Maler den Auftrag, das im Besitz eines Sohnes befindliche Portrait desselben zu copiren. Da dieses etwa zehn Jahre vor der Zeit gemalt war, in welcher die Mutter bei ihm gelebt hatte, so sollte der Maler suchen, das Gesicht um so viel älter vorzustellen. Der gute Mann lieferte nicht eben ein Meisterwerk; aber die Absicht des Vaters ward auf's schönste erreicht. Da der Goldrahmen zu dem Bilde nicht mehr fertig ge-

worden war, so hängte der Vater in der ersten Frühe des Geburtstags der Mutter es einstweilen ohne Rahmen auf. Wie nun diese aus der Schlafkammer trat und das Bild erblickte, war sie im Innersten bewegt. Die erweckte Erinnerung half den Mängeln der Arbeit nach, sie fand sich den theuren Großvater vollkommen vergegenwärtigt, und drückte dem Vater ihren Dank durch Thränen der schmerzlichsten Freude aus.

Ungern verlasse ich dieses Jugendparadies der guten Mutter; ich wünschte noch mehr einzelne Züge daraus zu wissen, um mich noch länger darin aufhalten zu dürfen. Allein die verrinnende Zeit verlangt ihr Recht. Für den Großvater kamen die Jahre der Altersschwäche heran, seine Leibesgebrechen nahmen zu, für die Erziehung junger Mädchen war sein Haus nicht mehr der Ort. Auch war für diese die Zeit gekommen, um in Kochen und Nähen noch dasjenige zu lernen, wozu die Anleitung der Großmutter nicht ausreichend gewesen war. So wurden sie nach Stuttgart in das Haus eines Kaufmanns Otto gebracht, der, wenn ich nicht irre, ein entfernter Verwandter war. Hier lebte damals noch die in Württemberg durch ihr Kochbuch unsterbliche Köchlerin als Landschafts-Köchin. In ihrer Küche, unter ihrer persönlichen Leitung, hat eure Großmutter das Kochen gelernt, und sie hat dieser Schule zeitlebens durch ihre Kochkunst Ehre gemacht. Die ländlichen Schwestern meinten, auch in der Residenz

wie in dem ehrlichen Landstädtchen Abends unbefangen ihre Gänge durch die Straßen machen zu können, und wunderten sich nicht wenig, als man ihnen eröffnete, das schiede sich hier nicht. Aber der gute Otto gab sich selbst zu ihrem Ehrenwächter her, und machte mit ihnen, wenn der Koch- und Nähunterricht zu Ende war, gutwillig ihre abendlichen Promenaden.

Als die Stuttgarter Lehrzeit um war, nahm ein Sohn des alten Herrn in Dietigheim, ein Halbbruder ihrer verstorbenen Mutter, der in Hegnach bei Waiblingen Pfarrer war, Christiane zu sich. Hier ward ihr Gelegenheit, das Erlernte praktisch anzuwenden, indem die Tante der geschickten und thätigen Nichte gern einen Theil der Haushaltung überließ. Hegnach ist nur zwei Stunden von Ludwigsburg entfernt: so lernte euer Großvater die Großmutter kennen. Es war in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, daß er sie als seine Frau nach Ludwigsburg führte.

Die Verhältnisse konnten ansehnlich scheinen, in welche sie hier trat; waren aber, wenn man auf den Grund blickte, nicht erfreulich, die Aufgabe nicht leicht, die sie sich gestellt sah. Ein wohlhabendes Handlungshaus: darin aber ihr Mann noch lange nicht sein eigener Herr. Ach! und auch als er es in der Folge wurde, war er es doch nicht, und ist es in seinem Leben nie geworden. Das ging so zu.

Euer Großvater war ein Mann von der schönsten

natürlichen Begabung. Sein Latein in der Ludwigsburger Schule hatte er so tüchtig gelernt und so wenig mit den Schulbüchern bei Seite gelegt, daß er noch im Alter, seinen Virgil, Ovid, Horaz in der Tasche, aufs Land ging, und sich da, um zu lesen, im Wirthsgarten allein in eine Laube setzte. Zu jeder Art schriftlicher Ausarbeitungen hatte er ein angeborenes Geschick. Wo Eingaben, Bittschriften, Circulare zu machen waren, wendeten sich Verwandte und Bekannte an ihn, und ich erinnere mich aus meiner Universitätszeit einer Torte, die er mir zuschickte, und die er von einem mir wohlbekannten Zuckerbäcker für einen ihm gemachten Aufsatz zum Geschenk bekommen hatte. Etliche Abhandlungen von ihm über Lieblingsgegenstände seiner Beobachtung (ich sage euch bald mehr davon) könnt ihr sogar, wenn ihr sie einmal auffuchet, gedruckt lesen. Selbst für Poesie war euer Großvater nicht ohne Talent. Sein lustiges Epigramm auf das Lehrbuch der drei lateinischen Präceptoren mit den ominösen Namen habe ich euch ja oft hergesagt, und ihr es hoffentlich behalten.

In dieser Begabung, diesen Reigungen, war offenbar eine gelehrte Laufbahn vorgezeichnet: doch die Gewohnheit, daß der Sohn in der Regel das Gewerbe des Vaters ergriff, wirkte in den Eltern, und, wie es scheint, auch in ihm selbst noch so stark, daß der Gedanke an das Studiren nicht ernstlich gefaßt wurde.

Auch seiner Erziehung wäre eine solche Laufbahn, besonders wenn es die theologische gewesen wäre, die ihn schon mit dem vierzehnten Jahre von Hause weggenommen und unter die Klosterzucht gestellt hätte, zu Gute gekommen. Denn ihn zu erziehen, fehlte es seiner leidenschaftlichen Mutter an Bildung, dem verständigen Stiefvater (der fromme Vater war ihm früh gestorben) an Sinn für Anderes als das Geschäft, und vor Allem an Gewalt im Hause. So kam er, nach daheim erstandener Lehrzeit, nur auf zwei Jahre in das Ausland, in ein Großhandlungshaus zu Havre de Grace, von wo er, nebst der Fertigkeit in der französischen Sprache, die ihm später während der Kriegsjahre mehrfach zu Statten kam, noch die vollendete Kunst der kaufmännischen Buchführung mit nach Hause brachte. Diese wandte er sofort in dem Geschäfte seines Stiefvaters an, der dafür das Praktische der Handelsgeschäfte, den Einkauf, Verkauf und die Speculation, um so lieber in eigener Hand behielt, je weniger der Stiefsohn hiezu Talent und Lust bezeugte, während eben hiefür der Stiefvater in ausgezeichnetem Maße befähigt war. So blieb für den Ersteren viel freie Zeit, welche er mit allerhand Liebhabereien ausfüllte, die, an sich zwar nicht unedler Art, ihn doch von seinem einmal ergriffenen Berufe immer weiter abführten, immer mehr an ein Leben nach Laune und Bequemlichkeit gewöhnten. Er pflanzte und veredelte Obstbäume, legte Bienenstände an, beobachtete sinnig

die Natur und Haushaltung dieser Thierchen, und schrieb darüber in eine Zeitschrift jener Jahre schätzbare Aufsätze; las alte und neuere Poeten, und vertiefte sich dazwischen in den Mysticismus des Stillingschen „Grauen Mannes.“

In dieser Stellung eines besoldeten Haussohnes stand euer Großvater, als er sich verheirathete, und ihm für seine Familie ein Wohnraum im obern Stockwerke des Handlungshauses angewiesen wurde. Daß in so verwickelten Verhältnissen eure gute Großmutter, neben ihrer Genügsamkeit und rastlosen Thätigkeit, zugleich alle die Klugheit, Selbstbeherrschung, herzgewinnende Freundlichkeit und nicht leicht zu trübende Heiterkeit bedurfte, die ihr theils die Natur, theils die Verhältnisse ihrer jungen Jahre gegeben hatten, um durchzukommen und den Muth nicht zu verlieren, möget ihr euch denken. Ein Töchterchen, dessen Geburt in den ersten Jahren der Ehe die Eltern erfreute, starb bald wieder hinweg. Es folgte ein Söhnlein, Namens Fritz; nicht ich, liebe Kinder, sondern ein älterer Bruder, von dem ich aber nicht zu viel Gutes sagen darf, da mich hernach Jedermann als sein Ebenbild betrachtet hat. Dem sei indeß, wie ihm wolle, so viel muß ich sagen, daß der Knabe gern und fleißig lernte, lenksam und liebevoll und aller Verwandten und Bekannten Liebling war. Doch länger nicht als sieben Jahre sollte diese Freude den Eltern bleiben. Ein bössartiges

Scharlachfieber, wie es scheint, auch vom Arzte verkehrt behandelt, raffte den guten Knaben hinweg. Ein Trauer- und Trostgedicht auf diesen Todesfall von dem verehrten Hausfreunde, Oberhelfer Wischer, dem Vater meines Freundes in Zürich, befindet sich noch unter meinen Papieren. Doch an den armen, nun kinderlosen Eltern versing kein Trost. Mehr als einmal hat die Mutter mir erzählt, wie ihr in jener Zeit oft Abends von tagelangem Weinen die Augen ganz trocken und unbeweglich gewesen seien. Ein Jahr nach diesem Trauerfall wurde ich geboren. Das war Trost. Und dritthalb Jahre nach mir euer guter Oheim; das war Freude. Wir blieben's auch; und haben wir gleich, bald mit, bald ohne Schuld, den guten Eltern manchmal Sorge, so haben wir ihnen doch niemals Unehre gemacht.

Es war im Jahre 1814, und ich sechs Jahre alt, als mein Vater durch den Tod seines Stiefvaters in den Besitz der von seinem Vater begründeten Handlung kam. Er schien am Ziel seiner Wünsche, welche durch den langen Verzug (er stand bereits in seinem 46. Jahre) nur um so leidenschaftlicher geworden waren. Eine Zeit lang ging auch das Geschäft schwunghaft fort. Doch mancherlei Unstern trübte bald das neue Glück. Eine Reihe von Ladendiebstählen brachte empfindlichen Verlust, und der Schreck und Jammer darüber, da lange keine Spur des Thäters zu entdecken war

(ein im Hause beschäftigter Arbeiter zeigte sich zuletzt als solcher), erschütterte die Nerven und untergrub die Gesundheit meiner guten Mutter. Im Jahre 1816 starb König Friedrich, und damit hörte Ludwigsburg auf, Sommerresidenz des Hofes zu sein, woraus besonders auch dem Geschäfte meines Vaters mancher Vortheil erwachsen war. Mittlerweile hatte sich, in Folge von Napoleons Sturz, das Festland den englischen Fabrikaten eröffnet, die nun massenhaft einströmten und die Preise der unter dem Schutze der Continentsperre theurer gefertigten festländischen Waaren schnell herabdrückten. Mein Vater aber hatte nach dem Tode seines Stiefvaters ein beträchtliches Lager solcher Waaren noch zu den früheren hohen Preisen übernommen. Statt nun, was Anfangs mit verhältnißmäßig geringem Verluste thunlich war, so rasch wie möglich mit denselben aufzuräumen, verstockte er sich, sie nicht unter dem Preise herzugeben; während ihr Werth mit jedem Tage tiefer sank, und die Interessen für das todtliegende Kapital sein Vermögen verzehrten. Und sie hätten es aufgezehrt, wenn nicht die Mutter, unter jahrelangen Kämpfen, nach und nach die Veräußerung durchgesetzt hätte; als es freilich längst zu spät und der Verlust ungeheuer war, doch wenigstens noch Zeit, um dem Neuesten zuvorzukommen.

Unter allen diesen Wirren litt die gute Mutter unsäglich; doch unseren glückseligen Kinderaugen waren

sie größtentheils verhüllt. Wir lebten eine recht schöne heitere Knabenzeit. Die Eltern beide, der Vater nicht minder als die Mutter, waren voll Güte und Zärtlichkeit gegen uns, machten und gönnten uns jede gesittete Freude, und ließen sich das Geräusch und die Unruhe, welche unsere Spiele nicht selten mit sich führten, geduldig gefallen. Ein hartes Wort, das der Vater uns wohl einmal in der Hitze gab, machte er bald durch erneuerte Freundlichkeit gut; einen Papierdrachen, den er uns eines Tages wegen verspäteten Heimkommens im Zorne zerschlug, fanden wir am folgenden von ihm selbst wieder zusammengeklebt. Ein geräumiges Haus mit Hof und Altan, Hintergebäuden und allerhand leerem Gelaß, das die Eltern mit der alten Großmutter und einer Tante allein bewohnten, gab unserem Treiben erwünschten Spielraum. Nirgends lieber als in unserem Haus und Hofe versammelten sich die Kameraden, weil sie nirgends mehr Platz und Duldung fanden.

So lange der Vater noch im Geschäfte seines Stiefvaters arbeitete, hatte er in dessen unsern gelegenen Garten, außer seinen Baum- und Blumenpflanzungen, auch einen großen Bienenstand angelegt, in welchem er, wie schon erwähnt, seine Beobachtungen anstellte, bisweilen auch mit Freunden, die jänmtlich dem gebildeten, zum Theil dem gelehrten Stande angehörten, einen geselligen Abend zubrachte. Als er selbst das Geschäft übernahm und nicht mehr so leicht von Hause

abkommen konnte, wurde der Bienenstand auf den Altan des Hinterhauses verlegt. Hier stand nun ein Dugend Bienenstöcke, bald mehr bald weniger, theils in Körben, theils in Holzkasten, alle aber, oder doch die meisten, in Decimalwagen, deren lange Balken mit den kleinen flachen Wagschalen in den innern Gang des Altans hereinsahen, während der Stock an dem kürzern Arme durch Schnüre befestigt ruhte, aber durch Einlegung des entsprechenden Gewichts in die Wagschale gehoben werden konnte. Der Zweck dieser Einrichtung war, ohne Beunruhigung der Bienen während des Sommers die täglichen Gewichts-Veränderungen jedes Stocks auszumitteln, und dadurch eine Uebersicht zu gewinnen, aus welcher die gute oder schlechte Beschaffenheit eines Jahrgangs und seiner einzelnen Monate in Absicht auf Bienenzucht, der Honigertrag der verschiedenen Pflanzen, z. B. des Salbei, der Linde, (letztere in der Lindenstadt Ludwigsburg von besonderer Wichtigkeit) hervorgehen mußte. Jeden Abend daher, vom ersten Frühling bis in den Spätsommer, sobald abgeessen war, nahm der Vater ein Licht, um auf den Altan zu gehen und seine Bienen zu wägen. Wir Knaben pflegten ihn zu begleiten. An schönen Sommerabenden ruhten da die Bienen nach gethaner Arbeit behaglich summend vor und in ihren Körben, während der Duft des eingetragenen Honigs und Blüthenstaubs den ganzen Bienenstand durchdrang. Nun wog der Vater

und schrieb das Gewicht auf die dahängende Schiefertafel; und wie freuten wir uns mit ihm, wenn die Ziffer gegen die gestrige manchmal eine Zunahme von ein bis zwei Pfund bei einem Stöcke auswies! Diese Zahlen wurden dann am Schlusse jeden Monats von dem Vater in ein Buch eingetragen, so daß zuletzt eine Tabelle, wie von Barometerbeobachtungen, vor ihm lag.

Eine Hauptfreude für uns Knaben war im Sommer das Schwärmen der Bienen. So klein die Thierchen sind, so gewährt doch dieses Schwärmen derselben ein wahrhaft erhabenes Naturschauspiel. Wie von dämonischer Gewalt getrieben, ja geworfen, stürzen im Zeitraum weniger Minuten mehrere tausend Bienen aus dem engen Flugloch hervor, erheben sich von dem Stöcke brausend in die Luft, die sie verdunkeln, um, wenn sie sich da gesammelt, weiter zu ziehen, und sich an einen bequemen Gegenstand, einen Baumast, einen Dachvorsprung, als Klumpen anzuhängen, der sofort von dem Bienenvater in einen untergehaltenen Korb gefaßt, und als neuer Stock auf dem Stande aufgestellt wird. Auf dieses Schauspiel zu passen, wenn es nach bestimmten Vorzeichen erwartet werden konnte, ließen wir Knaben uns nicht leicht nehmen, wenn wir auch manchmal einen Bienenstich (denn die Thierchen sind dabei in der leidenschaftlichsten Aufregung) davontrugen.

Nicht immer jedoch verlief die Sache so regelmäßig. Es kam vor, daß der Schwarm, nachdem er sich eine

Zeit lang in der Luft umgetrieben, statt sich irgendwo anzuhängen, unverrichteter Sache wieder in den Korb zurückstürzte. Der Vater wußte wohl, wo das herkam: die Königin mußte nicht mit den Schwärmenden gewesen sein. Darauf richtete er nun seine Untersuchung. Er ging in den Hof hinunter, suchte und suchte, und fand endlich die Majestät mit zerfetzten Flügeln am Boden kriechen. Sie war also zwar mit den andern ausgezogen, aber unfähig, mit ihnen aufzusteigen, zu Boden gefallen. Er brachte sie in den Korb zurück, und konnte nun berechnen, was geschehen würde. Am nächsten sonnigen Mittage wiederholte der Stoc den vereitelten Schwärmversuch, und jetzt stellte sich der Vater, durch seine Bienenkappe mit Drahtvisier und stichfeste Handschuhe geschützt, so auf, daß er auf das Flugloch und Flugbrett sowohl genau sehen, als vorkommenden Falles langen konnte. Trupp für Trupp drängten sich die Völker heraus; auf einmal: Plaz der Königin! Sie schritt vor, und war eben im Begriff, ihren früheren Fall zu wiederholen, als des Vaters geschickte Finger sie ergriffen und in Sicherheit brachten. Die hitzigen Bienenschaaren nichts desto weniger vorwärts und in die Luft — und nun machte der Vater ein allerliebstes Kunststück. Wohlwissend, daß der ausgezogene Schwarm, der über uns brauste, sobald er sich ohne Königin fand, binnen weniger Minuten sich wieder, wie das vorige Mal, in den Stoc zurückstürzen

werde, entfernte er den vollen Stock, aus dem die Kolonie gezogen war, stellte einen leeren Korb an den Platz, und setzte die abgefangene Königin hinein. Kaum war das in höchster Eile geschehen, so begann auch schon der stürmische Rückzug: die ausgezogenen Bienen, durch die Verwechslung getäuscht, warfen sich auf den leeren Korb, zogen ein, fanden mit Ueberraschung ihre vermiste Königin, und trugen voll Vergnügen noch an demselben Tage als Glieder eines neuen Bienenstaats Honig und Wachs ein.

Doch noch kühner als durch solche Versuche drang des Vaters Beobachtungslust in das Innere der Bienenwelt ein. Wenn es mit einem Bienenstaate, bei günstigen Verhältnissen der Witterung, Wohnung u. s. f. doch nicht steht wie es sollte, wenn er im Wohlstand zurückkommt, wenn Räuber sich in seine Thore drängen und dergleichen, so ist jedesmal anzunehmen, daß es an der Königin fehle, daß sie entweder mißgeschaffen, krank, oder gar gestorben sei. Dies mit Sicherheit auszufundtschaften, hatte der Vater einen kurzen Weg. Er kannte ein Gewächs, zu den Pilzen gehörig, Bovist genannt, das getrocknet und angezündet wie Zunder glimmt, und durch seinen Rauch die Bienen, wie jetzt Chloroform die Menschen, auf eine halbe Stunde vollständig betäubt. Ein Stück rauchenden Bovists also wurde in einem durchlöcherten Gefäß unter den Stock gelegt, dessen Haushaltung untersucht werden sollte;

und wenn das Kraut ausgeglimmt hatte und der Korb aufgehoben wurde, lag dessen sämmtliche Bürgerschaft in einem Haufen wie todt auf dem Flugbrett. Wie Bohnen konnten wir nun die Bienen durch die Finger laufen lassen, und da fand sich dann in der Regel, was der Vater hatte erforschen wollen.

Nicht wenig vermehrte unsere Theilnahme an des Vaters Bienenlust der Umstand, daß er bald jedem von uns einen eigenen Stock schenkte, dessen Ertrag an Honig in unsere Sparkasse fließen sollte. Der Bruder hatte Glück mit seinem Stock; auch der meinige schien Anfangs gedeihen zu wollen, bald jedoch wurde er buckelbrütig und ging zu Grunde.

Wie? buckelbrütig? fraget ihr mich erstaunt, was ist denn das? — Ja, das wüßte ich selbst nicht, liebe Kinder, wenn nicht, wie gesagt, der mir vom Vater geschenkte Bienenstock leider buckelbrütig geworden wäre. Ihr wisset doch, in einem Bienenstocke sind außer der Königin, die zugleich die Mutter aller ihrer Unterthanen ist, denn sie allein legt die Eier, noch zwei Klassen von Bienen: die fleißigen Arbeitsbienen, die von allen Blüthen auf Wiesen und Bäumen den süßen Ertrag heimbringen, daheim Wachs ausschwigen und Zellen bauen, Honig aufspeichern und die junge Brut mit Brei aus Honig und Blüthenstaub versorgen; und zweitens, die Männchen, die dicken sogenannten Drohnen, die nichts thun, als ihrer Monarchin den Hof zu machen,

übrigens sich die von den Arbeitern eingebrachten Süßigkeiten schmecken zu lassen, im Stocke spazieren zu gehen und vor demselben spazieren zu fliegen; denn daß sie die Eier sollten ausbrüten helfen, ist vermuthlich eine Fabel. Glücklicherweise bilden diese Verzehrer in einem wohleingerichteten Bienenstaate bei Weitem die Minderzahl; es sind ihrer nicht so viele Hundert als der Arbeiter Tausend; ja wenn es dem Winter zu geht und die Nahrung knapp wird, machen die Arbeiter wenig Umstände und stechen die Fresser, denen kein Stachel zu Hülfe kommt, sammt und sonders todt. Es legt also die Königin ordentlicher Weise zweierlei Eier, männliche und weibliche; denn die Eier, aus welchen Königinnen hervorgehen, sind — ein bürgerfreundliches Naturspiel! — von denen, aus welchen gemeine Arbeitsbienen werden, ursprünglich nicht verschieden, sondern nur die kleinere oder größere Zelle, in welche das Ei gelegt wird, gleichsam der Raum der Wiege, bestimmt den Unterschied. Auch für die Drohneneier ist eine Anzahl größerer Zellen als die für Arbeitsbienen, obwohl kleiner als die königlichen, bereit; sollen Drohneneier in Arbeiterzellen Raum für ihre Entwicklung finden, so muß dadurch nachgeholfen werden, daß deren gewöhnlich flacher Deckel mit einer Wölbung, oder einem Buckel, versehen wird. Wenn nun in einem Stocke die für Arbeiterbrut bestimmten, sonst flach gedeckten Zellen solche gewölbte Deckel zeigen, so

heißt der Stod buckelbrütig: und das ist dann freilich ein schlimmer Umstand. Es heißt nämlich nichts Anderes, als daß in einem Bienenstaate (durch Untüchtigkeit der Königin, die nur Drohneneier legen kann) nur noch Verzehrter, und keine Arbeiter und Erwerber mehr nachwachsen; gerade wie wenn es in einem Menschenstaate nur noch Prinzen, Junker und Beamte, aber keine Bürger und Bauern mehr geben sollte; wobei ein Ende mit Schrecken nicht lange ausbleiben könnte. So, liebe Kinder, erging es eurem Vater mit seinem Bienenstocke, der buckelbrütig wurde; und daher hat er von dort an so eifrig darauf gehalten, daß im Hause wie im Staate nicht mehr verzehrt als erworben, nicht mehr ausgegeben als eingenommen werde.

Doch da bin ich in das Bienenkapitel hineingerathen, bin redselig geworden und von meinem eigentlichen Gegenstande — ich wollte euch ja von meiner Mutter erzählen — abgekommen. Denn mit des Vaters Bienenwesen hatte die Mutter nichts gemein, ja sie war demselben abgeneigt. Nicht als hätte es ihr an Natursinn gefehlt, den sie besaß wie Wenige; aber sie stellte sich hier streng auf den praktischen Standpunkt. Wäre der Vater ein großer Herr, meinte sie, ein reicher geschäftsloser Mann, so würde sie solche Verwendung seiner Mußestunden und seines Geldes loben. In seiner Lage hingegen, wo nur ungetheilte Aufmerksamkeit

und angestrenzte Thätigkeit im Geschäfte den drohenden Ruin noch abwenden könne, sei solche Zerstreuung, solche Ausgaben (denn als Erwerbsquelle betrieb der Vater seine Bienenzucht wahrhaftig nicht) geradezu vom Uebel. Dabei blieb sie, und hatte, wie gewöhnlich zu spät, die Genugthuung, daß der Vater endlich, als ihn auch zunehmendes Alter bequemer machte, ihr folgte und den Bienenstand abgehen ließ.

Doch auch der Zeitordnung bin ich über diesen Erzählungen ein Stück weit vorangelaufen. Aus meinen früheren Schuljahren habe ich die Ankunft eines kleinen Brüderchens nachzutragen, das mir als ein zartee, sinniges Wesen im Gedächtniß lebt, das aber, zu meinem lebhaften Schmerz, uns schon im ersten Jahre wieder entrisen wurde. Und leider hatte der kleine Spätling die letzte Kraft der ohnehin schon leidenden Mutter mitgenommen. Eine Reihe von Jahren, bis gegen das Ende meiner Klosterzeit, war sie von da an in einem solchen Zustande von Nerven- und Gliederschwäche, daß man völliges Contractwerden befürchtete. Nur elend und mühsam konnte sie noch gehen, ihren häuslichen Geschäften vermochte sie, die an rastlose Thätigkeit gewöhnte, zuletzt nicht mehr selbst nachzukommen. Doch, wenn sie auch nicht zugriff, wenn sie auch nur im Sessel saß, lenkte sie Alles. Der Vater, wenn er gleich bei Weitem nicht immer that, wozu sie ihn trieb, oder unterließ, wovon sie ihn abmahnte, that doch nicht

leicht etwas, auch im Geschäfte nicht, ohne ihren Rath eingeholt zu haben, und er befand sich immer wohl dabei, wenn er ihr folgte.

Der drohenden Lähmung zu begegnen, wurde der Mutter der Besuch des Wildbades verordnet. Wie schwer riß sie sich los von uns Kindern, die ihrer Pflege, einem Manne, der ihres Rathes und Beistandes, einem Geschäft und Hauswesen, das ihrer Leitung jeden Tag, jede Stunde bedurfte. Aber sie ging, und sie hatte die Geisteskraft, weil sie wußte, daß ohne das keine heilsame Wirkung des Bades möglich war, alle Sorgen daheimzulassen, und die ihr vorgeschriebene Kurzeit über so heiter und aufgeräumt zu sein, als hätte sie das bestbestellte Haus zurückgelassen. Nur wer, wie ich, weiß, wie innig sie an diesem Hause hing, wie ganz sie in und für die Ihrigen lebte, ermist die Willensstärke, die sie hiezu aufbieten mußte. Vier Sommer nacheinander, von 1817 an, wiederholte sie den Gebrauch des Wildbades, aber ohne wesentlichen Erfolg, da das Wasser sie mehr anzugreifen als zu stärken schien.

Da verlautete im Frühling 1821, daß ein Müller bei dem Dörfchen Neustadt in der Nähe von Waiblingen eine Schwefelquelle aufgefunden habe, und sein Tochtermann daran sei, ein Badehaus einzurichten. Der Arzt meinte, vielleicht möchte eine solche Quelle den Umständen der Mutter eher angemessen sein, und

nachdem der Vater an Ort und Stelle die Einrichtungen angesehen hatte, die freilich noch sehr in den Anfängen standen, wurde für den Sommer jenes Jahres der Versuch beschlossen.

Und er täuschte die Erwartung nicht. Nach etlichen Wochen verließ die Mutter den Badeort, wo ihr auch die freundlichste Pflege von Seiten der jungen Wirthsleute zu Gute gekommen war, wesentlich gebessert, obwohl begreiflich die Schwäche noch lange nicht gehoben, sondern voraussichtlich noch mehrere Jahre lang die Wiederkehr zu der wohlthätigen Quelle erforderlich war. Nachdem im Laufe der folgenden Jahre die Kur etwa viermal wiederholt worden, fand sich die gute Mutter so weit gestärkt, daß sie sich eine weitere Fortsetzung derselben nicht mehr gestatten mochte, da sie ihrem häuslichen Berufe, wenn auch nicht ohne Mühseligkeit, doch wieder nachzukommen im Stande war. Unsere Freude war groß, da wir sie als uns neu geschenkt betrachten mußten, nachdem ein Jedes, wie sie selbst, im Stillen sich bereits auf das Schlimmste gefaßt gemacht hatte.

Im Herbst nach jener ersten Kur, welche die Mutter in Neustadt gebraucht hatte, kam ich zur Vorbereitung auf meinen selbstgewählten theologischen Beruf in das Kloster Blaubeuren, und es läßt sich denken, daß der zärtlichen Mutter der Abschied und die weite Entfernung der einen Hälfte ihres geliebten Kinder-

paars nicht leicht wurde. Doch blieb ihr vorerst noch mein Bruder Wilhelm, der nicht nur seine Schuljahre erst zu vollenden hatte, sondern auch später die Lehrzeit in dem väterlichen Haus und Geschäfte zubringen sollte. Ein gutartiger zweiter Lehrling wurde zu seiner Gesellschaft und Unterstützung angenommen, und diese Lehrjahre des Bruders hat die Mutter nachher jederzeit zu den angenehmsten ihres Lebens gerechnet. Von den gutmüthigen Eulenspiegeleien der beiden jungen Leute, von den unschuldigen Neckereien, die sie ausübten, von den kleinen Anstößen, welche die Mutter gutzumachen und vor dem aufbrausenden Vater zu vertuschen hatte, pflegte sie noch spät mit besonderem Vergnügen zu erzählen. Denn so ernst auch die Verhältnisse waren, mit denen sie zu ringen hatte, so schwer die Last des Siechthums, die noch immer auf ihr lag: die Heiterkeit ihres Geistes ließ sich nie in die Länge trüben, und zu einem Scherze war sie immer aufgelegt. An Kindern und jungen Leuten insbesondere war ihr einiger Muthwille lieber, ja selbst einer Unart, die nicht aus bösem Herzen kam, sah sie eher nach, als geziertem oder altflugem Wesen, das ihr auf nichts Gutes zu deuten, zu nichts Gutem zu führen schien.

Mit mir eröffnete sich seit meinem Abgang in das Kloster von dem elterlichen Hause aus ein Briefwechsel, der, wie er durch die achtzehn Jahre, welche die gute Mutter von da an noch zu leben hatte, hindurchging,

was ihre Briefe betrifft, fast ohne Lücken noch in meinem Besitze ist. Anfangs liefert der Vater den Text, den die Mutter nur mit kürzeren Nachschriften begleitet; mit den Jahren jedoch kehrt das Verhältniß sich allmählig um, und die Mutter wird die Hauptbriefstellerin. Immer inniger rankten Mutter und Sohn sich aneinander an; sie selbst entwickelte sich gleichsam noch einmal mit meiner Entwicklung und später mit meinen Kämpfen; wie andererseits ich ihren ganzen Werth erst nach und nach während der Ferienbesuche verstehen lernte, die ich, allmählig heranreisend, vom Kloster und dann von der Universität aus bei den Eltern machte.

Diese Ferienaufenthalte, so wohlthätig sie für mein, besonders Anfangs, im Kloster sehr verwaistetes Gemüth waren, so fehlte ihnen doch zugleich ein recht bitterer Beigeschmack nicht. Immer weniger nämlich konnte mir bei zunehmenden Jahren der abnehmende Wohlstand der Eltern verborgen bleiben. Sah ich doch, wie von den beiden Gehülfen, die bei meinem Abgang in das Kloster noch in dem Geschäfte gewesen waren, erst einer, endlich auch der andere abgeschafft wurde. Die Mutter aber hielt es für Pflicht, wie es ihr Herzenserleichterung war, die Sorgen, mit denen sie sich ankämpfte, dem heranwachsenden Sohne mitzutheilen. Die Schulden, die bei der Uebernahme des Geschäfts hatten gemacht werden müssen, konnten nicht abbezahlt werden, die abzutragenden Zinsen drückten schwer, wäh-

rend Umtrieb und Werth des Geschäfts sich zusehends verminderten. Ob durch endliches Loßschlagen der alten Waaren zu jedem Preise noch zu helfen sein würde, stand dahin; aber der Vater wollte sich ja zu jenem Loßschlagen noch immer nicht verstehen. So stand Bankerott, öffentliche Schande, in unmittelbarster Aussicht. Wie wird das Bild aus meiner Seele schwinden, wie die Mutter eines Abends vor Schlafengehen, mit schon aufgelöstem grauem Haar neben mir auf dem Sopha sitzend, mir diese Verhältnisse, ihre Kämpfe und Sorgen offenbarte.

Doch sie selbst war es dann wieder, welche so düstere Gedanken zu beschwören und Ruhe und Heiterkeit in die Herzen zurückzuführen wußte. Das Mittel, wodurch sie für sich aller Kummernisse, aller Verstimmungen Meister wurde, war unausgesetzte pflichtmäßige Thätigkeit, verbunden mit dem festen Glauben an eine weise und gütige Vorsehung, welche, sofern nur der Mensch nach Kräften das Seinige thue, zuletzt Alles wohl machen werde. Darin bestand im Grunde auch ihre Religion. Es war eine Religion des gewissenhaften Handelns auf der einen, des gläubigen Vertrauens auf der anderen Seite. Ganz abweichend verhielt sich auch in diesem Stücke der Vater. Ihm genügte diese Religion nicht, weil er ihr nicht genügte. Er wußte sich mit dem pflichtmäßigen Handeln so sehr im Reife, daß er nothwendig etwas außer ihm

haben mußte, daß in die Lücke trat. Das war der Versöhnungstod Christi, auf dessen sündentilgende Kraft er sich verließ. Ihm wurde es leichter, ein für allemal felsenfest zu glauben, als jeden Tag von Neuem den Kampf mit seinen Neigungen und Leidenschaften zu beginnen. Die Mutter machte sich über das Geschleppe von Glaubenssätzen lustig, mit dem er sich behänge, während ihr Glaube so kurz und einfach beisammen sei. Christus, über dessen göttliche Natur, dessen geheimnißvoll heiligen Namen, dessen welterlösendes Opferblut, der Vater sich in düstern Speculationen erging, war der Mutter ein weiser, gottgesendeter Lehrer, ein tugendhafter Mensch, dessen Martyrthum uns aber nichts helfen konnte, wenn wir nicht seiner Lehre nachlebten, seinem Beispiele folgten.

Bibellesen, Kirchengehen, mit mechanischer Regelmäßigkeit als verdienstliches Werk, oder auch nur als vermeintliche Religionspflicht betrieben, waren ihr lächerlich, und eine gutherzige Tante in unserem Hause, die in beiden Stücken einer musterhaften Pünktlichkeit sich rühmen durfte, war oft die Zielscheibe ihrer freundlichen nie verletzenden Scherze. Sie selbst besuchte die Kirche gern, doch nur wenn sie einen Prediger wußte, der in ihrem Sinn erbaulich, d. h. in hellem praktischem Geist, und zugleich mit Wärme und Gefühl predigte. Wie einmal ein katholischer Pfarrer der Stadt dies mehr als die evangelischen zu leisten schienen, besuchte sie län-

gere Zeit die katholische Kirche. In diesem Sinne wählte sie auch ihre häuslichen Erbauungsbücher aus. Als die „Stunden der Andacht“ erschienen, waren ihr diese sehr willkommen, und manche der Betrachtungen dieses Buches hat sie an unvergeßlichen Abenden mit uns Söhnen gelesen. Im Gesangbuch waren ihr die Lieder von Gellert und ähnliche die liebsten; in dem Liede: „Ich soll zum Leben dringen“, fand sie ihre innigste, heiligste Ueberzeugung wieder. Auch diejenigen Lieder, in welchen die freudige Aussicht auf ein Leben und eine Vergeltung nach dem Tode ausgesprochen war, thaten ihrem Herzen wohl. Die gute Mutter war sich nicht bewußt, daß sie mit ihrer immer frischen Thätigkeit, ihrem reinen, liebeichen, anspruchlosen Sinne, den Himmel schon hier im Busen trug.

Gewissermaßen zu der Religion meiner Mutter gehörte auch ihre Freude an der Natur. In ihr sah sie das Werk eines weisen und gütigen Schöpfers, das sie nie genug bewundern konnte. An einem schönen Frühlingstage oder Sommerabend in einer anmuthigen Gegend zu wandeln, gab ihr die Stimmung der heitersten Andacht, des frömmsten Entzückens. Da äußerte sie wohl, daß sie an die Katechismuslehre vom Weltuntergang niemals habe glauben können, denn es sei ihr undenkbar, daß Gott ein so herrliches Werk jemals sollte zerstören wollen. Vor zwei Thoren Ludwigsburgs befinden sich zwei Parkwäldchen, das eine das Oster-

holz, das andere der Salon genannt, wo im Schatten der Bäume eine Menge von Maiblumen wächst. Dabin ging die Mutter, so lange wir Söhne noch daheim waren, mit uns, später mit der Tante, regelmäßig jedes Frühjahr einmal, um einen Strauß Maiglöckchen zu pflücken, und noch die alte Frau war dabei wie ein Mädchen beglückt.

Freude hatte die Mutter auch am Gartenwesen; noch mehr hat sie sich oft, in Folge von Jugenderinnerungen, einen Weinberg gewünscht: aber weder diesen noch einen eigenen Garten gönnte ihr das Geschick. Ein kleines Gartenfleckchen, hinter einer Scheune gelegen, überließ ihr ein Schwager, dem es neben größeren Gärten überflüssig war, zur Benutzung. Das Gärtchen war kaum größer als ein großes Zimmer: und doch, wie viel Glück wußte die genügsame Frau dem kleinen Fleckchen abzugewinnen! Hier pflanzte sie das nöthigste Grünzeug und etliche Gemüse für ihre Küche, und fand auch noch für Veilchen, Aurikeln und ähnliche bescheidene Blumen ein Plätzchen aus. Da häusliche Geschäfte und körperliche Schwäche ihr selten größere Spaziergänge erlaubten, so gab ihr der Gang in ihr Gärtchen doch frische Luft, bisweilen auch Erholung von häuslichem Kummer und Verdruß. Noch sehe ich sie dahin wandeln im einfachen Rattunfleid und Haube, mit dem flachen Gartenkörbchen unterm Arm, oder mit dem gefüllten zurückkommen. O Georgine,

wie einfach war deine Großmutter in ihrem Anzug. Ach, der edelste Gehalt hat nur um so mehr Werth, je schlichter die Form ist, in der er sich gibt. Wird mein liebes Kind das einmal verstehen lernen? Gar gerne begleitete ich die Mutter in ihr Gärtchen, und half ihr in ihren ländlichen Arbeiten. Noch in ihren letzten Jahren, als ich schon mit der halben Welt im Kriege lag, erinnere ich mich mit Vergnügen, ihr die kleinen Wege getreten zu haben zwischen ihren Beeten. Ach, wer dich auch jezt besitzen mag, du liebes Fleckchen Erde, sei mir gesegnet für den Trost und die Erquickung, die du so oft meiner guten Mutter gespendet hast!

Etwa zehn Jahre lang hatte die Stärkung, welche das Neustädter Bad meiner Mutter gewährt hatte, so ziemlich vorgehalten, als um das Jahr 1836 ihre Gesundheit von Neuem zu wanken begann. Leider muß ich sagen, daß ich selbst vielleicht die unschuldige Veranlassung dieser Störung war.

Im Sommer vorher hatte ich mein Leben Jesu herausgegeben, und welche Anfeindungen ich mir dadurch zuzog, in welche Kämpfe mich verwickelte, ist bekannt. Man entfernte mich von meiner Stelle am Stift zu Tübingen, und übertrug mir die Stellvertretung an der obersten Klasse des Lyceums meiner Vaterstadt. Vielleicht erwartete die Behörde, ich werde das Gebotene ausschlagen; aber ich nahm es schwer,

aus dem öffentlichen Dienst der Kirche oder Schule zu scheiden, und bezeugte mich willig, die Stelle anzutreten. Die Mutter wunderte sich über meinen Entschluß, ja er setzte sie in Verlegenheit. Kam ich nach Ludwigsburg, so erforderte es der Anstand, daß ich in dem überflüssig geräumigen Hause der Eltern wohnte; aber die Stimmung des durch die Jahre ohnehin verdüsterten Vaters gegen mich war in Folge der Wirkungen meines Leben Jesu so, daß das Beisammenwohnen unmöglich erfreulich ausfallen konnte. Das wußte die Mutter an Ort und Stelle besser als ich es in Tübingen wußte; auch gab sie es mir zu verstehen; aber — kurz ich kam, und die Mutter behielt Recht. Es gab peinliche Scenen, zumal auch ein Aufheßer nicht fehlte, der Del ins Feuer goß, indem er jeden Schmähartikel, jedes Libell gegen mich, deren damals jede Woche etliche brachte, dem Vater zusteckte; peinlich für mich, peinlich mehr noch für die Mutter, gegen welche der Vater, der sich gegen mich mehr zurückhielt, seinen vollen Unwillen herausließ, so daß sie jeden Augenblick einen häßlichen Bruch zwischen Vater und Sohn befürchten mußte. Nach Jahresfrist gab ich die Stelle auf und zog nach Stuttgart: aber die Mutter hat mir später gestanden, daß die Gemüthspein jenes Jahres ihrer Gesundheit einen harten Stoß gegeben habe.

Sie selbst war natürlich schmerzlich berührt von den Anfechtungen, die ich mir durch jenes Buch zugezogen,

von dem Verlust so schöner Aussichten, die ich dadurch verscherzt hatte; ihrer religiösen Denkart nach waren ihr zwar die meisten der biblischen Wundergeschichten, die ich in meinem Buche in das Gebiet der Sage verwies, höchst gleichgültig; doch bis zu der Spitze mitzufortzugehen, zu welcher mich der Weg folgerichtiger Wissenschaft geführt hatte, lag ihr natürlich fern; auch sie könne nicht Alles glauben, was in der Bibel stehe, bekannte sie, aber sie lasse es eben dahingestellt; und dabei hätte auch ich es bewenden lassen sollen, war ihr ächt weibliches Gutachten, das sie übrigens selbst nicht ohne Lächeln aussprechen konnte. Die Reinheit meiner Absicht ohnehin, das Ehrenwerthe meiner Aufrichtigkeit, wenn sie diese auch oft Unflugheit schalt, verkannte sie keinen Augenblick, und so dienten diese Kämpfe, da ihr überdies das Unrecht zu Herzen ging, das sie mir geschehen sah, statt uns zu trennen, vielmehr dazu, uns um so inniger aneinander zu schließen, die Geistesgemeinschaft zwischen Mutter und Sohn zu vollenden.

Im Sommer 1836 (ich war damals noch in Ludwigsburg, das ich erst im Herbst verließ) fand sie sich genöthigt, nach vielfähriger Unterbrechung wieder zu dem Neustädter Bad ihre Zuflucht zu nehmen. Es blieb auch diesmal nicht ohne Wirkung, obgleich manche Badegäste schlecht genug dachten, den Haß, den ich mir so eben bei einigen Frommen und bei allen Heuchlern zugezogen hatte, die unschuldige Mutter entgelten zu

lassen. Daß ein Beamter, der sich hierin besonders bemerkbar machte, bald nachher wegen Betrugs in das Zuchthaus kam, gereichte mir, ich bekenne meine Sünde, zu nicht geringer Befriedigung.

Das folgende Jahr verging leiblich; doch im Jahr 1838 fand die Mutter, um sich für den kommenden Winter zu stärken, abermals räthlich, das altbewährte Bad zu besuchen. Diesmal hatte sie es mit der Gesellschaft besser getroffen; der erste Grimm gegen mich im Publikum war vorüber, und die Mutter selbst für sich, die kleine, zarte Frau mit dem großen ausdrucksvollen Auge, dem schlichten, heitern und doch bedeutenden Wesen, erweckte überall Zuneigung und Hochachtung. So erwies ihr diesmal die Badegesellschaft, sowohl während ihres Aufenthalts, als auch besonders bei ihrem Abgang, so viel Liebe und Ehre, daß die bescheidene Frau ganz erstaunt war. „Solche Ehre“, schrieb sie an mich, „ist mir in meinem Leben noch nicht widerfahren; Schade, daß es nun seinem Ende so nahe ist; ich würde dies als ein Zeichen einer glücklicheren Lebensperiode ansehen.“

Die Erfrischung und Stärkung, welche ihr das Bad gebracht hatte, erwies sich nicht als nachhaltig. Im Winter stellte bedenkliches Nasenbluten und zeitweise kurzer Athem sich ein. Meine Berufung nach Zürich, die eben um jene Zeit erfolgte, gab ihr kurze Freude; denn bald liefen die Nachrichten von den wüsten

Bewegungen ein, welche die Zurüdnahme derselben zur Folge hatten. Sie überließ mein Schicksal jener höheren Leitung, auf welche sie während ihres ganzen Lebens ihr Vertrauen gesetzt hatte. Um die Mitte des März 1839 wurden die Zufälle beängstigend; der Vater berief mich, und ich kam. Ich fand die gute Mutter schwach, aber bei völligem Bewußtsein, voll Liebe, Ergebung, Heiterkeit, wie immer. Die Schwäche jedoch nahm stündlich zu, und nach wenigen Tagen machte eine Lungenlähmung dem theuren Leben im Alter von 67 Jahren ein Ende.

Die Mutter ließ mich in wilden Schicksalsstürmen, auch den Bruder noch in schwankender Lage zurück; oft aber habe ich sie in der Folge glücklich gepriesen, daß sie die schlimmeren Stürme nicht erlebte, welche wenige Jahre nachher mein Lebensschiff gegen die Klippen geschleudert haben. Jetzt, nachdem der Schiffbruch überstanden, der beste Besiß, ihr, liebe Kinder, aus demselben gerettet, auf das Uebrige verzichtet, und mein Fahrzeug im Hafen ist, jetzt möchte ich oft die gute Mutter wieder um mich haben, mich mit ihr, wie ehemals, traulich unterhalten, ihr ihre Enkel und euch die Großmutter zeigen, euch von ihr unterweisen lassen und auf ihr Vorbild verweisen. Es ist nicht möglich, und weil es nicht möglich ist, habe ich diese Zeilen für euch geschrieben, von denen ich weiß, ihr werdet sie mir noch in Zukunft danken.

Denn das Andenken guter Menschen bleibt nicht bloß im Segen, sondern es spendet auch Segen fort und fort. Aber gleich dem Wasserquell will es gefaßt sein, um nicht bald im dürren Boden zu versickern. Hier habe ich nun das Andenken einer guten Mutter zum bescheidenen Brunnen gefaßt, und gesegnet seien Kinder und Enkel, gesegnet alle von Geschlecht zu Geschlecht, die daraus trinken!

III.

König Wilhelm von Württemberg.

Geboren den 27. September 1781, gestorben
den 25. Juni 1864.

*Sine ira et studio,
quorum causas procul habeo.*

Wenn in einem mit Menschen angefüllten Raume die lange geschlossene Thür einmal aufgeht, so wird, ohne Rücksicht darauf, wer es ist, der hinausgeht oder hereinkommt, vor Allem der eindringende frische Luftzug mit Erleichterung empfunden. Das ist naturgemäß die vorläufige Empfindung in Württemberg bei dem endlich eingetretenen Regierungswechsel, ganz abgesehen davon, wie man über den dahingeshiedenen Herrscher urtheilen und was man von dem neuen erwarten mag. Jetzt muß doch Manches anders werden, denkt man, was allzulange so gewesen ist: ob besser, wissen wir freilich noch nicht; aber schon daß es anders werden wird, ist eine Befriedigung. Es müssen da und dort neue Persönlichkeiten an's Ruder

kommen, wo schon die alten verschwinden zu sehen, als Bürgschaft des Fortschritts erscheint.

König Wilhelm war der Nestor der europäischen Regenten, und daß er sich zu Zeiten auch für den Salomo unter denselben hielt, war bei den obwaltenden Umständen nicht einmal besonders hoch gegriffen; aber selbst Salomo ist im Alter schwach geworden, selbst in des großen Friedrich letzten Jahren hat man sich nach einem Regierungswechsel gesehnt: und König Wilhelm regierte sieben Jahre länger denn Salomo, ein und ein halbes Jahr länger als Friedrich. Daß gegen das Ende einer so langen Regierungsperiode in einem Staate, der nicht durch reges parlamentarisches Leben im Innern, durch große Weltbeziehungen nach Außen sich selbst erfrischt, mit dem steigenden Greisenalter des Regenten eine gewisse Verknöcherung, ein Stocken der höheren Functionen, wenn auch das äußere Getriebe nothdürftig fortklappert, mit dem Marasmus des Fürsten ein Marasmus des Staates eintreten muß, ist in der Ordnung der menschlichen Dinge, und begründet an sich noch ebenso wenig einen Vorwurf gegen den greisen Herrscher, als das unwillkürliche Aufathmen beim Abschluß dieses Zustandes von Seiten der Staatsangehörigen ein Umdank gegen den Verstorbenen heißen kann.

Wenn man, am Ende einer so langen Regierung auf deren Anfang zurückblickend, nur einen bescheide-

nen Theil der Erwartungen erfüllt findet, die man damals von ihr hegte, so ist auch das an sich nur das allgemeine Naturgesetz, wornach nicht alle Blüthen Frucht ansetzen, nicht alle Früchte reifen; wie ja auch unter uns übrigen Menschen kein einziger schließlich so viel leistet, als man in seiner besten Zeit von ihm erwartet hatte. Bei seinem Anfang hatte König Wilhelm vor allen Dingen das Glück, im rechten Lebensalter zur Regierung berufen zu werden. Wie alte und wieder neueste Beispiele lehren, ist es viel werth, daß ein Fürst zwar nicht eher zur Regierung komme, als wenn er die ersten Hörner schon abgelaufen, doch aber noch ehe er die zweiten Zähne stumpf gebissen hat: Wilhelm von Württemberg bestieg mit 35 Jahren den Thron. Ein weiterer Vortheil war die Folie, die sein Vater, der wohl bekannte dicke König Friedrich, ihm ließ. Dieser merkwürdige Selbstherrscher war einer von denjenigen deutschen Fürsten gewesen, die unter der Sonne des ersten Napoleon wie Salathäupter in die Höhe schossen: er war binnen dreier Jahre vom Herzog zum Kurfürsten, vom Kurfürsten zum König, und zwar zum souveränen, nach Außen von keinem Kaiser mehr abhängigen, nach Innen an keine Verfassung mehr gebundenen König avancirt. Als solcher hatte er nun, während die Söhne seines Landes die französischen Heere gegen Oestreich, Preußen und Rußland verstärken halfen, im Innern mit sultanischer

Willkür gewaltet. Kein Recht wurde geachtet, Belieben und Laune des Gebieters waren höchstes Gesetz, die Festung Hohen-Asperg die ultima ratio, womit jedes Widerstreben zu Boden geschlagen wurde. Unter unwürdigen Günstlingen und verächtlichen Mignons trieb sich der durch Geist und Bildung eines Besseren fähige Monarch herum, sein liebstes Vergnügen die Jagd, die durch Wildschaden und Frohnen zur grausamen Geißel des Landvolks wurde; während eine verschwenderische Hofhaltung, bei der Unterschleif und Diebstahl von oben bis unten an der Tagesordnung waren, die ohnehin durch die Kriegsläufe erschöpften Finanzen des kleinen Landes vollends zerrüttete.

Dem allem wurde mit König Wilhelms Regierungsantritt ein schnelles Ende gemacht. Schon als Kronprinzen wußte man ihn mit der französischen Politik seines Vaters nicht einverstanden; nur ungern war er der großen Armee nach Rußland, desto lieber hernach den verbündeten Heeren nach Frankreich gefolgt, wo er sich in verschiedenen Schlachten, wenn auch nicht als großen Feldherrn, doch als herzhafte[n] Commandeur bewährt hatte. Einer ihm angesonnenen Heirath mit Napoleon's Adoptivtochter, der Prinzessin Stephanie, hatte er, wie man wissen wollte, durch rasche Vermählung mit einer bairischen Prinzessin (von der er sich bald wieder trennte) zu entgehen gesucht; was gute alte Würtemberger noch heute zu bedauern pflegen, in der

Ueberzeugung, daß in Folge davon ein großer Theil des Gebiets, womit nachmals Baden vergrößert worden, Württemberg entgangen sei. Zur Regierung gelangt, setzte König Wilhelm in kürzester Frist die Hofhaltung auf den einfachsten Fuß, stellte den Jagdunfug ab, legte Hand an die Ordnung des Staatshaushalts, und daß brutale despotische Gebahren des Vaters machte einem menschlichen, besonnenen Walten Platz. Die Theurung und Noth, die eben damals in Folge mehrerer Fehljahre herrschte, erschwerte einerseits dem neuen König seinen Antritt; während sie andererseits ihm und noch mehr der Gemahlin seiner Neigung, der hochsinnigen russischen Katharina, Gelegenheit gab, durch Fürsorge für die Armen, durch Begründung gemeinnütziger Anstalten, die Herzen des Volks zu gewinnen.

Aber ein Knäuel war noch abzuhaupeln, den fürstliche Willkür am einen und Hartnäckigkeit von Seiten der Volksvertreter am andern Theile unlösbar verwickelt zu haben schien: die Verfassungsangelegenheit. Als er nach Napoleon's Sturz einjah, daß es nicht mehr anders gehen werde, da selbst auf dem Wiener Congresse ständische Verfassungen für die Staaten des deutschen Bundes in Aussicht genommen wurden, hatte sich König Friedrich herbeigelassen, auch seinem Lande eine solche zu gewähren. Es war aber nicht die alte, von ihm vor neun Jahren umgestoßene Landesverfassung gewesen; von dieser urtheilte er vielmehr, sie habe im

Drange der Zeiten zu Grunde gehen müssen, und bot nun von sich aus eine neue, wie er sie für die geänderten Verhältnisse passender erachtete; auf welche aber, so wenig sie ihrem Inhalte nach im Ganzen verwerflich heißen konnte, doch die von ihm berufenen Stände sich nicht einlassen wollten, weil sie, im Einklang mit der im Lande herrschenden Stimmung, die alte Verfassung als noch zu Recht bestehend betrachteten. Verhandlungen herüber und hinüber, darunter weitgehende Zugeständnisse von Seiten des Königs, hatten zu keiner Einigung geführt, und König Friedrich war über diesem Streit am 30. Oktober 1816 gestorben.

Sein Nachfolger hatte bald nach seinem Regierungsantritte die Unterhandlungen wieder aufgenommen und einen neuen Verfassungsentwurf vorgelegt, der, besonders in der verbesserten Gestalt, wie er zuletzt als Ultimatum geboten war, alle billigen Wünsche befriedigen konnte. Aber auch dieser Entwurf wurde von der Versammlung, die an der alten Landesverfassung selbst in ihren offenbaren Fehlern hing, verworfen; weswegen der König dieselbe sofort auflöste, um einen Theil dessen, was er seinem Volke mittelst der Verfassung hatte gewähren wollen, nun auf eigene Hand ins Leben zu rufen. Erst nach zwei Jahren berief er abermals eine Ständeversammlung und legte ihr seinen Verfassungsentwurf von Neuem vor, aus welchem unterdessen, in Benützung der Zeitumstände und Anbeque-

mung an Oesterreich, verschiedene liberale Bestimmungen entfernt worden waren. Aber so stark wirkte das Damoclesschwert der Karlsbader Conferenzen, das eben damals über dem jungen Leben der süddeutschen Verfassungen hing, daß nunmehr die weniger gewährende Verfassung ebenso eifertig angenommen wurde, als früher die mehr gewährende hartnäckig abgelehnt worden war. Wenn man geurtheilt hat, daß dieses Benehmen der Volksvertreter in seinem Anfang einen von Hause aus freisinnigen und wohlwollenden Fürsten unnöthigerweise verstimmt, mit Mißtrauen und Widerwillen gegen das von ihm selbst ins Leben gerufene Institut erfüllt, in seiner Schlußwendung hierauf ihm eine gewisse Geringschätzung des Volks, seinem fürstlichen Wohlmeinen und Besserwissen gegenüber, beigebracht habe, so ist daran gewiß etwas Wahres; sofern man nur nicht verkennet, daß bei des Königs Art und der Lage der Verhältnisse die Dinge früher oder später doch denselben Gang genommen haben würden.

König Wilhelm hatte in seinem Wesen unstreitig verschiedene der Eigenschaften, welche zu der Grundlage einer tüchtigen Regentennatur gehören. Er war ein Mann von hellem Verstande, nüchterner Sinnesart, mäßigen Leidenschaften, beharrlicher, zäher Willenskraft. Er war arbeitssam, ordnungsliebend, wirthschaftlich, in seinem täglichen Leben von soldatischer Einfachheit, ein Feind von Prunk und Repräsentation, und, ein paar

kostspielige Liebhabereien abgerechnet, auf das Solide, Nützliche gerichtet. War er in diesen Eigenschaften ein ächter Sohn des Volksstamms, zu dessen Herrscher er berufen war, so waren zwei andere Gaben, die sonst gleichfalls zu der Naturausstattung dieses Stammes gehören, Gemüth und Phantasie, ihm nur in verkürztem Maße zu Theil geworden. Bewahre der Himmel jedes Volk vor einem Fürsten, bei dem es sich umgekehrt verhält! Der vorwiegend nur Gemüthliche wird schwach und zum Schlimmsten zu verleiten, der Geist- und Phantasiereiche ohne hinlängliche Widerlage von Seiten des Verstandes und Willens haltungs- und bodenlos sein: aber der vorzugsweise Verstandes- und Willenskräftige ohne die mildernde und erhebende Einwirkung jener andern Factoren wird leicht zum engherzigen Egoisten, der, im niedern Kreise des Zweckmäßigen und Nützlichen tüchtig, gegen jede höhere ideale Anforderung sich mehr und mehr verschließt. Auch schon in dem unmittelbaren persönlichen Verhältniß zu seinem Volke war dieser Mangel dem Verstorbenen hinderlich. Wenn gleich nicht unbeliebt, ist er doch nie eigentlich populär gewesen; was doch Fürsten von weit weniger liberaler Gesinnung, wie der alte Ludwig von Baiern, geworden sind, weil sie es verstanden, mit dem Volke volkstümlich zu verkehren. Das war dem Berewigten nicht gegeben. Sah man ihn auch in den Straßen der Residenz schlicht und ohne Gefolge umherwandeln; bei

Feuersbrünsten noch als hohen Siebziger in Sturm und Regen stundenlang zu Pferde anordnend auf dem Plage halten; versäumte er auch nie ohne Noth, dem Cannstatter Volksfeste beizuwohnen, und beeiferte sich besonders in den späteren Jahren (wo es freilich zugleich galt, jeden Gedanken an die immer näher rückende Sterblichkeit bei sich selbst und Anderen niederzuschlagen), in Werkstätten und gewerbliche Etablissements bürgerfreundlich einzutreten; wozu in der allerletzten Zeit noch verschiedene freigebige Spenden und Stiftungen kamen: gleichwohl blieb er immer dem Volke fern, weil er es nicht anzusprechen verstand, und nie ist ein gemüthliches oder scherzendes Wort, das er an Jemanden gerichtet hätte, im Umlauf gewesen. Ein Theil der Schuld ist wohl auch in den Erlebnissen seiner Jugend zu suchen, die ihm erst unter überstrenger Zucht, dann unter den widerwärtigen Verhältnissen am Hofe seines Vaters, im Ganzen trüb und freudlos verfloßen war.

Das Gute indessen, das in der Art König Wilhelm's lag, hat Württemberg reichlich zu genießen gehabt. Ein Geist der Ordnung, der Nüchternheit und Besonnenheit geht durch seine ganze Regierung. Sie ist nicht wie die mancher geistvolleren Fürsten durch eitles Prunken oder zielloses Planemachen und Experimentiren bezeichnet. Die Staatsfinanzen sind unter ihm, nachdem sie aus der anfänglichen Zer-

rüttung mit schwerer Anstrengung herausgearbeitet waren, stets in guter Ordnung gewesen. Der Volkswohlstand hat sich, wenn auch vor Allem durch die Gunst der Natur und der Verhältnisse, doch vielfach gefördert durch die Regierung des Königs, trotz einzelner Rückfälle, im Ganzen stetig gehoben. Die Verwaltung ist zweckmäßiger eingerichtet, wenngleich (wie anderwärts auch) noch lange nicht in dem Maße, als zu wünschen wäre, vereinfacht worden. Die Rechtspflege hat sich, einige Fälle politischer Prozesse abgerechnet, vorwurfsfrei gehalten, und es sind ihr die Errungenschaften des Jahres 1848, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit und Schmälerung, doch schließlich zu Gute gekommen. Und hier müssen wir den Berewigten um etwas loben, das ihm von anderen Seiten zum Vorwurf gemacht worden ist: um der Charakterstärke willen, womit er bis zuletzt an gemeinen Raub- und Giftmördern die Todesstrafe nach dem Gesetz vollziehen ließ, in einer Zeit, wo dem Andrang einer falschen Humanität gegenüber manches allerhöchste Gewissen zu flau geworden war, der Gerechtigkeit den Lauf zu lassen.

Manche gemeinnützige Anstalt, welche die Regierung des Königs bezeichnet, ist geradezu als Ausfluß seiner persönlichen Neigungen zu betrachten. Statt der schädlichen Jagdliebe seines Vaters hatte er die nuzbare Neigung zu Viehzucht und Landwirthschaft. Stand

gleich hiebei die noble Passion für edle Rasse voran, und wirkte die fürstliche Liebhaberei auf die Wahl der Racen für die Landesgestütte mitunter störend ein, so wurde doch zugleich die Viehzucht überhaupt und die Bodencultur gefördert, und das landwirthschaftliche Institut in Hohenheim, wie das jährliche landwirthschaftliche Fest in Cannstatt mit seinen Preisen, wird den Namen des Begründers noch lange in verdientem Andenken erhalten. Kaum minderer Rücksicht erfreuten sich Gewerbe und Handel, wobei in der späteren Zeit auch die anfängliche büreaukratische Bevormundung immer mehr fallen gelassen und dem Mitrathen der Betheiligten Raum gegeben wurde. Dabei darf nicht vergessen werden, daß der Württembergische Zollvertrag mit Baiern der Vorläufer des preussischen Zollvereins war, und daß den Anschluß an diesen die Regierung des Königs gegen mancherlei Vorurtheile, die demselben im Lande, namentlich auch unter der liberalen Partei, entgegenstanden, durchzusetzen hatte. Damals war freilich die preussische Hegemonie nur erst ein Traum einzelner politischer Idealisten; nachdem der Gedanke im Nationalverein Fleisch und Blut gewonnen hatte, würde sich König Wilhelm dem preussischen Zollverein schwerlich mehr so willig angeschlossen haben, den er ja in seinen letzten Jahren kein Bedenken getragen hat, von der Kurzsichtigkeit eines Theils der Industriellen und der preußenfeindlichen Verbissenheit etlicher Stimm-

führer seines Landes unterstützt, Oesterreich zu Gefallen auf's Spiel zu setzen. Gegen die Eisenbahnen hegte umgekehrt Anfangs der König, der den Straßen seines Landes von jeher besondere Sorgfalt gewidmet hatte, ein Vorurtheil; doch ließ er es der erkannten Nothwendigkeit der Anstalt gegenüber fallen, und sobald er auch ihre Nützlichkeit erprobt hatte, ihre Förderung sich eifrig angelegen sein.

Eine weniger productive Liebhaberei von König Wilhelm war die aus seinen kronprinzlichen Selbzügen herübergenommene für das Soldatenwesen. Bis in seine alten Tage hat er sich besonders gern als Kriegsherrn gesehen, an den Manövern und sonstigen Uebungen seiner Truppen sich lebhaft betheiligt, und für den Fall eines neuen Krieges noch als Siebziger auf den Posten eines Bundesfeldherrn aspirirt. So viel Aufwand für dieses Departement nun auch die leidige Nothwendigkeit vorschreibt, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß des Königs Vorliebe für dasselbe durch überflüssige Kasernenbauten, zwecklose Veränderungen in der Ausrüstung und Einrichtung, willkürliche Pensionirungen u. dergl., besonders in seiner frühern Zeit, das Land schwere Summen gekostet hat, die besser im Beutel der Unterthanen geblieben, oder anders verwendet worden wären. Die in seinen letzten Jahren aufgetommenen Versuche, das Volk zu eigener Wehrhaftigkeit heranzubilden, hat er von seinem solda-

tischen Standpunkt ohne Zweifel als eine vorerst unschädliche Spielerei belächelt, die man dem Volke, um es bei guter Laune zu erhalten, lassen, ja wozu man ihm helfen könne, bis es ihrer von selbst überdrüssig geworden sei.

Nicht ebenso nahe lagen der persönlichen Neigung des Königs Volksunterricht und Wissenschaft. Es ist daher unter seiner Regierung zwar das Nöthige nicht unterblieben, um Württemberg in dieser Hinsicht auf der Höhe der Zeitforderungen zu erhalten, es sind verschiedene Unterrichtsanstalten neu gegründet, das Unterrichtswesen überhaupt vielfach verbessert worden; aber es ging dies mehr aus dem löblichen Grundsatz des Regenten, es auf keinem Gebiete fehlen, Württemberg um seinen alten Ruf nicht kommen zu lassen, als aus dem persönlichen Antheil des Fürsten hervor, der zwar den Nutzen eines tüchtigen Schulunterrichts nicht verkannte, dem aber seine Offiziere näher am Herzen lagen als die Schulmeister, die Pferdezüchtung näher als die Volkserziehung. Noch ferner stand ihm die eigentliche Wissenschaft, die ja der am wenigsten würdigt, der sie nur von Seiten ihres praktischen Nutzens schätzt. Von einer freien, keinem Reglement, nur dem eigenen innern Geleße gehorchenden Forschung hat man wohl überhaupt keinen Begriff, wenn man ein König ist, und so war es nicht einmal etwas Besonderes, daß deren rücksichtslose Vertreter dem Verewigten entweder

gleichgültig, oder, soweit ihre Forschungen die Gebiete von Staat und Kirche berührten, übel bei ihm angeschrieben waren. Dazu kam, daß eine Körperschaft wie die Hochschule ihm bis zum Widerwärtigen unverständlich war. Daher sah er die Landesuniversität immer mit Mißtrauen an, argwöhnte in jeder freieren Regung auf derselben revolutionären Geist, und da ihn bald die Studirenden durch ihr Verbindungswesen, bald einzelne Professoren durch tadelnde Urtheile über seine Regierung, bald die Bürger der Universitätsstadt durch die Wahl mißfälliger Abgeordneten zum Landtage ärgerten, so war sie die meiste Zeit bei ihm in einer Ungnade, die sich erst durch gewaltthame Eingriffe in den akademischen Organismus, dann mehrmals durch Maßregelung und schließliche Vertreibung politisch mißliebiger Lehrer, endlich in dem Plane kundgab, die ganze Anstalt in die Residenz zu verlegen, wo der König Studenten und Professoren wie die Offiziere und Soldaten der Garnison unter Augen gehabt hätte. Zum Glück war eben vorher den dringendsten Bedürfnissen der Universität durch den Bau einer neuen Aula, eines Klinikum u. dergl. in Tübingen abgeholfen worden; diese großen Auslagen zu verlieren, war denn doch bedenklich, und so wurde nach längerer Schweben, die dem Gedeihen der Anstalt nicht förderlich sein konnte, der Plan zuletzt bei Seite gelegt. Als es entschieden war, daß es mit der Verlegung der Universität nicht ging,

wurde das Polytechnikum der Hauptstadt zu einer Art hoher Schule erweitert, und das war wieder ein Punkt, wo, wie zu hoffen ist, der Nützlichkeitsinn des Königs mit dem gemeinen Nutzen zusammentraf.

Die Kunst empfand und schätzte König Wilhelm, wie die meisten Großen, nur als Sinnenreiz oder Zeitvertreib, beziehungsweise Decoration; ein tieferes Bedürfnis und Verständniß für dieselbe ging ihm ab; daher ist unter seiner Regierung wohl Manches für Kunst geschehen, es sind Prachtbauten aufgeführt, Gemälde und Statuen, besonders weiblichen Geschlechts, bestellt und angekauft, auch ein Kunstgebäude, eine Kunstschule in der Hauptstadt errichtet worden; aber eine belebende Anregung hat sie von ihm nicht empfangen, und das Theater, vornehmlich musicalischen Theatres, hat unter seinem schlechten Geschmacke, seinem Widerwillen gegen das Ernste und Classische (wovon freilich auch andere Hoftheater bezüglich ihrer Herren zu sagen wissen) vielfach zu leiden gehabt.

In politischer Hinsicht waren dem Berewigten, der schon vor seinem Regierungsantritt als Gönner des constitutionellen Principes bekannt war, große Erwartungen vorangegangen. Wirklich gab er als König dem Lande eine Verfassung, die, wenn man Zeit und Umstände in Rechnung nimmt, sich neben anderen mit Ehren sehen lassen kann, und zeigte sich den Karlsbader und Wiener Beschlüssen gegenüber wiederholt als Ver-

fechter des constitutionellen Regiments. Aber so oft hernach in seinem Lande von Seiten der Volksabgeordneten mit diesem Regimente Ernst gemacht werden sollte, hat er sich jedesmal in hohem Grade verstimmt gezeigt. Als noch in den Flitterwochen der Verfassung der später als Nationalökonom so berühmt gewordene Friedrich List, damals Abgeordneter von Reutlingen, eine Reihe freilich etwas schroff formulirter Klagen über die Württembergischen Staatseinrichtungen in einem Petitionsentwurfe zusammengestellt hatte, den er lithographirt im Lande zu verbreiten Anstalt machte: da wurde auf leidenschaftlichen Betrieb der Regierung des Königs eine Criminaluntersuchung über ihn verhängt, in Folge deren er aus der Kammer gestoßen und wegen Ehrenbeleidigung der Regierung, der Gerichts- und Verwaltungsbehörden und der Staatsdiener Würtbergs zu zehnmonatlicher Festungsstrafe mit Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Als auf dem Landtage des Jahres 1833 Paul Pfizer gegen die verfassungsfeindlichen Beschlüsse des Bundestags vom 28. Juni 1832 eine Motion eingebracht hatte, wornach Bundesbeschlüsse, die der Landesverfassung widersprechen, im Lande keine Geltung haben sollten, schrieb die Regierung der Ständeversammlung sogar den „verdienten Unwillen“ vor, womit sie diesen Antrag zu verwerfen habe, und als sie darauf nicht einging, vielmehr Uhlands freimüthige Adresse annahm, wurde sie vom König in Ungnaden

aufgelöst. Jeden Angriff auf seine jeweiligen Minister hat König Wilhelm stets als persönlichen Angriff auf ihn selbst empfunden und nachgetragen (vergeben und vergessen war überhaupt seine Sache nicht), die Unterscheidung von Regierung und Krone niemals gelten gelassen. So oft das Volk, von Befürchtungen oder Wünschen bewegt, sich mit einer Bitte politischer Art an ihn wandte, war die Antwort jedesmal ein Hinweis auf die Einsicht und Sorgfalt, womit er die Geschicke seines Volkes nun schon 20, 30, 40 Jahre (das letzte Mal, bei der Antwort auf die Eingabe wegen Schleswig-Holstein, hätte es beinahe zu 50 gereicht) gelenkt habe, und auf die man sich auch fernerhin verlassen solle. Wenn je der beschränkte Unterthanenverstand bei einem Fürsten wenig gegolten hat, so war dies bei König Wilhelm von Württemberg der Fall. Mit jedem Jahre, das er weiter regierte, wurde die Ueberzeugung in ihm fester, daß er das am besten, ja daß eigentlich er allein es verstehe. Da das Schrofne, Gewaltsame ihm nicht zusagte, so herrschte er allerdings lieber durch Biegen und Mürbemachen als durch Brechen, durch gelinden als durch offenen Zwang; den absoluten Großmächten des deutschen Bundes gegenüber wies ja auch die Politik ihn an, seine mittelstaatliche Selbstständigkeit auf das constitutionelle Princip zu stützen; während seine selbstherrliche Neigung ihn nicht dulden ließ, daß dieses Princip auch nur in entfernter An-

näherung an ein parlamentarisches Regiment sich verwirkliche. Kurzsichtige Weisheit unserer Fürsten, durch hartnäckiges Sträuben gegen diese allein wahre Vermittlung die Völker in die gefährliche Wahl zwischen Absolutismus und Republik zu drängen!

✓ Aehnlich wie mit den Hoffnungen, die man Anfangs auf den Liberalismus des verfassungsgebenden Königs gesetzt hatte, ging es mit den Erwartungen, die man von der deutschen Gesinnung des einstigen Heerführers gegen Napoleon hegen zu dürfen glaubte. Bald und immer deutlicher zeigte sich, daß es ihm mehr werth war, König von Württemberg als ein deutscher Fürst zu sein, daß er nicht weniger als sein Vater in der ungefärbten Souveränität nach außen das theuerste Kleinod seiner Krone sah. Daher seine oft oppositionelle Stellung zum Bundestag, die ihm das Volk, kurzfristig und gutmüthig, als baaren Freisinn anrechnete, und die bisweilen wenigstens zugleich Ausfluß maßhaltender Klugheit war; daher später sein so hoch aufgenommenes Wort für eine Volksvertretung am Bunde, die aber, da schwerlich mehr als eine Delegirtenversammlung damit gemeint war, nur ein Röder für die Unverständigen heißen konnte, um sie durch eine Scheingewährung vom Erstreben des Wesentlichen, einer wirklich einheitlichen Centralgewalt, abzulenken. Daher aber auch, sobald der Gedanke eines deutschen Bundesstaats mit Preußen an der Spitze praktisch zu werden drohte,

sein Spruch: Wenn's sein muß, unter Habsburg, aber nie unter Hohenzollern! — ein Spruch, dem er später, wenn die Sage wahr ist, ganz folgerichtig den weiteren: Lieber mit Frankreich als unter Preußen! hinzugefügt hätte. Doch das Schicksal hatte dem Berewigten noch für seine letzten Jahre die Freude aufbehalten, die auf Preußen gesetzten Hoffnungen Deutschlands recht gründlich vereitelt zu sehen. Auch der jetzige Träger der preussischen Krone zeigte immer weniger Neigung und Fähigkeit, dem Einheitsstreben des deutschen Volkes entgegenzukommen, und dem württembergischen Selbstherrscher erübrigte nur der Eine Wunsch, daß auch den Nachfolgern Wilhelms I. von Preußen dieselbe glückliche Unwissenheit über das bedrohliche Zauberwort bleiben möchte, das vom Geschick in ihre Gewalt gegeben ist.

Mit der kaiserlichen Improvisation des Frankfurter Fürstentags war es ein Anderes. Oesterreich konnte es um keine wirkliche Einigung Deutschlands zu thun sein; also war hier für den König von Württemberg keine Gefahr. Ja, der erfahrene Monarch sah wohl von Anfang schon voraus, daß bei der ganzen Komödie schließlich nichts herauskommen würde; um so williger bot er dazu die Hand, um so lieber aber war es ihm auch, daß er sein persönliches Wegbleiben durch sein hohes Alter entschuldigen und den Kronprinzen statt seiner schicken konnte.

In der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit ließ König Wilhelm Anfangs seinem Minister des Auswärtigen eine so kräftige Sprache für das Recht der Herzogthümer und ihres deutschen Herzogs zu, daß die überraschte Ständekammer sich bis zum Dankesvotum begeistert fand. Wie aber den schönen Worten keine Thaten folgen wollten, und darum eine in der Hauptstadt zusammengetretene Versammlung von Patrioten aller Stände eine ehrerbietig mahnende Adresse an den König richtete, da ließ er ihnen sagen, daß seien Sachen, die Privatpersonen nicht verstünden, und er habe keine Lust, sich mit solchen in Erörterungen darüber einzulassen. Das war zu guter Letzt wenigstens noch deutsch — gesprochen. Ueberhaupt gehörte es zu den Possenspielen, die das Schicksal in dieser Sache zum strafenden Hohn gegen uns Deutsche mehrfach aufführte, daß, dem eigenmächtigen Vorgehen der beiden Großmächte gegenüber, der Würzburger Bund einen Augenblick in der Glorie des letzten Hortes von Deutschland erschien. Nun, wenn das sein letzter Hort ist, so ist es verloren; wie Schleswig-Holstein verloren wäre, wenn es sein Heil von den Würzburgern erwarten sollte. Diese Assuranzgesellschaft des kleinstaatlichen Particularismus und dynastischen Egoismus, mit den zähen Wurzeln, die sie leider in den Vorurtheilen und Abneigungen der Stämme noch immer hat, gehört zum Schlechtesten, was wir in Deutschland haben; wenn durch sie biswei-

len etwas Gutes bewirkt, oder etwas Uebles verhindert worden ist, so ist dies zufällig geschehen; ihr innerstes Bestreben war jederzeit darauf gerichtet, das Eine, was dem deutschen Volke vorerst Noth thut, was insbesondere die Bedingung jedes nachhaltig kräftigen Auftretens nach außen ist, seine politische Einigung, mit allen Mitteln zu hintertreiben.

Die kirchlichen Verhältnisse betreffend, schien die Persönlichkeit des Verewigten eine ganz andere Stellung zu begründen, als diejenige ist, die wir ihn als Regenten nehmen sahen. Von Natur war König Wilhelm seiner oben geschilderten Gemüthsart nach ohne lebhaftes religiöses Bedürfniß, sein nüchterner Verstand bedingte eine rationelle Auffassung der Glaubenslehren und eine Abneigung gegen priesterlichen Hocuspocus, während auch sein selbstherrlicher Gang ihm Mißtrauen gegen clericale Uebergriffe einflößen mußte. Andererseits jedoch lag derselben leichtem Verständigkeit in ihm die Auffassung der Religion als eines Leitbandes für die Menge, eines bequemen und sicheren Regierungswerkzeugs nahe, und je weniger er für die tieferen geistigen Fragen, die hiebei in's Spiel kommen, Sinn hatte, desto leichter ließ er sich von protestantischen Jesuiten in seiner Umgebung gegen freiere Bestrebungen in Theologie und Philosophie einnehmen und zu Maßregeln gegen deren Vertreter verleiten, die insbesondere der Landesuniversität zu erheblichem Schaden

gereichten, in der Geistlichkeit des Landes aber einer gleisnerischen, hierarchischen Richtung Vorschub thaten, welche dem württembergischen Volke zwar vielleicht, bei seiner langhergebrachten religiösen Verdümpfung, für den Augenblick genugthun, doch unmöglich auf die Länge gut bekommen kann. Die katholische Kirche hat der protestantische Fürst von jeher mit delicater Zurückhaltung, ja leider mit ängstlicher Schonung behandelt, und alle Klagen über Bedrückung oder auch nur Hintensehung des Katholicismus in Württemberg unter seiner Regierung sind ein leeres ultramontanes Parteigeschrei gewesen. Daß er in seiner späteren Zeit sich zu der vielberufenen Convention mit der römischen Curie herbeiließ, war ein Widerspruch gegen frühere in That und Wort ausgesprochene Grundsätze, der sich aus der Schwäche der sinkenden Jahre nicht genügend erklärt, sondern nur aus der damals für dienlich erachteten Anlehnung an Oesterreich begreiflich wird; wogegen das auf den Einspruch der Stände hin erfolgte rückhaltlose Fallenlassen des voreilig abgeschlossenen Vertrags die Vermuthung nahe legt, es möge dem König unterdessen ein Licht darüber aufgegangen sein, wie in demselben, gegen die allemal trügerische Hoffnung dankbaren Beistandes von Seiten des katholischen Klerus, höchst wichtige Regierungsrechte preisgegeben waren.

König Wilhelm's lange Regierungszeit zerfällt von selbst in drei Perioden von ungefähr gleicher Länge

und wesentlich ähnlichem Verlaufe, wobei zwei Ereignisse der großen auswärtigen Politik die Einschnitte bilden. Die erste Periode erstreckt sich von seinem Regierungsantritt bis zur Julirevolution und umfaßt 14 Jahre; die zweite von da bis zur Februarrevolution, mit 18 Jahren; die dritte von 1848 bis zu dem Kampf um Schleswig-Holstein und dem Tode des Königs, mit 16 Jahren. Dreimal wiederholt sich hier der Verlauf, daß die Anfangs hochgehenden Wogen des politischen Lebens im Lande, im Einklang mit der allgemeinen Rückströmung, durch Regierungskünfte allmählig beschwichtigt wurden; aber allemal geschah dies so, daß, um dem Regieren von oben herunter freie Bahn zu schaffen, die Masse der Staatsbürger gegen den Staat gleichgültig gemacht, das politische Interesse im Volke eingeschläfert oder auf's Materielle abgelenkt, und damit ein Zustand von Erstarrung herbeigeführt wurde, der zuletzt doch dumpfe Unzufriedenheit erregte und die Gemüther für den nächsten Anstoß von außen um so empfänglicher machte. Der erste dieser Zeitabschnitte ist in seinem Anfang durch die Verhandlungen über die Verfassung, in seinem Fortgang, neben der Einführung der neuen Organisationen, durch die Verurtheilung Friedrich Eist's, die Unterdrückung der Presse in Folge der Karlsbader Beschlüsse, die Demagogenprocesse und die büreaukratische Maßregelung der Landesuniversität bezeichnet. Aus der Lethargie, worein es am

Ende dieser Periode der Regierung gelungen war, das Volk zu versenken, wurde dieses durch die Juli-Ereignisse des Jahres 1830 aufgerüttelt, und in der nächsten Zeit dienten die flüchtigen Polen als Missionäre der Revolution. Der Bundestag schritt durch die Verbote von Vereinen und Volksversammlungen ein; die Regierung suchte die eben im Gang begriffenen Abgeordnetenwahlen durch Urlaubsverweigerungen für sich unschädlich zu machen (damals war es, wo man dem zum Abgeordneten der Hauptstadt gewählten Ludwig Uhland die in Folge der Urlaubsverweigerung nachgesuchte Entlassung von seiner Tübinger Professur „sehr gerne“ gewährte); aber die neue Ständekammer verleugnete das neuerwachte politische Leben nicht, unter dessen Einflüssen sie gewählt worden war, und wurde daher, wie schon erwähnt, vom König in Kurzem aufgelöst. Es wiederholte sich nun das alte Spiel, die Wogen legten sich allmählig, und im Jahre 1841 wurde unter herzlicher Theilnahme des Volks, das die wirklichen Verdienste seines Königs nie verkannte, dessen fünf- undzwanzigjähriges Regierungs-Jubiläum gefeiert. Die materiellen Zustände des Landes waren eben damals erfreulich; aber schon wenige Jahre später trugen Mißwachs und Theurung dazu bei, einer tieferen Verstimmlung gegen den König auf den Straßen der Hauptstadt selbst öffentlichen Ausdruck zu geben: bis dann im Jahre 1848 ein ungleich heftigerer Stoß als

der der Julirevolution den Fortbestand des ganzen bisherigen württembergischen Staatswesens in Frage zu stellen schien. In der Art, wie sich König Wilhelm unter diesen Stürmen benahm, verleugnete er seine oft erprobte Klugheit und Festigkeit nicht. Er gab nach, so weit er mußte und so lange er mußte, aber er that es mit Würde und Anstand, freilich auch mit dem stillen Vorbehalt, bei eintretender Ebbe die Stellungen wieder zu nehmen, die er während der Fluth hatte aufgeben müssen. So fehlte die rettende That, die Losagung von der ungern anerkannten Reichsverfassung, auch in Württemberg nicht; aber sie griff doch nicht weiter als zu der alten Landesverfassung zurück, die nun freilich der Handhabung eines Ministeriums anvertraut wurde, das ihre Befruchtung und weitere Ausbildung im Sinne der neuen Bedürfnisse möglichst zu hintertreiben wußte, und auf dem letzten Abschnitte der Regierung des Königs wie ein lähmendes Bleigewicht lastete.

Jede der namhaft gemachten Perioden in König Wilhelms Regierung ist nämlich auch durch ein Ministerium, das die längste Zeit derselben einnimmt, und durch einen dominirenden Minister bezeichnet, soweit von einem solchen bei einem so selbstthätigen und auf seine Selbstmacht so eifersüchtigen Monarchen die Rede sein konnte. Eine seltsame Ausnahme in König Wilhelm's Rathe bildete am Anfang der geistvolle und freisinnige, poetisch und philosophisch angeregte Freiherr

von Wangenheim, der jedoch, von dem Vater in der Verfassungsangelegenheit berufen, unter dem Sohne bald als Bundestagsgesandter nach Frankfurt und endlich ganz ausschied, und den die Regierung später, in den dreißiger Jahren, da er als Abgeordneter in die Ständekammer kommen sollte, eifrig fern zu halten suchte. Fortan waren des Königs liebste und dauerhafteste Minister allemal die eingefleischtesten Bureaukraten, die gefügigsten oder einverstandensten Werkzeuge seines persönlichen Herrscherwillens. Während seiner ersten Regierungsperiode und noch lange darüber hinaus sehen wir seinen Jugendfreund, den Freiherrn von Maucier, erst als Justizminister, dann als Geheimenraths-Präsidenten einflußreich, den man nicht uneben den württembergischen Metternich genannt hat. Während der zweiten hob sich allmählig der Tübinger Bäckerssohn Schlayer als Minister des Innern und des Cultus zu immer höherer Geltung, den man freilich hoch ehrt, wenn man in ihm ein Stück von einem württembergischen Guizot findet. Um so unbestreitbareren Anspruch hat aber der leitende Minister der dritten Periode, Freiherr von Linden, auf den Ehrentitel des württembergischen Manteuffel; womit es gar nicht in Widerspruch steht, daß derselbe der rührigste Helfershelfer der Herren von Beust, Bories und Dalwigk in den Bemühungen, das Zustandekommen eines deutschen Bundesstaats unter Preußens Führung zu vereiteln, so lange war, bis das

preussische Ministerium Bismarck jede solche Bemühung überflüssig machte. Daß er darin das treueste Organ der innersten Gesinnung seines verewigten Herrn gewesen ist, der seinerseits jeder Combination zur Einigung Deutschlands, sie müßte denn ihn selbst an die Spitze gestellt haben, denselben Widerstand entgegengesetzt haben würde, läßt sich leider nicht verkennen. Darum können zwar für Württemberg möglicherweise Zeiten kommen, wo es den Verstorbenen und sein Regiment zurückwünscht; Deutschland hingegen hat (es ist ein hartes Wort, muß aber ausgesprochen sein) eben in seiner jetzigen Krisis den Tod König Wilhelm's nicht zu beklagen.

Ob sich Deutschland, ob Württemberg zu der Thronbesteigung seines Nachfolgers Glück zu wünschen habe, muß die Zukunft lehren. Sein Vater hat ihm bei Lebzeiten sorgfältig jede Gelegenheit entzogen, sich dem Volke, dem Vaterlande zu bewähren; er hat ihn von jedem Einfluß, jeder öffentlichen Thätigkeit eifersüchtig fern gehalten; selbst zuletzt noch, als er ihm nothgedrungen einen Theil seiner Machtvollkommenheit übertragen mußte, diesen möglichst zu beschränken gesucht. Es ist dies ein Punkt, wo so häufig der persönliche Egoismus der Fürsten nicht nur dem allgemeinen, sondern selbst dem dynastischen Interesse in den Weg tritt. Doch wollen Kundige wissen, und wir wollen es bis auf Weiteres gerne glauben, daß der Kronprinz im Stillen nicht müßig, sondern redlich bemüht gewesen sei, sich

für seinen hohen Beruf vorzubereiten, sich über Verhältnisse und Personen ein selbständiges Urtheil zu bilden. Möge er den Vater im Guten nachahmen und vor seinen Fehlern sich hüten; oder wenn es je unter Fürsten so sein muß, daß der Nachfolger niederreißt, was der Vorfahr gebaut, und meidet, was dieser geliebt hat, so wünschen wir vor Allem, König Karl möge sich als Regent des väterlichen Lieblingswahns, allein zu wissen, was seinem Volke frommt, entschlagen, in der deutschen Politik aber es verschmähen, seinem Vater gleich der vierte König in einem schmutzigen Kartenspiele zu sein; er möge die krummen Pfade des selbstsüchtigen und doch so kurzfristigen Particularismus verlassen, und kühn und hochherzig an seines westlichen Nachbars Seite die gerade Straße einschlagen, die allein Deutschland zu Macht und Größe, seine Fürsten zu sicherem Bestand und unsterblichem Ruhme führen kann.

IV.

Justinus Kerner.

Ueber Justinus Kerner ist schon bei seinen Lebzeiten viel geschrieben worden, und nun hat sein Hinscheiden aufs Neue eine Reihe ihm gewidmeter Artikel in öffentlichen Blättern hervorgerufen. Gab es doch zu solcher Schilderung selten einen einladendern Gegenstand. Kerner war ein gemüthvoller, vielgelesener Dichter und ein überaus merkwürdiger Mensch. Und diese Merkwürdigkeit war von der Art, daß sie die Einbildungskraft ansprach, mithin von selbst zur Darstellung reizte. Dazu kam seine freundliche Zugänglichkeit. Der Darsteller konnte sich Zeit nehmen, ihn aus nächster Nähe zu beobachten, und konnte zuversichtlich hoffen, mit dem Bilde, das er so zu Stande brachte, den Vielen willkommen zu sein, die gleichfalls Gelegenheit gehabt hatten, dem liebenswürdigen Dichter persönlich näher zu kommen. Auch waren die hervortretenden Züge seines Wesens nicht leicht zu verfehlen;

so daß sich auch ein mittelmäßiger Künstler der Aufgabe gewachsen glauben konnte.

Dennoch lag hier ein verborgener Knoten. Es war mit den literarischen Schilderungen von Kerner's Persönlichkeit wie mit den malerischen oder plastischen Abbildungen seines Kopfes. Deren sind viele versucht worden, und die äußeren Umrisse des fleischigen Gesichts finden sich in allen so ziemlich wieder. Aber die feineren Züge, die versteckten Schönheitslinien, die Beseelung von innen heraus, sind fast in allen zu vermissen. So lag auch in Kerner's geistigem Wesen das Eigenthümlichste gar nicht so auf der Oberfläche, daß es bei flüchtigem Besuche von der Hand eines Feuilletonisten wegzuhafchen gewesen wäre. Wir befreundeten Landsleute hatten zwar Gelegenheit, ihn wiederholt und länger zu beobachten: gleichwohl dürfen wir uns nicht der Täuschung hingeben, als ob es uns darum schon gelungen wäre, in alle Räthsel einer so eigenartigen Dichternatur einzudringen, und nun gelingen müßte, sie darstellend zu lösen.

Kerner's äußerer Lebensgang war theils sehr einfach, theils können wir denselben seinem ersten Abschnitt nach aus seiner eigenen Schilderung in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ (Braunschweig 1849) als bekannt voraussetzen. Seine Vaterstadt Ludwigsburg, wo er als der jüngste Sohn des dortigen Oberamtmanns am 18. Sept. 1786 geboren war, hat er

auch sonst (in seinen „Reiseschatten“) humoristisch verherrlicht, und den Einfluß, den sie auf die Ausbildung seiner Eigenthümlichkeit hatte, angedeutet. Die Familie, aus der Kerner hervorging, lernen wir nicht bloß aus seiner eigenen Schilderung als eine hoch und eigenthümlich begabte kennen. Der Vater ein tüchtiger Beamter, dabei ein Mann voll Geist und Humor; die Mutter von tiefem Gemüth, unerschöpflicher Herzensgüte, nicht ohne einen Zug von sanfter Schwärmerei. Den ältesten Bruder Georg zeigen die dem „Bilderbuch“ einverleibten Nachrichten, Briefe und Aufsätze als einen seltenen und bedeutenden Menschen. Von Jugend auf dem Idealen zugewendet, kühn und selbstvergessen, begeisterte er sich für die Anfänge der französischen Revolution, wandert wider des Vaters Willen erst nach Straßburg, dann nach Paris, wo er sich die Achtung der besten Männer erwirbt, bald aber den Haß der Blutmenschen zuzieht, denen er bei verschiedenen Anlässen mit oft unvorsichtigem, aber stets edlem Muth entgegentritt. Doch wie Georg Forster verzweifelte er um der schlechten Menschen willen an der guten Sache nicht, der er auch in mehreren diplomatischen Sendungen diente, bis Napoleon's Despotismus, dessen Werkzeug er nicht werden mochte, ihn bewog, der politischen Thätigkeit zu entsagen, und seinem Eifer für Menschenwohl in der Wirksamkeit als Arzt in Hamburg genugsathun, wo er jedoch im besten Mannes-

alter schon 1812 starb. Ein anderer, gleichfalls älterer Bruder des Dichters, Karl, der im Jahr 1840 als Freiherr und Geheimerrath in Stuttgart gestorben ist, steht er in der Heimath aus früherer Zeit als bewährter Generalstabchef im russischen Feldzug, aus späterer als tüchtiger Verwaltungsbeamter, wie durchaus als biederer, gemüthlicher Mensch im besten Andenken. Trat bei ihm das phantastische Element hinter Verstand und Geschäftstüchtigkeit zurück, so verfiel der gutherzige Bruder Louis, dem bei Georgs Erregbarkeit dessen Geist und Charakterstärke fehlten, dem pädagogischen Humor des Vaters, wie er in dem „Bilderbuch“ dem biographischen des Bruders verfällt.

Dieser jüngste, Justinus Andreas, nachträglich zur Beruhigung der Mutter auch noch Christian genannt, war unter sämmtlichen Brüdern jedenfalls der eigenthümlichste. Begabter mochte vielleicht der älteste sein, aber es fehlte bei dem zarten Siebenmonatskinde das Gleichgewicht der Kräfte, und so verfiel er einer Rastlosigkeit, die ihn vor der Zeit aufreiben mußte. Justinus war harmonischer, und darum auch dauerhafter angelegt. In der äußern Stellung freilich war er gegen die drei älteren Brüder zunächst im Nachtheil. Sie alle hatten Gelegenheit und Mittel gefunden, zu studiren, theils in der Karlsakademie, theils im Tübinger Stift; als der jüngste heranwuchs, war die erstere aufgehoben, Theologe mochte er nicht werden, und zu

einem andern Studium aus eigenen Mitteln schien der indeß verwittweten Mutter geringes Vermögen nicht hinzureichen. Man solle einen Zuckerbäcker aus ihm machen, meinte ein wohlwollender Rathgeber, da sein poetisches Talent und seine Fertigkeit im Malen ihm im Fache der Figuren und Devisen besonderen Erfolg versprächen. Davon nahm man zwar mit Rücksicht auf seinen Widerwillen Abstand; aber man that ihn nun bei der herzoglichen Tuchfabrik in Ludwigsburg als Kaufmann in die Lehre. Hatte er sich dessen auch nicht geweigert, so erwies es sich doch in Kurzem als eine nicht minder verfehlte Wahl. Rechnen und Messen war wider Kerners Natur; unter dem Zuschneiden und Zusammennähen von Tuchsäcken im Magazin der Fabrik machte er Verse, und während Nellenbrecher und Büsch oben auf seinem Tische lagen, las er insgeheim die deutschen Dichter, oder studirte naturwissenschaftliche Schriften.

Zur Natur hatte er sich in seiner Art schon frühe hingezogen gefühlt. Schon als Knabe hatte er auf der Klostermauer zu Maulbronn (wo der Vater seine letzten Lebensjahre als Oberamtmann zubachte) die Ameisenlöwen, ihre sinnreiche Insektenjagd und ihre Verwandlungen beobachtet; auch Blumen und Kräuter hatte er gesammelt, aber mit der künstlichen botanischen Eintheilung und Bezeichnung derselben sich nie befreundet können, statt deren er ihnen lieber die Namen von

bekannten, vornehmlich komischen, Personen beilegte. Diese naturwissenschaftliche Neigung war es nun, die Kerner als Handhabe benützte, um sich aus den Gewölben der Ludwigsburger Tuchfabrik herauszuhelfen. Auch hier, wie einst gegen die drohende Bestimmung zum Zuckerbäcker, stand ihm der wackere Gonz zur Seite, der, früher Diaconus in Ludwigsburg, wo er ihm den Confirmandenunterricht ertheilt hatte, jetzt die Stelle eines Professors der Poesie und Beredtsamkeit an der Universität Tübingen bekleidete. Auf einen Hülfseruf seines alten Schüblings ermutigte er dessen Mutter, indem er selbst alle thunliche Beihülfe zusagte, den Sohn zum Studium der Naturwissenschaften nach Tübingen zu senden.

Dies geschah im Herbst 1804, und hier verläßt uns Kerner's „Bilderbuch“; doch hat uns eben noch vor dem Ende seiner Universitätszeit, im Herbst 1808, ein bewährter Personenzeichner, Wernhagen von Ense, ein Bild Kerner's, wie er damals lebte und lebte, entworfen. Dabei ist es für uns Schwaben eine besondere Befriedigung, in dieser Schilderung die beiden einheimischen Dichter, auf die wir in verschiedenem Sinne stolz sind, als Jünglinge nebeneinander gestellt und in ihrer schon damals so abweichenden und doch wieder verwandten Eigenthümlichkeit aufgefaßt zu finden. Zwei liebe, herrliche Menschen nennt sie Wernhagen, ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innerem

Leben und äußerem Talent. Während ein Päckchen handschriftlicher Gedichte, die ihm Kerner von Uhland bringt, ihn aufjauchzen macht vor Freude über so frische, ächte Poesie, auch der Hochsinn und das kurze treffende Wort des Dichters ihm imponiren: ist doch Uhlands schweigsame, streng in sich geschlossene Persönlichkeit dem Berlinisch gebildeten Barmhagen weniger zugänglich, als Kerners gleich reine, dabei aber anschnitzende, und wenn auch nicht norddeutsch gesprächige, doch in ihrer Art mittheilsame Natur.

Kerner hatte, so berichtet uns Barmhagen, in den vier Jahren seines naturwissenschaftlichen und medicinischen Studiums ohne besondere Anstrengung doch viel gelernt, auch schon Kranke mit Geschick und Erfolg behandelt, und schrieb eben damals an seiner Doktordissertation über das Gehör. Zu diesem Zwecke stellte er Versuche mit verschiedenen Thieren an, und lebte daher in seiner Stube mit Hunden und Katzen, Hühnern und Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen und anderem Gethier ganz traulich zusammen. Die Befreundung mit dem Leben der Natur, besonders nach ihrer dunkeln Seite, die Neigung zum Ahnungsvollen und Geisterhaften, trat schon damals hervor. Die Maultrommel mit ihren verschwemmenden Tönen war Kerners Lieblingsinstrument; in der Poesie sprach ihn das Volksmärchen und Volkslied, der einfache Empfindungslaut, am meisten an, während

höhere Kunstpoesie ihn gleichgültig ließ. In diesem träumerischen, mystischen Wesen erschien Kerner dem norddeutschen Beobachter als der wahre Ausdruck des schwäbischen Landes- und Volkscharakters, nur emporgehoben aus der untern Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volksthümlichen sich gesellen. Doch was in Kerner am unmittelbarsten diesem dunkeln Zuge das Gleichgewicht hielt, war der Gegenzug eines gesunden frischen Humors. Barnhagen rühmt an seinem neuen Freunde den lebendigsten Sinn für Scherz, für alles Komische und Barocke, und eine Art von Leidenschaft, es ans Licht zu fördern. Wenn wir von demselben Schilderer erfahren, daß Kerner ein schlanker, wohlgewachsener, ganz hübscher Junge war, der freilich auf sein Aeußeres wenig hielt, sich überall anlehnte und auf einem Stuhle lieber unbequem lag als ordentlich saß, so haben wir, den Unterschied des Alters und was damit zusammenhängt abgerechnet, schon ganz den Kerner der späteren Zeit.

Nachdem er mittelst seiner Dissertation zum Doctor der Medicin promovirt worden war, trat er im Jahr 1809 eine Reise an, die ihn erst nach Hamburg zu seinem theuren Bruder Georg, dann nach Berlin, Wien und anderen deutschen Städten führte. Eindrücke von dieser Reise in phantasmagorischer Spiegelung, vermischt mit Bildern aus der Heimath und selbstständigen Dichtungen,

hat Kerner in seinen „Reiseschatten, von dem Schatten-
spieler Eur“ (Heidelberg 1811) niedergelegt. Nach
seiner Heimkehr setzte er sich 1810 als praktischer Arzt
im Wildbad, und verfaßte als solcher die Beschreibung
dieses Bades, die, zuerst 1813 gedruckt, von da an
wiederholt in vermehrten Ausgaben erschienen ist, und
neben den chemischen und medicinischen Nachrichten über
die Quellen und ihre Wirkungen eine tiefpoetische Schild-
derung der großartigen Natur der Umgegend mit ihren
romantischen Lokalsagen enthält.

Zu Anfang des Jahres 1812 siedelte Kerner nach
Welzheim über, wo er sich im folgenden Jahre mit
seinem „Mifele“, einer Tochter des Pfarrers Ghemann
zu Ruith auf den Hildern, früheren Professors an der
Klosterschule Denkendorf, vermählte; 1815 ward er von
da als Oberamtsarzt nach Gaildorf versetzt. An diesen
beiden Orten beschäftigten ihn besonders die in jenen
Gegenden so häufigen Vergiftungen durch verderbene
Würste; ein Gegenstand, den er zuerst der wissenschaft-
lichen Beachtung zugeführt hat durch Untersuchungen,
deren Resultate er später in zwei speciellen Werken
(„Neue Beobachtungen u.“ Tübingen 1820, und:
„Das Fettgift oder die Fettäure“ Stuttgart 1822.)
niederlegte. Im Jahr 1819 wurde Kerner als Oberamts-
arzt nach Weinsberg befördert, wo er sich bald (1822) am
Fuße der durch seine Thätigkeit aus Schutt und Verwilde-
rung gezogenen und zur reizenden Anlage umgeschaffenen

Weibertreue das Haus baute, das mit den nach und nach erweiterten Gärten den Schauplatz bildete, auf dem sich das reiche Idyll von Kerner's Dichterleben bis zu seinem am 21. Februar 1862 erfolgten Tode abgespielt hat.

Indem wir nach diesem Abriß von Kerner's äußerem Lebenszuge zur Schilderung seiner Persönlichkeit und Thätigkeit schreiten, ergibt es sich von selbst, daß wir ihn zuerst als Dichter, dann als Arzt und Forscher im Felde des Somnambulismus und der Geisterwelt, endlich als Menschen in seinem häuslichen Leben und seinen geselligen Beziehungen betrachten.

Die Dichtergabe hatte sich in Kerner frühzeitig geregt, und er theilt uns in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ eine Reihe von Gedichten mit, die er in der Ludwigsburger Tuchfabrik verfertigte. Es finden sich in denselben, wie er selbst bemerkt, Anklänge an Klopstock, Hölty's, Goethe's Gedichte, mit denen sich der junge Kaufmann damals heimlich beschäftigte, und eben deswegen noch wenig von Kerner's späterer poetischer Eigenthümlichkeit. Diese war nach Inhalt und Form durch die Einwirkung derjenigen Dichterschule bedingt, deren Werke und Bestrebungen Kerner hernach während seiner Universitätsjahre in Gemeinschaft mit Uhland kennen lernte: der romantischen.

Wenn wir in der Geschichte der neueren deutschen

Poesie zwei Strömungen unterscheiden können, die zwar nicht erst von Goethe und Schiller ausgehen, aber in ihnen sich am kräftigsten zusammenfassen, so gehört die sogenannte romantische Dichtung der ersteren Strömung an. Sie theilt mit Goethe und Herder die Neigung zum Volkslied und der Volkslegende; aber während insbesondere Goethe die daher genommenen Stoffe in das Licht des heutigen Bewußtseins zu erheben, in die classische Kunstform zu kleiden bestrebt war, suchte die Romantik umgekehrt das Bewußtsein der Gegenwart in die Dämmerung der Vorzeit und zu ihren unausgebildeten Formen zurückzuführen, oft auch beides, den alterthümlichen Stoff und das moderne Bewußtsein, in weizenlosem Humorspiele zu verflüchtigen.

Diesen Bestrebungen der Schule sich ohne Vorbehalt hinzugeben, dazu waren nun aber die beiden schwäbischen Dichterjünglinge, die wir unter ihrem Einflusse nebeneinander aufstreben sehen, viel zu gesunde Naturen. In Uhland war es vor Allem der feste Mannesinn, das thatkräftige politische Interesse, das ihn, weitab von dem marklosen Wesen der Häupter der Romantik, einerseits sogar dem von diesen angefeindeten Schiller näherte; während andererseits ein classischer Formsinn und eine unverbrüchliche Natürlichkeit und Wahrheit ihn im Liede und der Romanze in einer Art, wie dies keinem der eigentlichen Romantiker

gelingen ist, zum glücklichen Nebenbuhler Goethe's machten. Kerner entbehrte Uhlands politische Ader, auch sein classischer Formsinn ging ihm ab; aber ein warmes, tiefes Gefühl bewahrte ihn ebenso vor dem herz- und gehaltlosen Formen- und Phantasiespiele der Schlegel und Tieck, wie ihn ein frischer, drolliger Humor vor der krankhaften Mystik eines Novalis bewahrte.

Zu größeren Compositionen freilich reichte Kerner's poetisches Vermögen nicht aus; die größte, die „Reise-schatten“, sind theils nur ein Aggregat einzelner, für sich zum Theil äußerst lieblicher kleinerer Dichtungen in lyrischer, dramatischer und erzählender Form, theils in ihrer mitunter allzu phantastischen Manier auch nur im Zusammenhang mit den Erzeugnissen der romantischen Schule recht zu verstehen. Was Kerner als Dichter volksthümlich gemacht hat und lebendig erhalten wird, ist eine Anzahl von Romanzen und Liedern, die ihm die glückliche Stimmung einzelner Stunden und Tage eingegeben hat. Der Kern dieser lyrischen Dichtungen Kerner's ist schon in der ersten von ihm (Stuttgart und Tübingen 1826) herausgegebenen Sammlung enthalten; womit nicht geleugnet werden soll, daß auch in den späteren sehr vermehrten Ausgaben, so wie in den unter den Titeln: „Der letzte Blüthenstrauß“ (Stuttgart und Tübingen 1852) und „Winterblüthen“ (daselbst 1859) erschienenen neuen Sammlungen sich noch manches Ansprechende finde. Aber

die künstlerische Strenge Uhlands, nur das Vollendete mitzutheilen, und darum eine Reihe neuer Auflagen wohl auch ohne Vermehrung erscheinen zu lassen, theilte Kerner mit seinem Freunde nicht. Bei ihm war das Dichten weniger ein künstlerisches Thun, als ein menschliches Lebensbedürfniß, wozu dann natürlich auch die Mittheilung des Gedichteten gehörte; so kam es, daß er bis in seine letzten Jahre hinein noch Verse machte und drucken ließ, die schon vermöge ihrer immer sorgloser behandelten Form nur zur Unterhaltung des alternden Dichters und etwa zur Mittheilung im Freundeskreise geeignet waren.

Auch ihn wie Uhland haben vor Allem Stoffe aus der Volksfage zur dichterischen Bearbeitung angeregt; und hat er sich in einzelnen seiner Romanzen von der Manier der Schule nicht frei erhalten, so sind ihm dafür andere, z. B. „Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe“, „der reichste Fürst“, „der Geiger zu Gmünd“, so frisch, einfach und naiv gerathen, daß sie sich dem Besten, was wir in diesem Fache besitzen, nahe stellen dürfen. Im Lied ist die Freude an der Natur, die Flucht in ihre Stille aus dem Lärm und Gedränge des Menschenlebens, ein Grundthema. Diese poetische Abkehr von der Menschenwelt scheint ein Widerspruch an Kerner, der in Wirklichkeit das Alleinsein nur schwer ertrug, für den wie für Wenige der Verkehr mit Menschen und vielen Menschen Bedürfniß war. Allein nur mit dem

Schmuß und der Prosa der menschlichen Alltagsbestrebungen und dem unerquicklichen Gerede davon, wollte er verschont sein; dagegen waren ihm die Menschen lieb, ja unentbehrlich, unter der Bedingung, daß sie sich wie Naturgegenstände nehmen ließen, sich einfach und ruhig in ihrer bessern Eigenthümlichkeit gaben; und in diese Verfassung wußte Kerner diejenigen, die ihm nahe kamen, bald und unmerklich zu versetzen.

Unter den ihm verhaßten Gegenständen des gewöhnlichen Treibens und Gesprächs stand freilich die Politik oben an, in welcher Kerner, in dem Einen Stück ein echter Goethianer, den Tod der Poesie zu finden meinte (s. das Vorwort zum „letzten Blüthenstrauß“). Den Boden, den diese zu ihrer Entfaltung bedarf, glaubte er von politischen Bedingungen unabhängig. Kein Tyrann, hatte er sich zum „Trost“ schon unter der Napoleonischen Zwingherrschaft gesagt, könne ja den Frühling verbannen oder den Schein der Sonne ändern, und so lange das nicht sei, müsse sich auch noch leben und dichten lassen. Und doch hatte Kerner ein viel zu feines Mitgefühl für das, was die Menschen um ihn her bewegte und interessirte, als daß er sich den jeweiligen politischen Zeitbewegungen als Dichter ganz hätte verschließen können. Nicht bloß, daß ihm das Wohl und Wehe des Volks, insbesondere auch seiner unteren Klassen, nahe geht, daß es ihm schmerzlich ist, wenn der Winzer den Wein nur für den Reichen bauen,

selbst aber Wasser trinken muß („Ein Lied nach dem Herbst“); sondern auch die Ereignisse der eigentlichen Politik klingen in seinen Liedern wenigstens in einzelnen Lauten an. Mitten im Herbstjubiläum des Jahres 1823 fällt ihm ein Tropfen Blut in den froh erhobenen Pokal, und er mahnt: „Freunde, das ist Griechenblut!“ („Im Herbst“); im Beginne der Reaktionszeit ruft er ein kräftiges „Vorwärts!“ und brandmarkt die rückwärtsgehenden Bestrebungen als Ausgeburt irrer und kranker Herzen; er entfaltet die Bürgerfahne und findet nur im Bürgerthum, nicht mehr im Adel, dessen Zeit um sei, den sichern Wall um das Königshaus („Der Bürgerwall“); im Jahr 1846 huldigt er bei einem Turnfeste dem „Genius der Bewegung“; aus Anlaß der Parlamentswahlen des Jahres 1848 singt er: „Nicht Doctors, nicht gelehrte Geister, Wir wählen diesen Schlossermeister!“ Worauf dann freilich gegen die Ausschreitungen der nächsten Zeit, besonders des Frühjahrs 1849, der klagenden oder höhrenden Worte desto mehrere sind.

Auch jene Frage der einheimisch württembergischen Politik, die Ablands „Vaterländische Gedichte“ hervorrief, hat unsern Dichter nicht unberührt gelassen: aber merkwürdigerweise sehen wir ihn hier, wenn auch nur in verblümter Form, seinem Freunde gerade gegenüber treten. Der Frühling, von dem er in der „Fabel“ singt:

Frühling war's im Land geworden,
 Und der Winter ward vertagt.
 Ohne daß den Herrenorden
 Gott noch lange drum befragt —

dieser Frühling sind die Verbesserungen, die König Wilhelm, nachdem der Landtag von 1817 seine Verfassung verworfen hatte, nun auf eigene Hand im Lande einzuführen anfang; und der Herrenorden, der darüber unwillig ausruft:

Der Fenz gilt nicht!
 Nimm ihn nicht, du dummer Bauer,
 Er ist klares Höllenlicht!

ist die Partei der alten Verfassung, zu der bekanntlich auch Uhland gehörte, der, ein schärferer Politiker als sein Freund, materielle Verbesserungen ohne Herstellung des formellen Rechtsbodens keines Dankes werth fand.

Doch von solchen durch zudringende Zeitverhältnisse veranlaßten Abschweifungen kehrt unser Dichter immer wieder in die Kreise der Natur und des gemüthlichen Menschenlebens, als das eigentliche Gebiet seiner Muse, zurück. Die Wechsel der Jahreszeiten, Nacht und Morgenfrische, Sonnenschein und Walddunkel, Regen und Sturm, dann die mancherlei Gestalten, die Leiden und Freuden des Menschendaseins, Kindheit und Alter, Traum und Erwachen, Scheiden und Meiden, Krankheit und Tod, kehren in seinen Liedern in verschiedenen Formen wieder; während uns außerdem Denkmale der Liebe und Freundschaft, der Huldigung und Verehrung

für bestimmte Personen, zahlreich begegnen. Wie es in einem vorzugsweise auf Empfindung angelegten Leben natürlich ist, sind der schmerzlichen Gefühle mehr als der freudigen, des Klagens mehr als des Behagens; es bildet sich ein Sehnen aus diesem Gedränge von flüchtigen Freuden und dauernden Leiden, aus diesem ganzen irdischen Gewühle hinaus und hinüber in ein Jenseits, wo dem hier ungestillten Herzen endlich volle Befriedigung werden soll. Daß Kerner als Dichter dieser trüben, schlaffen Stimmung zu viel nachgegeben, statt ihr die Kraft des hellen Erkennens und frischen Willens entgegenzustellen, daß dadurch, besonders in seinen spätern Gedichten, des Sammerns und Seufzens zu viel geworden, wird schwerlich zu leugnen sein. Aber nie hat er sich wenigstens, was von hier aus so nahe liegt, einem starren Dogma oder finsterner Schwärmerei in die Arme geworfen. Vielmehr finden wir bei ihm in Betreff des Jenseits — und wundern uns vorläufig, wenn wir uns seines Geisterglaubens erinnern — ein sehr gesundes Sichbescheiden. „Hoffe“, ruft er sich zu,

Hoffe, daß durch Todesnacht
Gott dich führt in Sonnen ein;
Was er immer mit dir macht,
Du bist dein nicht, du bist sein.

Sei demüthig wie das Blatt,
Daß im Herbst vom Baume geht:
Nie als das geklaget hat,
Daß es jezt der Sturm verweht.

(„Sei demüthig!“) Darum wendet er sich auch mit immer frischem Muth, so lang es ihm noch beschieden ist, zum Leben zurück („Was sie alles meinen“):

Gottes Liebe tief im Busen,
 Lieb' ich, die er schuf, die Erde,
 Lieb' ich Liebe, Wein und Musen,
 Bis ich Geist mit Geistern werde.

In dem Gedicht: „Die Stiftung des Klosters Lichtenstern“, bittet aus Anlaß der Legende von der hier wunderbar von ihrer Blindheit geheilten Stifterin der Dichter die heilige Jungfrau um Wiederherstellung auch seines trüb gewordenen Augenlichts, und gelobt ihr, wenn sie sein Gebet erhöhe:

Kein Kloster kann ich bauen;
 Doch, Mutter Gottes, mein Gesang
 Soll tönen lieben Frauen
 Zum Preis und Ruhm mein Leben lang.

Man merke, wie der Schalk hier, was er der lieben Frauen gelobt, im Umsehen den lieben Frauen zuwendet. So sehen wir denn auch zwischen allen Klagen doch in verschiedenen Trinkliedern, ferner in Gedichten, wie „Gott Dank!“ „Ermunterung“ u. a. die unvertilgbare Lebenslust zu Tage treten, oder selbst das Leid sich in sanfte Wehmuth harmonisch auflösen, wie in dem wunderschönen Spruch („Morgenroth“):

Morgenroth, das herrlich rings den Himmel hellt,
 Ach! du bist nur Pöte, daß heut Regen fällt!
 Oft bringt, was entzündet, Thränen nur und Noth;
 Tausend Menschenfreuden sind ein Morgenroth.

Wenn vermöge dieser Eigenschaften Kerner's Gedichte Vielen weit umher im deutschen Lande lieb und vertraut geworden sind, so war er doch wohl in noch weiteren Kreisen durch seine Thätigkeit im Range des Magnetismus und Geisterwesens bekannt. Er selbst stellte sich das originelle „Prognostikon“:

Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
 Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
 Nur wenn man von Geistern spricht,
 Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.

Das Letztere sind wir nun keineswegs gewillt zu thun, vielmehr Kerner gegen manches unbillige Urtheil, das von hier aus über ihn gefällt worden ist, in Schutz zu nehmen. So wenig wir uns der Richtung freuen können, welcher seine hieher gehörigen Schriften Vorschub gethan haben; so wenig wir vergessen können, wie sie im Volke dem Aberglauben, in höheren Kreisen einer widrig ungesunden Frömmerei förderlich gewesen, und wie sie in unserem Württemberg insbesondere auf einen Boden gefallen sind, der mit dumpfigen Stoffen schon vorher überflüssig gesättigt war: so wäre es doch höchst ungerecht, Kerner für diese Folgen seines Thuns ohne Weiteres verantwortlich zu machen. Die Absicht,

in der er sich mit diesen Dingen einließ, war die harmloseste von der Welt. Er suchte weder Vortheil noch Ruhm dabei, am wenigsten hatte er mit dem Treiben der Finsterlinge etwas gemein, die seine Bestrebungen hinterher für ihre Zwecke auszubeuten wußten. Bei ihm war an der Sache außer dem Naturforscher und dem wohlwollenden mitleidigen Menschen nur noch der Dichter theilhaftig, und der Dichter ist ein unschuldiger Geschäftsmann. Aber im Rechnen hat er seine Stärke nicht, und wo es auf pünktliche Buchführung ankommt, richtet er leicht Verwirrung an. Mit dem Dichter in ihm hatte daher Kerner Erscheinungen gegenüber, welche, wie die des Somnambulismus, seine Phantasie in Anspruch nahmen, einen harten Stand; zumal wenn sich an ihnen eine Reihe von Belegen für die Lieblingsanschauungen der Schule herauszustellen schien, der er als Dichter angehörte. Die Verachtung der Aufklärung, die Vorliebe für den Glauben und selbst Aberglauben des Volks als den Träger tieferer Wahrheit, die Erhebung des Gefühls über den Verstand, war in dieser Schule herkömmlich, und auch von Kerner als Dichter frühzeitig (in den „Reise Schatten“) in Ausübung gebracht: hier, bei seinen Somnambülen, schien ja nun thatächlich das Herzgrubenleben über das Gehirnleben, die Magie über die Medicin, die Vision über die Reflexion zu triumphiren.

Kerner's Schriften in diesem Fache bilden eine Reihe,

die von einfachen magnetischen Erscheinungen zu vermeintlichen Rundgeburgen von Geistern und Dämonen aufsteigt, um zuletzt bei einem Punkte anzulangen, wo dem Leser der Verstand stillsteht, aber auch der Verdacht einer groben Mystification der allzu arglosen Beobachter unabweislich wird. Im Jahr 1824 erschien die „Geschichte zweier Somnambülen“; 1829 „Die Seherin von Prevorst“; 1834 die „Geschichten Beseßener neuerer Zeit“; 1836 „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“; wozu dann noch die Zeitschriften: „Blätter aus Prevorst“, 1831—1839, und „Magikon“, 1840—1853 kommen.

Unter diesen auf einander folgenden Schriften ist uns die erste immer auch als die beste erschienen, weil sie die frischeste und naivste ist. Damals war noch Kerner der Naturforscher und Arzt mit Kerner dem Dichter allein, und so erlitten Beobachtung und Darstellung auch nur diejenigen Störungen, die bei solchem Zusammenarbeiten unvermeidlich sind. Kerner sagt wohl, was seine Schrift enthalte, seien reine Facta, die anders zu erklären, als er sie erkläre, jedem freistehe. Allein diese seine Erklärung ist in seine Darstellung der Facta so innig verwoben, daß es schwer hält, beide Bestandtheile zu sondern und die reine Thatsache zum Behuf einer abweichenden Erklärung herzustellen. Thut man dieß hier, so weit es noch thunlich ist, so wird man die Erscheinungen des magnetischen Rapports,

des Selbstverordnens und Vorgefühls der Somnambülen durch neue Proben belegt, die Sinnenmetastase nur in sehr beschränktem Umfang nachgewiesen, das Fernsehen noch lange nicht außer Zweifel gestellt finden; während den angeblichen Verkehr mit der Geisterwelt, den der Verfasser freilich für einen objectiven und realen nimmt, der Leser leicht als bloß subjectiven, aus altem Volksaberglauben und modernen Vorstellungen seltsam gemischten Wahn der Kranken erkennen wird.

Ihren Gipfel schienen Kerner's hieher gehörige Beobachtungen fünf Jahre später mit der Somnambüle erreicht zu haben, der er mittelst eines überaus glücklichen Griffs von ihrem Geburtsdorfe den Namen der Seherin von Prevorst schöpfte; das Buch wenigstens, das er über sie schrieb, hat seinen Namen mehr als irgend etwas Anderes von ihm über Land und Meer getragen. In der That schienen bei dieser Seherin die gewöhnlichen Erscheinungen des Magnetismus bereits überschrittene Stufen zu sein, d. h. sie war durch verkehrte Behandlung von Seiten früherer Aerzte in einen körperlichen Zustand versetzt, der an eine eigentliche Cur, wie bei Kerner's früheren Somnambülen, kaum mehr denken, sie selbst schon halb als Geist und damit als das geeignetste Organ eines Verkehrs mit der Geisterwelt erscheinen ließ. Eine Neigung nach dieser Seite hin brachte die Kranke schon von Hause mit, der nun begreiflich weder Kerner noch sein jetziger

Mitarbeiter entgegentraten. Durch einen solchen hoffte Kerner seinem Zeugniß mehr Gewicht, seiner Darstellung ein wissenschaftlicheres Ansehen zu geben; und dies konnte erreicht werden, wenn er sich einen nüchternen, scharfen, in keiner Art voreingenommenen Beobachter beigejellte. Statt dessen bot sich ihm der Tübinger Professor Eschenmayer, der zwar kein Poet, aber ebensowenig ein Beobachter, sondern ein dilettantischer Philosoph und unkritischer Systemspinner, damals überdies schon ein düsterer religiöser Fanatiker war. Von unbefangener Beobachtung war daher jetzt noch viel weniger als vorher die Rede; aus dem läßlichen Dienst einer dichterischen Liebhaberei trat dieselbe nun unter das Joch einer starren, halbphilosophischen Theorie, die mit ihren Voraussetzungen den Erscheinungen voraneilte und jeder Prüfung derselben zum Voraus die Schärfe nahm. Nicht weniger als zwanzig „Thatfachen“, welche das „Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige“ beweisen sollen, werden in dem Buche ausführlich erzählt; aber alle sind von der Art, daß entweder der Verdacht einer Einmischung der vorgefaßten Meinung in die Beobachtung und Darstellung sich aufdrängt, oder, läßt man die Genauigkeit der Beobachtung selbst unangefochten, noch gar manche andere Erklärungen außer der gespensterhaften offen bleiben. Die Seherin von Prevorst war gewiß keine Betrügerin, sondern eine unglückliche, tief zu bemitleidende

Frau; aber wenn sie auch einmal den Beobachtern zu-
lieb, die ja durchaus Geister hören wollten, einen zu-
fällig entstandenen Ton als Seufzen eines Geistes
gedeutet, oder ein angebliches Geisterklopfen gar eigen-
händig hervorgebracht hätte, so hätte sie damit doch nur
die Karten ausgespielt, die wir selbst ihr in die Hand
gegeben hatten, und wir wären immer noch nicht be-
rechtigt, einen Stein auf sie zu werfen.

Auch die von Kerner in der Folge behandelten Be-
sessenen waren keine Betrügerinnen, sondern wirkliche
Kranke, deren Zustand als ein eigenthümliches Inein-
ander von Nervenleiden und einer durch umgebenden
Volkswahn bedingten Geistesstörung zu fassen ist;
ein Zustand, dessen Symptome zwar Kerner im Ver-
ein mit Eschenmayer aus der festen Voraussetzung
einer dämonischen Ursache heraus, doch immerhin noch rein
genug darstellt, daß bei einiger Kritik auch die rationelle
Ansicht seine Beobachtungen als Grundlage benützen kann.

Dagegen ist mit der letzten von Kerner mitgetheil-
ten Geschichte, der sogenannten Erscheinung aus dem
Nachtgebiete der Natur, schlechterdings nichts anzufangen.
Eine wegen betrügerischer Schatzgräberei im Gefäng-
niß zu Weinsberg eingesperrte Weibsperson gibt an,
nächtlich von einem Geiste besucht zu werden: d. h. sie
speculirt auf den eben damals am Orte sogar in Be-
amtenkreisen im höchsten Schwung befindlichen Geister-
glauben, und weiß nun auch dem Gefängnißpersonal

und den Herren, die sich über Nacht mit ihr einsperren ließen, mit angelernter Kunstfertigkeit allerlei Spuk vorzumachen: das ist sicherlich des Pudels Kern, wenn auch der Beschwörer gefehlt hat, ihn an's Licht zu bringen.

An den Verfasser dieses Nekrologs ist damals und später bisweilen die Frage gerichtet worden, ob denn wohl Kerner selbst an seine Geistergeschichten glaube? und er hat die Antwort darauf niemals leicht gefunden. Antwortete er, wie er zunächst mußte: ja! so bekam er die weitere Frage zu vernehmen: wie denn ein so gescheidter Mann so närrisches Zeug glauben könne? Das Nein, zu dem er sich manchmal versucht fühlte, sprach er nicht aus, weil es sicher mißdeutet worden wäre. Aber auch wenn er sich so ausdrückte: Kerner glaube an seine Geister als Poet, nicht als Dogmatiker, wurde er selten verstanden; und doch war es das Genaueste, was er zu antworten wußte. In den Jahren, während deren sich Kerner mit diesen Erscheinungen beschäftigte, war er von der Realität der Dinge, die seine Einbildungskraft so mächtig erregten, seinen Lieblingsmeinungen theils entsprachen, theils durch ihre Abweichung davon ihm nur um so merkwürdiger waren, gewiß lebhaft überzeugt. Aber schon damals, wenn er im Stande war, Freunden das Schauspiel zu bereiten, daß sein wunderlicher alter Kutscher der Besessenen geistliche Pieder vorsagen mußte, um die Schimpfreden

des vermeintlichen Dämons hervorzulocken, muß seine Ueberzeugung doch eine eigenthümliche, seltsam mit Humor versetzte gewesen sein. * Und als im Verlauf der Jahre die Eindrücke jener Vorfälle immer mehr zurücktraten, nahm er zu denselben eine immer freiere Stellung ein. Seiner guten Absicht, seiner ehrlichen Beobachtung blieb er sich bewußt; was ihr an Schärfe und Genauigkeit fehlte, konnte er freilich nicht erkennen: aber daß die Kette des Beweises nicht geschlossen sei, fühlte er wohl, und war daher nicht bloß gegen fremde Zweifel tolerant, sondern fand auch für sich am gerathensten, auf alle jene Dinge in Betreff des Jenseits keinerlei Hoffnungen zu bauen, sondern sich der Ordnung der Natur, dem Willen Gottes, was er auch bringen möge, zum Voraus demüthig zu unterwerfen.

Schon hieraus erhellt, daß Kerner bei allem Vorwalten von Gefühl und Einbildungskraft zugleich ein Mann von vielem Verstande war. Wenn er in dem „Bilderbuch“ in Bezug auf seinen Bruder Karl, den nachmaligen General und Geheimenrath, sagt: „er war Verstand und Mathematiker, ich bloß Gemüth, ohne alle Berechnung“: so hat er damit, wie es bei solchen Antithesen in der Regel geht, beiden Theilen Unrecht gethan. Kerner war gar nicht ohne Berechnung, er war ein Mann von vielem Tact im Leben, und darum werden wir doch wohl nicht schlechter von ihm denken wollen? Denn kam diese Klugheit auch, wie billig, zunächst ihm und

den Seinigen zu statten, so hatten doch unendlich viel andere Menschen ihre Früchte mitzugenießen, und Schaden hat sie mit seinem Willen gewiß Niemanden gebracht.

Damit sind wir bereits auf Kerner's menschliche Persönlichkeit, und mit ihr auf den Punkt gekommen, auf welchen unsere Darstellung von Anfang an hingestrebt hat, weil hier unserer Ueberzeugung nach der Schwerpunkt seines eigenthümlichen Werthes liegt. In seinen Werken macht mehr als Ein Dichter einen ungleich bedeutenderen Eindruck auf uns, als Kerner: aber einen, dessen Persönlichkeit einen gleich poetischen auf uns gemacht hätte, haben wir unter denen, die wir persönlich kennen gelernt haben, nicht gefunden. Bedarf es in der Nähe manches andern Dichters der beständigen Erinnerung an seine Dichtungen, wenn man nicht vergessen will, daß man einen Dichter vor sich hat: so vergaß man bei Kerner umgekehrt seine Werke ganz, eben weil man einen Dichter lebendig in Fleisch und Blut vor sich hatte. Was dieser poetische Zauber in Kerner's Persönlichkeit war, ist für solche, die ihn nicht gekannt haben, ebenso schwer zu beschreiben, als es denen gegenüber, die diesen Zauber empfunden haben, überflüssig ist. Empfunden aber haben denselben die meisten, die ihm auch nur vorübergehend nahe kamen, und ohne Ausnahme alle, die länger und öfter in seiner Nähe weilen durften. Und darunter gehören Menschen

aller Klassen, vom König, man darf wohl sagen bis zum Bettler herunter, aller Alters- und Bildungsstufen, aus allen cultivirten Ländern.

Das Kerner'sche Haus in Weinsberg — denn erst seit er sich diesen anmuthigen Sitz gegründet hatte, konnte er diese Seite seines Wesens ganz und voll entfalten — wenn Annalen dieses Hauses aus den nahezu vierzig Jahren seines Bestehens vorhanden wären, was würden sie uns von den Menschen, die hier aus- und eingingen, von den Gesprächen, die hier geführt, den Eindrücken, die aus demselben mitgenommen worden sind, zu berichten haben!

Wer ist, der nicht gerührt
Vom Hauch, den er gespürt,
Aus deinem Hause schied?

singt Gustav Pfizer in seinem ebenso wahren als schönen Gedicht „An Justinus Kerner“. Der Reisende glaubte nicht in Schwaben gewesen zu sein, wenn er nicht das Kerner'sche Haus besuchte; hatte er es aber einmal besucht, so kam er wo möglich wieder, oder schickte Andere, die er durch seine Schilderung begierig gemacht hatte; und so wurde dieses kleine Haus zu einem Wallfahrtsorte, einem Asyl, wo Empfängliche Anregung für Geist und Herz, Bekümmerte Trost, Lebensmüde Erfrischung suchten und fanden. Für kranke Gemüther und verwirrte Geister mochte der Aufenthalt im Kerner'schen Hause in den Jahren, als

das Geister- und Dämonenwesen gleichsam die Atmosphäre desselben bildete, nicht ohne Gefahr sein; wer gesund, ja wer auch nur zu heilen war, der hatte in der Heiterkeit, mit der die Sache durchaus betrieben wurde, dem freien, humanen Geiste, der im Hause herrschte, das wirksamste Gegengift.

Seinem Hause diese Bedeutung zu geben, dazu war dem glücklichen Dichter eine Gattin behülflich, die er selbst mit Recht als die köstlichste Gabe ansah, die ihm der Himmel hatte zu Theil werden lassen. Seine uns, wie ihm, unvergeßliche Friederike ergänzte ihn so, daß seinem überwallenden Gefühl, seiner erregbaren Einbildungskraft, in ihr ein nüchterner, praktischer Verstand gegenübertrat; aber so viel er neben jenen vorwaltenden Gaben Verstand besaß, so viel hatte sie neben ihrem überwiegenden Verstande Gemüth und offenen Sinn, um eine Natur, wie die seinige, zu fassen und sich ihr anzubequemen. Wenn daher Kerner in ungemessenem Wohlwollen die Thüren seines Hauses der umfassendsten Gastfreundschaft öffnete, ging sie freundlich in seine Weise ein, und wußte überdies die Sache auf einen Fuß zu setzen, daß das Hauswesen dabei bestehen konnte, und daß es zugleich den Gästen eben darum so behaglich wurde, weil sie sahen, daß sie das Hauswesen weder störten, noch allzusehr belasteten. So wurde mancher Fremde, der im Wirthshause abgestiegen war, von Kerner in sein Haus geholt,

von der gütigen Hausfrau darin festgehalten; aus den Stunden, die er ursprünglich hatte bleiben wollen, wurden Tage, aus den Tagen Wochen, und immer kostete es noch einen Anlauf, sich loszureißen. Bei dem gutbürgerlichen Mittelmaße der Bewirthung, der zwanglosen Lebensweise, dem gemüthlichen Ton im Hause und Kerner's belebendem Humor gingen Allen, Vornehmen wie Geringen, die Herzen auf, und jeder wird der Stunden und Tage, die er in diesem einzigen Hause zubringen durfte, lebenslänglich mit Sehnsucht und Dankbarkeit gedenken.

Daß vorzugsweise auch Personen hoher und höchster Stände sich von Kerner's Persönlichkeit angezogen fanden, ist bekannt, und daß auch er zu diesen Höhen der Menschheit sich mit besonderer Vorliebe hingezogen fühlte, nicht zu läugnen. In die Zeiten seines ersten Auftretens fiel die leuchtende Erscheinung der geistvollen Kronprinzessin und bald Königin Katharina, die er in einer Reihe von Gedichten, die leider bald Nachrufe an die Frühverstorbene wurden, verherrlichte. Die poetischen Bestrebungen, die sich hierauf in einem Sprößling des württembergischen Fürstenhauses, dem Grafen Alexander, regten, mußten diesen von selbst in die offenen Arme des Weinsberger Sängers führen. Bei dem Haupte des Hauses stand ihm längere Zeit das Geisterwesen im Wege, das dem nüchternen Sinne des Königs widerstrebte. Als aber Katharinas beide Töchter heran-

wuchsen, bald Katharinas Nichte als Kronprinzessin ins Land kam, konnten gemüthliche Beziehungen nicht ausbleiben; bei einem persönlichen Zusammentreffen an einem Badeorte widerstand auch der König dem Zauber von Kerner's Wesen nicht, und ist ihm von da an bis an sein Ende freundlich zugethan geblieben. In Bayern ergab sich mit dem königlichen Skalden die Verührung von selbst; der zitherspielende Herzog konnte dem maultrommelspielenden Dichter nicht ferne bleiben; aber auch der verewigte König Max II. und andere Glieder des Hauses haben ihm bis in seine letzten Tage Beweise ihrer Zuneigung gegeben.

Mit seiner Schwachheit für dergleichen hohe Verbindungen ist Kerner von bürgerlichen Freunden nicht selten geadelt worden¹⁾, die überdieß von den Eigenschaften, welche der Dichter an den erhabenen Persönlichkeiten pries, mitunter nichts oder doch nur wenig wahrnehmen zu können versicherten. Allein das Gleiche begegnete ihnen ja oft genug mit Personen niederen Ranges, die Kerner auch als „gar liebe Menschen“ rühmen konnte, während sie Andern ziemlich unleidlich vorkommen wollten. Das eben war einer der schönsten Züge an Kerner, daß er

¹⁾ Hat doch aus dieser Veranlassung der originelle Freund, dessen Andenken die erste der unten folgenden Leichenreden gewidmet ist, die deutsche Sprache mit einem neuen Zeitwort bereichert. „Bei Kerner prinzelt's wieder“ (schwäbisch ausgesprochen wie brenzelt's) pflegte er zu sagen, wenn in Weinöberg hoher Besuch um den Weg war.

das Gute und Menschliche, daß ja nicht leicht in einem Menschen ganz fehlt, herauszufinden wußte, sich dann daran hielt und von dem Störenden abjah, ja daß er dasselbe, wo es verschüttet und von Unkraut überwuchert war, hervorzuziehen und frei zu machen die Gabe hatte. Wirklich waren in seiner Nähe, in seiner Atmosphäre, die Menschen besser, wenigstens erträglicher als oft anderwärts, und so vertrugen sich auch in seinem Hause Gegensätze, die sich sonst ausschloßen; wie ohnehin sein weites Herz Große und Kleine, Rothe und Schwarze, Kluge und Einfältige, Gläubige und Ungläubige mit gleicher Liebe und doch mit feiner Unterscheidung umfaßte.

Unter die Gegenstände seiner Huldigung gehörte in dieser letzten Zeit auch die Tochter seines zitherspielenden Gönners, die entthronte Königin von Neapel; und wenn er in ihr nicht bloß die heldenmüthige Gattin, sondern auch die Verfechterin des Rechts gegen Raub und Umsturz pries, so wollten freilich seine bürgerlichen Freunde von einem göttlichen Recht der Bourbonen in Neapel nichts wissen. Allein sie dachten sich den Fall, daß nun etwa Garibaldi aus irgend einem Anlaß nach Deutschland käme. Als Original und Freund des Originellen würde er sicherlich Kerner nicht unbesucht lassen. Und dieser? Er würde den General, wie einst die polnischen Führer, freundlich aufnehmen, nach wenigen Stunden die politische Frage für eine offene er-

klären, in dem Räuber aber einen „lieben Menschen“ finden, dessen Bild er, wenn auch flügllich nicht in seinem Zimmer dem der heldenmüthigen Königin gegenüber aufhängen, doch gewiß in seinem Herzen an einer feinen Stelle bewahren würde. So mußten die Freunde das Thun Kerner's, waren sie auch an sich damit nicht allemal einverstanden, doch aus seiner Persönlichkeit heraus immer wieder zurechtlegen, mußten diese in ihrer großartigen Eigenthümlichkeit immer wieder gelten lassen.

Mit dem Tode der geliebten Gattin im Jahr 1854 war freilich die Glanzzeit des Kerner'schen Hauses zu Ende. Auch bei dem Dichter selbst vermehrten sich von da an die Beschwerden des Alters: das Licht seiner Augen schwand mehr und mehr; nacheinander mußten das Amt, die Reisen, die Gänge ins Freie aufgegeben werden; die zwei letzten Jahre war er in das Zimmer gebannt und von anhaltenden Gichtschmerzen heimgesucht. Aber auch so noch war ihm jeder Besuch willkommen, er freute sich, Menschen um sich zu hören und wohl auch zu befühlen, da er sie nicht mehr recht sehen konnte, und hatte man ihn auch sehr leidend angetroffen, so sah man ihn doch im Gespräche bald der Schmerzen und des Leides Meister werden, die Funken seines Geistes, seines Humors sprühten wie in der guten alten Zeit, und die mit Klagen und oft mit Thränen eröffnete Unterhaltung schloß nicht selten in

der heitersten Stimmung. So feierte der ewig junge Dichtergeist über den zerfallenden Körper seinen Triumph, und von diesem Schauspiele fühlten sich nicht bloß alte Freunde, denen dabei des Dichters Bild aus bessern Tagen wieder aufging, sondern selbst Fremde, die ihn so zum ersten Male sahen, innig erbaut. Die Briefe seines Sohnes, der fernen Verehrer und Gönner, die er selbst nicht mehr lesen konnte, ließ er sich nun von seiner Enkelin vorlesen und theilte sie den besuchenden Freunden mit; die Spielschatulle, ein Geschenk des Königs Max von Baiern, erheiterte ihm durch ihre Melodien manche trübe Stunde, und noch acht Tage vor seinem Ende versammelte er zum Mitgenuße des Münchner Biers, das der Prinz Adalbert von Baiern geschickt hatte, eine Anzahl von Weinsberger Bekannten und war mit ihnen herzlich vergnügt. Wenige Tage darauf besiel ihn die Grippe und kürzte den stets schwerer werdenden Kampf des Geistes mit dem in Trümmer fallenden Leib in einer Weise ab, die man als Erlösung betrachten mußte.

Je mehr wir aber jetzt seine uns entrückte Persönlichkeit als eine solche erkennen, deren gleichen nicht leicht wiederkehren wird, deren Aeußeres zwar sich in Stein und Erz nachbilden, von deren reichem Innern, deren lebensvoller Eigenthümlichkeit aber sich denen, die ihn nicht gekannt, in Worten nur eine unvollkommene Vorstellung geben läßt, desto glücklicher preisen

wir uns, daß wir ihm persönlich nahe stehen durften, desto theurer und heistger bleibt uns sein Andenken als lebendige Mahnung, in den Kämpfen und Gegensätzen des Lebens der Duldung nicht zu vergessen, im Streite nur den Frieden zu suchen, und den Haß nie Meister werden zu lassen über das Eine, was Menschen menschlich und gottähnlich macht, die Liebe.

V.

Zwei Leichenreden.

1.

Worte der Erinnerung an Dr. Ph. Fr. Sicherer,
gesprochen
vor den Mitgliedern der ** Gesellschaft in Heilbronn,
nach seiner Beerdigung am Morgen des 24. Juni 1861.

Meine Herren und Freunde!

Wenn wir im Walde gehen, stoßen wir unter dem gewöhnlichen Baumschlag, wo Buche an Buche, Tanne an Tanne sich drängt, bisweilen auf eine Eiche, der des Försters Hand oder die Wucht der eigenen Arme Raum gemacht hat, sich auszudehnen. Ringsum sind die Nachbarbäume scheu oder gefällig zurückgewichen, und nun haben sich über dem mächtigen Stamme die knorrigen Aeste recht nach Herzenslust in allen Richtungen und in den eigenthümlichen Windungen ausgebreitet, die uns Auge und Herz erfreuen, wenn sich

am klaren Wintertag ihre markigen Umrisse auf dem blauen Himmelsgrund abzeichnen.

Die Eiche ist vom jähren Blickstrahle getroffen: wir haben den Freund verloren, der dieser Eiche vergleichbar war. Das Schicksal hatte ihm Raum gemacht im Leben, hatte manche Fessel und Schranke, wodurch Andre sich lebenslänglich gehemmt finden, für ihn vorsorglich weggeräumt; aber er war eine Kernnatur, die sich nöthigenfalls auch aus eigener Kraft Raum und Luft zu verschaffen gewußt hätte. Es waren eigenthümliche, zum Theil eigenfinnige Linien und Schnörkel, welche die Aeste dieser Eiche beschriebten; aber sie gaben von der Urkraft Zeugniß, die dem Stamme inwohnte, dem sie entsprossen waren.

Ja, es war etwas Urkräftiges, etwas aus dem Marke des Lebens Stammendes in unfrem Freunde. Wer ihm auch nur vorübergehend nahe trat, bekam den Eindruck, mit keinem gewöhnlichen Menschen, mit keinem wie alle Andern, zu thun zu haben. Das Alltägliche, das Hergebrachte, das uns alle bändigt, ihm imponirte es nicht. Daß die Meisten einer gewissen Ansicht waren, enthielt für ihn keinen Beweggrund, ihr beizupflichten, eher einen Reiz, ihr entgegenzutreten. Er glied nicht einer im Marktverkehr abgeschliffenen Scheidemünze, sondern einem scharfgeprägten, wohl erhaltenen Schaustück aus einer Zeit, da man noch vollwichtigere Münzen schlug. Diese Urkraft unfres Freundes war aber, wie alle

ächte Kraft, zugleich lautere Güte. Er wollte allen Menschen wohl, selbst denen die er einmal barsch anlief wohler, als oft solche, deren Lippen nur Honig träufeln. Er konnte herb sein, doch nur so, wie es die edeln Weine sind, die dafür auch Stärke haben und Dauer. Ohne Prunk und Salbung hat er viel Gutes gethan, manche Noth gelindert, manchem Armen, den er umsonst geheilt, noch die Mittel zu weiterer Erquickung in die Hand gedrückt, alles Gemeinnützige, sofern es ihn von seiner Nützlichkeit zu überzeugen wußte, gefördert. Ohne viel schöne Worte hing er an seinen Freunden mit einer Treue, die über Zeit und Stimmungswechsel erhaben war.

Aus seiner gesunden Kraft entsprang unsres Freundes nie ermattende Regsamkeit und Frische. So bequeme Verhältnisse wie die seinigen konnten einen Andern zu träger oder üppiger Ruhe verleiten: ihn sahen wir, bei streng geregtem Genuß, in beständiger und vielseitiger Thätigkeit. Es war eine Federkraft in dem Manne, die ihn nie rasten, nie erschlaffen ließ.

Der erste Gegenstand seines Forschungs- und Thätigkeitstriebes war die Natur, zunächst die menschliche Leiblichkeit nach ihrem Bau, ihren Störungen und den Mitteln ihrer Wiederherstellung. Sicherer war ein Arzt vom entschiedensten natürlichen Verufe. Alles, was in dieses Gebiet einschlägt, interessirte ihn. Ihm eignete jener ärztliche Seherblick, der von den äußern Zeichen

rasch und sicher in den Sitz und die Quelle des Uebels dringt; ihm ebenso die Entschlossenheit, die das Uebel bei der Wurzel zu fassen sich getraut. Dabei fehlte dem sonst so schroff erscheinenden Manne nie das freundliche Wort, der theilnehmende Zuspruch, der dem Leidenden so wohl thut, und durch welchen der Arzt oft mehr als durch seine Kunst und deren Mittel wirkt. In dieser aber schloß er niemals selbstgenügsam oder ermattet ab, sondern folgte aufmerksam dem Gange der Wissenschaft; wie er aus der, wenn auch nur in beschränktem Umfange bis an sein Ende fortgesetzten Ausübung seiner Kunst immer neue Belehrung holte.

Doch war das Naturinteresse unsres Freundes keineswegs auf sein eigentliches Fach beschränkt, vielmehr beinahe so vielseitig, als die Natur selbst es ist. Neben den handgreiflichsten Ergebnissen der Anatomie und Physiologie zogen ihn die Geheimnisse des Magnetismus, die dunkeln Pforten des Geisterreiches an, wie sie eine Zeit lang in unsrer Nachbarschaft, in dem Kreise seines herzlich geliebten Freundes Justinus Kerner aufgethan schienen. Wir haben ihn zu einer Zeit unter Sternkarten und Himmelsgloben, zu einer andern unter phrenologischen Abbildungen und Abgüssen angetroffen. War es in diesen außerhalb seines eigentlichen Faches gelegenen Beschäftigungen oft mehr seine rege Phantasie als das Interesse der strengen Forschung, wofür er Befriedigung suchte, so trieb er doch Alles mit Geist

und Eifer, wußte aus Allem Stoff und Anregung für sich und Andre zu gewinnen, und hat uns bisweilen auf ganz entlegenen Gebieten mit Urtheilen überrascht, die, in's Schwarze treffend, die Vielseitigkeit seines Aufmerkens, die natürliche Schärfe seines Blicks bezeugten.

Die aus tiefster Quelle hervorsprudelnde Lebendigkeit unseres Freundes kam insbesondere auch der Geselligkeit zu Gute. Ihm war es Naturbedürfniß, sich mitzutheilen, sich mit den Leuten einzulassen, Mensch unter Menschen zu sein. Er war ein Gesellschafter einziger Art, der in seinem Kreise nicht ersetzt werden wird. Nie sah man ihn abgespannt oder verdrossen, stets war er aufgelegt und aufgeweckt. Aufgelegt freilich oft, ja in der Regel, sich zu reiben, zu necken und zu streiten; aber der Streit gab kein Blut, am wenigsten böses, bei ihm, und ebensowenig bei denen, die den oft unsanften Streiter kannten. Er war ein Kiesel, der scharf anschlägt, aber Feuer gibt und Licht zündet. Und wenn er Andre bisweilen hart anstieß, so duldete, ja liebte er es, auch selbst wieder hart angestoßen zu werden, und war zum Schlusse dem noch einmal so gut, mit dem er sich den Abend tüchtig herumgezankt hatte. Eigenartig wie er war, liebte er in seinen Meinungen und Behauptungen das Paradoxe, und trieb es gern bis auf die Spitze, wo es zerplagen muß; wobei er aber die Heiterkeit, die dieß zu erregen pflegt,

mit der liebenswürdigsten Gutherzigkeit über sich ergehen ließ.

Bei aller Verbtheit nach außen lebte nämlich im Innern unsres Freundes ein zarter, milber, selbst bescheidener Sinn. Er trat immer fest auf, aber er drängte sich niemals vor. Er fühlte feiner als er sprach, und sprach von Abwesenden freundlicher als bisweilen mit den Gegenwärtigen. Er hatte etwas Ritterliches in seinem Wesen, das, besonders Frauen gegenüber, ihn allerliebft kleidete. Aber auch, wo er in Männern, sei es den Geist achtete oder das Herz liebte, war in seinem Benehmen, unter allem Scherz und Necken, jene zarte Scheu zu bemerken, wie sie dem Edeln gegenüber eben das Kennzeichen des Edeln ist.

Sa, er war ein seltener und ein edler Mensch, und es lindert und schärft zugleich unsern Schmerz, daß wir mit dem Dichter sagen dürfen: Er war unser. Sa, er war unser: sein Herz gehörte dieser Stadt, gehörte seinen Freunden, gehörte besonders dem Kreise an, in welchem ich diese Worte sprechen darf. Nichts betraf diese seine Vaterstadt, was ihn nicht mitbetraf; nichts widerfuhr einem seiner Freunde in Lust oder Leid, das er nicht treu und innig mitempfunden hätte; diese Gesellschaft war der Ort, wohin er trug, wo er ausschüttete, was ihn innerlich beschäftigte, wo er seiner Neigung und Abneigung den freiesten Ausdruck gestattete.

Und dieser Schatz von Liebe und Treue, von Mittheilung und Mitgefühl, dieser reiche lebendige Geist, dieser sprudelnde Witz, dieses Ganze einer ursprünglichen, starken und guten Menschennatur, ach, es ist für uns im Leben verloren, lebt nur noch in der Erinnerung, in jenem Heiligthum, das schon so manche uns theure Gestalt in sich aufgenommen hat. Daß er über dessen Schwelle treten durfte in voller Lebenskraft, mit raschem Schritt, nicht durch Alter gebeugt, noch durch Siechthum aufgerieben, ist die Fortsetzung jener Gunst der Natur und des Geschicks, die schon der Lebende genoß, und die wir ihm im Tode noch herzlich gönnen. Kommt sie doch auch uns zu Gute; denn nur um so frischer und ungeschwächter lebt und wirkt nun sein Bild in uns fort. Wir werden in guten Stunden seiner gedenken, wie sie noch schöner sein würden, wäre er da, und eben dieser Gedanke wird sie schöner machen; wir werden im Leide den Freund vermissen, dem wir es hätten klagen können, und indem wir es seinem Schatzen klagen, wird es uns leichter werden; das Bild seiner Munterkeit wird uns ermuntern, seiner Güte uns versöhnen, und so werden wir im Geiste mit dem Freunde durchs Leben wandeln, bis wir selbst in das Geisterreich eingehen, wohin wir ihm jezt mit Thränen nachblicken.

Wohl alsdann jedem unter uns, wenn die Mitbürger, die Freunde uns so schmerzlich, wie wir und mit uns so Viele jezt ihn, vermissen; wenn unser Bild

in ihren Herzen eine so gute Stätte findet, wie das feine in den unsern behalten soll; wenn sie, uns nahe gestanden zu haben, zu dem Besten zählen, das ihnen im Leben zu Theil geworden. Das ist ja das Siegel des Menschenwerths, nicht, wie viel Gut und Geld einer zurückläßt, noch wie viel Ruhm und Namen; sondern wie viel Leben er verbreitet, wie viel Liebe er gegeben und in andern Seelen geweckt hat. Und dieses Siegel, das sich nicht verfälschen läßt, kann einem Sarge nicht glänzender aufgedrückt werden, als es die Theilnahme von nah und fern, einer ganzen Stadt und Gegend, dem Sarge des Freundes aufgedrückt hat, von dessen Grabe wir tief erschüttert, und doch innig erhoben zurückkommen.

2.

Worte des Andenkens an Friedrich Wilhelm Strauß,

geboren zu Ludwigsburg den 24. Juni 1810,
gestorben zu Darmstadt den 21. Februar 1863.

Nach seiner Beerdigung am Morgen des 24. Februars
im Kreise der Familie gesprochen.

Meine Lieben!

Wir haben nicht gewünscht, daß an dem Grabe, von welchem wir zurückkehren, eine Leichenrede gehalten werde, weil der Geistliche, der den Verstorbenen dahin geleitete, doch nicht in der Lage gewesen wäre, über ihn aus genauerer Kenntniß seiner Person, seines Lebens und seiner Gesinnungen zu sprechen. Aber ganz zu schweigen über einen Mann wie der uns Entlassene, wäre unrecht, und ich insbesondere müßte mich einer schweren Pflichtverletzung schuldig achten, wenn ich die Todtengabe eines Gedächtniswortes, die ich schon

manchem Freunde gespendet, dem Bruder darzubringen versäumte. Man sagt wohl, der Schmerz sei stumm und drücke sich nur in Thränen, nicht in Worten aus. Es ist so; aber er soll nicht stumm bleiben; nachdem er sich in Thränen ausgeschüttet hat, soll er auch zum Worte kommen, soll durch lichte Gedanken sein Dunkel erhellen und überwinden.

Auf uns freilich dringt heute der Schmerz in doppelter Richtung ein: wir haben nicht blos den Tod des Dahingegangenen, sondern auch sein leidensvolles Leben zu beweinen. Ach, er war keiner von den Glücklichen; ihn hat der Tod nicht aus frischem kräftigem Wirken herausgerissen, nicht von der Tafel des Genusses abgerufen, er hat nur langjährigem Leiden, einem Leben voll Entbehren und Dulden ein Ende gemacht. Und dieses Loos traf den Entschlafenen um so schmerzlicher, je mehr er von Anfang zu einem ganz andern berufen schien. Mit wie reichen Gaben hatte die Natur ihn ausgestattet. Mit diesem hellen, scharfen Verstande, diesem festen, unbeugsamen Willen, diesem geraden, treuen Herzen, diesem heitern und freien, für den Scherz wie den Ernst des Lebens geöffneten Sinn. Dabei eine Arbeitskraft, die nicht zu ermüden war, ein Körper, ursprünglich so gesund und stark, daß kräftige Altersgenossen neben ihm als Schwächlinge erscheinen konnten. Was schien einer solchen Naturausstattung, was der Ausbildung, die er ihr gegeben, den Fertig-

keiten und Kenntnissen, die er, weit über den Kreis seines nächsten Berufs hinaus, gesammelt hatte, nicht erreichbar, welche Stellung in der Gesellschaft, welche Wirksamkeit auch in's Allgemeine, für die großen Interessen des Staats und der Menschheit, schien sich ihm zu öffnen. Aber mitten im ersten Anlauf zu solchem Ziele, mitten im Ringen nach dem sichern Boden einer bürgerlichen Existenz, sah er sich durch eine tödtliche Krankheit¹⁾ niedergeworfen, die erst sein Leben zu bedrohen schien, dann es ihm nur mit der Gewißheit wiedergab, daß an eigentliche Gesundheit nicht mehr zu denken sei.

Welch ein Verhängniß für einen jungen, ebenso strebenden als begabten Mann. Er fand sich in die Lage des Vogels versetzt, dem eine Schwinge abgeschossen ist, und der sich nun auf das seiner Natur ursprünglich widerstrebende Leben der unbefiederten Geschöpfe einrichten muß. Der zum raschen kühnen Handeln Angelegte soll sich zum Dulden bequemen; der zum Streben nach den Gütern des Lebens Berufene sich auf's Abwehren seiner Uebel beschränken; der zum mäßigen, doch frischen Genuß Aufgelegte soll entbehren, immer wieder entbehren lernen. In dem reichen, vielfachen Orgelwerke des Menschenlebens hatte dem Dahingegangenen das Schicksal das Eine Register gezogen, auf welchem mit großen schwarzen Buchstaben

¹⁾ Ein Herzleiden.

Entsagung geschrieben steht. Ach, das ist ein trübseliges Register für ein gewöhnliches Menschenohr, das volleren Klang, bunteren Reiz, raschen Wechsel begehrt. Aber es ist ein Register, das auch seinen Meister verlangt, sich seinen Meister bildet. Es lassen sich mittelst desselben Töne hervorbringen, so tief und innig, wie kein anderes Register sie kennt. Wer die ihm auferlegte Entsagung recht als seinen Beruf auf sich nimmt, der kann mittelst ihrer eine Gemüthsverfassung sich erringen, um welche Glücklichere ihn beneiden dürfen.

In diesem Sinn, als eine Aufgabe, die ihm von höherer Hand gestellt war, und in deren Lösung er seine Menschenpflicht erfüllte, hat der Berewigte sein Leiden aufgefaßt. Er entwarf sich eine seinem körperlichen Zustand angepasste Lebensordnung, und an dieser hielt er mit eiserner Strenge fest. Da ihm das Wirken in's Große verwehrt war, suchte er im Kleinen sich treu zu erweisen; umgekehrt, da er mit dem Schmerz im Großen sich vertraut gemacht hatte, suchten ihn die kleinen Plagen des Lebens wenig an; da ihm das, was die Menschen gemeinhin Genuß nennen, versagt war, wußte er aus dem Geringsten kleine bescheidene Freuden zu ziehen. Während wir nur ein Auge dafür hatten, wie viel er entbehrte, schien er nur Sinn dafür zu haben, wie viel ihm doch noch geblieben war. So kam es, daß dieser Schwache Kräftigere stärken konnte, an diesem Darniedergeworfenen Aufrechtstehende eine

Stütze fanden, dieser Mitleidswerthe und Trostbedürftige noch Trost für Andere übrig hatte.

Aber möglich war dieß nur durch zweierlei. Erstlich dadurch, daß er seinem Geiste früh eine Ausbildung gegeben hatte, von der er später als von einem reichen Kapitale zehren konnte. Daß er schon in Jahren, wo sonst die Jugend als Erholung nur die Zerstreuung kennt, die feinige im Studium ernster Werke, des Besten der einheimischen und fremden, der alten und neuen Literatur fand. Daß er seine Gedanken neben den Gegenständen seines kaufmännischen Berufs von jeher gerne den höchsten Aufgaben des menschlichen Nachdenkens, den Fragen über die Natur und Bestimmung des Menschen, die richtige Vorstellung von dem Wesen der Gottheit zugewendet und darüber scharf und selbstständig geforscht hatte. Daß er an den Angelegenheiten der Völker, des deutschen insbesondere, von früh auf einen Antheil nahm, dessen belebende, herzerweiternde Kraft ihm über manche trübe und thatlose Stunde seines späteren Lebens hinweghalf und seinen Sinn vor dem Einschrumpfen bewahrte. Möglich war es für's Zweite nur dadurch, daß er seine Kraft nie durch Sinnengenuss erschöpft, vielmehr durch angestrengte Thätigkeit gestählt hatte. So konnte er den starken festen Sinn, der ihn unter glücklicheren Umständen zu kühnen Lebensunternehmungen geführt haben würde, nun als Standhaftigkeit gegen das Unglück lehren; so

die Erholung und Erfrischung, die er auf dem Wege der Sinne nicht mehr finden konnte, auf geistigen Wege sich verschaffen.

Sein Leben ist uns ein Beispiel von zwei scheinbar entgegengesetzten Wahrheiten. Für's Erste freilich von der alten, wie nichts der Mensch dem Schicksal gegenüber ist, wie ein Hauch von diesem hinreicht, um die stolzesten Gebäude menschlicher Strebungen und Entwürfe wie Kartenhäuser über einander zu werfen. Für's Andere aber auch von der seltener erkannten Wahrheit, wie gegen den hellen ruhigen Sinn, gegen den reinen festen Willen, das Schicksal doch nichts vermag, wie es höchstens die Form des menschlichen Handelns ändern, seinen Gehalt aber und seinen Werth, ja selbst das daraus dem Menschen erwachsende Wohlgefühl, nicht beeinträchtigen kann; wie es überhaupt in allen Gestalten, als Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Reichtum oder Armuth, nichts anderes ist, als nur eine verschieden geformte Veranlassung für uns Menschen, unsere Kräfte zu üben, so oder so, im Großen oder Kleinen, als Handelnde oder Duldende, unsere Aufgabe zu lösen, unsere Bestimmung zu erfüllen.

Aber eine leichte Aufgabe, eine lockende ist es nicht, die unserem Dahingeshiedenen zugefallen war, und er hat es überdies verschmäht, sie sich durch Mittel, die er nicht für die rechten hielt, zu erleichtern. Nie hat er nach jenen Trostgründen gegriffen, die keinen andern

Beweis hinter sich haben, als den Wunsch des schwachen Menschenherzens, daß es so sein möchte; nie hat er sich bei einem Glauben beruhigt, nur weil alle Andern ihn auch hatten; bis zum letzten Athemzuge hat er sich nur an dasjenige halten wollen, was er entweder selbst leisten, oder was er als begründet in der allgemeinen Ordnung der natürlichen und der menschlichen Dinge begreifen konnte. Aber mit dieser Ablehnung des Trostes aus dem unbekannten Jenseits hat er es nicht so gemeint, daß demnach der Mensch im Diesseits ohne Verantwortung nach Lust und Belieben schalten dürfe; sondern vielmehr in dem Sinne, daß er die ihm gegönnte Strecke Lebens um so eifriger anbauen, in diese kurze Frist den Gehalt einer Ewigkeit zusammenzudrängen suchen müsse.

Und von solchem gewissenhaften treuen Arbeiten hat ihm auch die lohnende Frucht nicht gefehlt. Er brachte es dahin, nach dem harten Schlage, der durch sein Erkranken seine Entwürfe betroffen hatte, doch sein Haus schließlich wohlbestellt zu hinterlassen. Er sah die Mühe und Sorge, die er sich mit der Erziehung seiner vier Söhne gemacht hatte, durch ihr Gedeihen und Wohlverhalten von Jahr zu Jahre mehr belohnt; sah wenigstens die drei älteren von ihnen durch sein vorsorgliches Betreiben in hoffnungreiche Lebensbahnen eingeleitet. Ihr habt freilich an diesem Vater Unerseßliches verloren, liebe Kinder; euch wäre seine treue

Mahnung, seine umsichtige Leitung noch lange zu wünschen gewesen: aber preiset euch glücklich, daß er euch wenigstens so lange erhalten geblieben ist, um euch allen das volle Bild seines Wesens in der Seele zu lassen, um auch dem jüngsten von euch noch das Gepräge seines Geistes und Sinnes ausdrücken zu können. Dieses Gepräge laffet nie an euch verwischen, dieses Bild nie verbleichen; gedenket, wenn eure junge Kraft in der Arbeit ermatten will, was euer Vater mit leidensmüdem Körper noch gearbeitet hat; stellet euch, wenn euch Versuchung locken will, sein ernstes Angesicht vor, daß er nicht erst im Leiden angenommen, nein, mit dem er schon in der Vollkraft der Jugend alles Gemeine und Niedrige weit von sich gewiesen hat. Trachtet darnach, eines solchen Vaters würdige Söhne zu sein; gebt allen denen, die ihn gekannt und geschätzt haben, Anlaß, dereinst zu denken, wie euer Vater sich freuen würde, wenn er sehen könnte, was aus euch geworden; suchet auch eurer Mutter, so viel an euch ist, zu ersetzen, was sie in eurem Vater verloren hat.

Das freilich dachtest du nicht, du gute Frau, an jenem Hochzeitmorgen, als ich den jetzt Verbliebenen während der Vorbereitungen zur Trauung über einem philosophischen Buche traf¹⁾, daß dem schönen Morgen

¹⁾ Es war Spinoza's theologisch-politischer Tractat in der Uebersetzung von Ginz.

so trübe Tage, und in so kurzer Frist, folgen würden. Es war ein ernstes Loos, das du damals aus der Schicksalsurne zogst, und hättest du alle die Nächte der Sorge und des Sammers vorausgesehen, die du mit dem leidenden Gatten durchwachen solltest, es könnte dir's Niemand verargen, wenn du die Hand zurückgezogen hättest. Aber heute, wenn du noch wählen dürftest, würdest du das mit ihm getheilte ernste Loos gewiß nicht gegen ein heiteres ohne ihn vertauschen wollen. Du möchtest die Erinnerung an ihn, an das Leben mit ihm, um Alles nicht missen; du fühlst, wie gerade in dem Leiden mit ihm sich neue Kräfte, Kräfte des Tragens und Duldens, des Rath's und Trostes, in dir entwickelt haben, die ohne das unentfaltet geblieben wären; du erkennst, wie im Laufe der trüben Tage, die du mit ihm zu durchwandeln hattest, im Tausche leiblicher Hülfsleistung von deiner und geistiger Handreichung von seiner Seite, eure Gemüther in einander verwachsen sind, wie dieß bei keinem andern Lebensgange der Fall gewesen wäre; du siehst dich durch dieses prüfungsvolle Leben auf eine Höhe gehoben, wo Vieles, das Andere noch beklemmt und drückt, dir nichts mehr anhaben kann.

Was ich, der Bruder, an dem Dahingegangenen verloren habe, wisset ihr zwar alle auch, doch ganz weiß es nur ich selbst. Daß er mir in jeder Lebensnoth eine Zuflucht war, in jedem Sturme ich mich an

ihn, das scheinbar geknickte Rohr, das aber eine starke Eiche war, halten konnte, in jedem Zweifelsfalle bei ihm den treuesten und weisesten Rath fand, das ist zwar viel, doch noch lange nicht Alles. Wie selten stehen zwei Brüder, von denen der eine Geschäftsmann ist, der andere Gelehrter, über das Bluts- und Freundschafts-Verhältniß hinaus auch in wirklich innerlichem Zusammenhang. Und wie war dieß bei uns beiden von jeher der Fall. Meine wissenschaftlichen Bestrebungen hat keiner meiner gelehrtesten Freunde tiefer verstanden, gründlicher gewürdigt. Für das, was ich schrieb, war mir kein Leser ohne Ausnahme wichtiger als er. Sein Urtheil war zwar freilich immer das des Bruders, ach! des auch sonst so nachsichtsvollen Bruders; aber immer konnte ich mir doch genau daraus entnehmen, ob ihn etwas im Innersten berührt hatte, oder nicht, und nur wenn sie diese Probe bestanden hatte, war ich mit einer Arbeit zufrieden. Dieser Leser, dieser Freund und Rathgeber, wird mir von jezt an fehlen; wie uns allen, in welchem Grade und welcher Art von Verwandtschaft und Freundschaft wir zu ihm gestanden haben mögen, sein treues Herz, sein heller Blick, sein fester, unerschütterlicher Wille fehlen wird.

Doch warum denken wir nur an uns, und nicht vor Allem an ihn? Hätte er etwa noch länger leiden sollen, um uns noch länger wohlzuthun? Und hat er uns denn nicht so schon genug Gutes gethan und

hinterlassen? Danken wir also der höhern Fügung, die über uns waltet, daß sie uns ihn und mit ihm so vieles Gute geschenkt hat; danken wir ihr, daß sie ihn uns, wenn auch in gebrochener Hülle, so lange gelassen hat, als er noch wirken konnte; danken wir ihr aber auch dafür, daß sie ihn nicht über Vermögen geprüft, daß sie, als seine Aufgabe gelöst, sein Tagewerk vollbracht, daß ihm auferlegte Maß von Entbehrungen und Leiden voll war, die ersehnte Schlafensstunde ihm nicht länger verzögert hat.

VI.

Erinnerungen an Möhler.

Aufgezeichnet von einer verstorbenen Protestantin.

V o r w o r t.

Der im Jahre 1796 zu Igersheim bei Mergentheim im jetzigen Württemberg geborene und im Jahre 1838 als Doctor und Professor der Theologie in München verstorbene Johann Adam Möhler war einer der bedeutendsten und einflussreichsten katholischen Theologen des gegenwärtigen Jahrhunderts. Er war der erste einer, welche auf dem von Friedrich Schlegel gezeigten Wege weiter gingen, die neuesten Errungenschaften der deutsch-protestantischen Geistesbildung und Wissenschaft in den Dienst der katholischen Kirche zu ziehen. Hatte früher erst die sogenannte Popularphilosophie, dann die Kantische Kritik mit dem an beide sich anschließenden theologischen Rationalismus auch auf katholischem Gebiete Selbstbeschränkung und Toleranz, Festhaltung

des Wesentlichen mit Zügsamkeit in Neußerlichkeiten, insbesondere dem Protestantismus gegenüber eine friedliche, ausgleichende Stellung zur Folge gehabt: so schien die neuere Wendung der deutsch-protestantischen Cultur, wie sie in der romantischen Poetenschule, in den philosophischen Systemen Fichte's, Schelling's und Hegel's hervorgetreten war, der katholischen Theologie die Mittel zu bieten, sich von Neuem principiell zusammenzufassen und mit den so eben erst entlehnten Waffen sogar wieder angriffsweise gegen den Protestantismus vorzugehen.

In der That auch, nachdem vom Standpunkte der Spinozisch-Fichte'schen Philosophie aus Schleiermacher es unternommen hatte, nicht bloß Religion und Christenthum überhaupt, sondern das ganze Gebäude der protestantischen Glaubenslehre nach allen seinen Bestimmungen neu zu begründen, so war hiemit eine Art, philosophische Principien auf gegebene Religionsformen anzuwenden, diese nach jenen und wieder jene nach diesen zu fälschen, gezeigt, mittelst deren es einem Andern, der darum an Geist und Scharfsinn noch kein Schleiermacher zu sein brauchte, nicht allzuschwer werden konnte, auch für die Lehre und Praxis der katholischen Kirche eine neue wissenschaftliche Rechtfertigung zu finden. So wußte Möhler die alleinigmachende Papstkirche um kein Haar schlechter aus dem christlichen Bewußtsein abzuleiten, als Schleiermacher seinen Er-

löser; wußte dem katholischen Traditionsprincip eine Gestalt zu geben, in welcher es dem modernen Princip des Fortschritts zum Verwechseln ähnlich sah; den Jesuitenorden aber, wie das Papstthum selbst, mit Hülfe einer Hezel nachgeahmten Geschichteconstruction in dem Lichte einer normalen, nothwendigen Entwicklung zu zeigen, in welchem er nur allein die Reformation zu sehen sich beharrlich weigerte.

Auch die praktischen Wirkungen waren auf beiden Seiten sich so ähnlich, als dies auf so verschiedenartigem Boden möglich ist. Während unter den von Schleiermacher angeregten protestantischen Theologen wenigstens einzelne waren, die sich auf die Seite der Wissenschaft stellten und deren Grundsätze reiner als jener gethan hatte auf das biblisch und kirchlich Gegebene anzuwenden suchten; die große Mehrheit aber freilich auch hier sich auf die andere Seite schlug, und, was sie von Schleiermacher Wissenschaftliches gelernt, lediglich dazu mißbrauchte, den alten Wahn von Neuem zu stützen und zu vertheidigen: war innerhalb der katholischen Kirche Ersteres grundsätzlich ausgeschlossen, und wir finden daher die Möhler'sche Jüngerschaft durchaus bei der rückläufigen Wendung theilhaft, welche der Katholicismus in Deutschland zum Schaden des confessionellen Friedens, der Volksbildung und des politischen Fortschritts neuerdings genommen hat.

Können wir hienach Möhler's Wirksamkeit unmög- ?

lich als eine segensreiche betrachten, so müssen wir doch nicht allein die bedeutende Geistes- und Arbeitskraft anerkennen, die er dabei aufwandte, sondern dürfen selbst dagegen unsere Augen nicht verschließen, daß Möhler bei der Sache, für die er kämpfte, mit dem innersten Herzen betheiligt gewesen ist. Er schwärmte für die katholische Kirche, wie er sie sich dachte, indem er, wie jeder Schwärmer, den Bügen gegenüber die Augen zudrückte, worin sie seinem Ideale nicht entsprach. Es war ein falsches Princip, dem er diente, aber eine edle Kraft, die er in dessen Dienst gestellt hatte, und das Verkehrte und Verderbliche in seinem Wirken kam nicht daher, daß er ein unedler Mensch, sondern daß unglücklicherweise ein unwahres Princip seiner Meister geworden war. Ob so etwas möglich, wenigstens ob im Dienste der Unwahrheit die reine Kraft dies zu bleiben im Stande sei, darüber läßt sich freilich streiten, und irgendwo schadhast mußte sie ohne Zweifel sein, um solchem Dienste zu verfallen; aber es lassen sich äußere Verhältnisse und innere Verwicklungen denken, die auch einen wirklich rein und gut gewesenen Menschen soweit führen können.

Als ein Mann dieser Art, als der Märtyrer eines falschen Principes, dem er mit Ueberzeugung und Hingebung diente, obwohl es dadurch, daß es ihm keinen inneren Frieden brachte, sich ihm selbst als ein unwahres zu erfahren gab, ist uns Möhler von jeher erschienen,

und weil sie ihn uns in dieser Eigenschaft zur Anschauung bringen, sind uns die nachstehenden Aufzeichnungen immer besonders werth gewesen. Wenn man von Möbier bei seinen Lebzeiten wissen wollte, die Kirche sei nicht seine erste Liebe gewesen, sondern er habe sich ihr als der zweiten in die Arme geworfen, nachdem er sich von einer irdischen, der sein Priestergeklöbde im Wege stand, mit blutendem Herzen losgerungen hatte: so erscheint er in den hier mitzutheilenden Blättern gleichsam noch matt und krank von jenem Kampfe; die Wunden, zwar geheilt, brechen doch bei jeder Berührung von Neuem auf; es zeigt sich eine Reizbarkeit, wie sie im Geistigen und Leiblichen das Stadium der Reconvalescenz bezeichnet. Wie seltsam, den Menschen noch in so schwankender Verfassung zu finden in demselben Jahre, in welchem der Theologe in seiner berühmt gewordenen „Symbolik“ als vollständig geharnischter Kämpfer für seine Kirche auftrat!

Das zufällige Zusammentreffen des sechsunddreißigjährigen Priesters mit einer anmuthigen und geistvollen jungfräulichen Erscheinung in der Ruße eines Kuraufenthalts bringt auf beiden Seiten eine Erregung hervor, deren wir das zwar leiblich kranke, aber geistig gesunde weibliche Wesen leichter und einfacher Meister werden sehen, als den im innersten Gemüthe leidenden Geistlichen, in dessen Benehmen etwas Gezwungenes, Unnatürliches nicht zu verkennen ist. Er sucht sich

selbst durch den Priester gegen den Menschen in ihm zu schützen, und man könnte sogar vermuthen, er habe die Erscheinung, die ihn anzog, wenigstens für seinen Glauben zu gewinnen gehofft, da er sie für sich zu gewinnen weder hoffen, noch auch nur wünschen durfte.

Gar wohlthuend tritt zwischen die zwei jugendlichen, aber in verschiedenem Sinne franken und aufgeregten Gestalten die ruhige, geistesgesunde Greisengestalt des ehrwürdigen Huber¹⁾ ein. Er ist der katholische Priester der guten älteren Zeit, der Josephinisch-Wessenbergischen Richtung, als man noch nichts von Naturphilosophie und Romantik, aber auch noch nichts von modernem Ultramontanismus und Jesuitismus wußte; als der Geistliche der Erde Freuden nicht übersprang, sich nicht selbst kasteite, dafür aber auch Andersdenkende nicht verdamnte. Die Vergleichung mit ihm ist für den Vertreter der neueren Richtung nicht vortheilhaft. Möchte jenen, den milden, weisen Alten, selbst ein Protestant sich gerne zum Beichtiger wählen, so ist dieser, der heute den Himmel stürmende, morgen geknickt am Boden liegende Jüngling, nicht geeignet, uns zu einem Glauben hinzuziehen, der ihm selbst so wenig Ruhe und Fassung gewährt. Und wollte man sich darauf berufen, daß er damals erst im Werden, in

¹⁾ Fridolin Huber, geboren 1763, gestorben 1841 als Dr. theol. und Pfarrer zu Deißlingen in Württemberg.

der Gährung begriffen war, so fragt sich eben, ob aus einer solchen Gährung jemals ein so gesunder Trank hervorgehen konnte, wie der ist, womit uns der Andere auch in diesen Blättern noch erquickt.

Die edle Verstorbene, die im Jahre nach Möhler's Tode auf unser Zureden die Erinnerungen an ihr Zusammensein mit ihm zu Papiere brachte, wird hoffentlich Niemand in ihren, auf den Wunsch und für den Gebrauch eines Freundes gemachten Aufzeichnungen misskennen. Bei aller Anziehungskraft, die der junge geistvolle Priester mit dem Aeußeren eines Abälard auf sie ausübt, stellt sie sich ihm doch mit aller weiblichen Würde, Sprödigkeit, ja selbst Schroffheit gegenüber; und der Humor, den sie bei allen körperlichen Leiden bewahrt, zeigt eine Kraft und Gesundheit der Seele, worin sie dem Manne überlegen ist, den sie auch, nachdem er sie damals schon zum Sterben einsegnen zu müssen glaubte, um beinahe fünfundzwanzig Jahre überlebt hat. Manches dem Mißverstand Ausgesetzte hätten wir leicht durch Uebersetzung der Handschrift beseitigen können; allein wir trugen Bedenken, das Gepräge der weiblichen, überdies so originellen Auffassungs- und Darstellungsweise zu verwischen. Welche Bedeutung aber das ganze Erlebniß für die Schreiberin hatte und behielt, hat sie anderswo mit den schönen Worten ausgedrückt: „Im Andenken an diesen Mann könnte ich nichts Schlimmes thun; sprach er von

frommen Dingen, so dächte mir die Erde ein Tempel, über dem sich das Jenseits wie ein funkelnder Sternenhimmel wölbte; manchmal dünkt es mir noch ein solcher zu sein, aber die Decke muß ich erst durchstoßen, um jenen Himmel zu sehen."

Im Sommer 1832 besuchte ich das Bad Boll; mein Onkel mit Frau und Nichte war an demselben Tage abgereist, als ich hinauskam. Sie glaubten aufs Beste für mich gesorgt zu haben, indem sie mir das Zimmerchen eben dieser Nichte hinterließen. Die Uebergabe geschah schriftlich, wobei meine Tante neben anderen Vorzügen desselben auch den heraus hob, Gustel lasse mir sagen, an meinem Nachbar habe ich „einen ordentlichen katholischen Herrn."

Ohne gerade dieser Nachbarschaft nachzudenken, bildete sich doch bei mir die fixe Idee, der ordentliche Herr sei ein alter. An einem Samstag im Juli trat ich Abends neun Uhr in dieses gepriesene Gemach ein; ich holte tief Athem, denn das Ding war noch schlechter als mein Heimwesen, auch noch ich curiosen Menschengeist in dieser Atmosphäre: das wird von dem alten Herrn herüberkommen, dacht' ich, und meine erste Frage

an den Wirth ging dahin, mich nach einem geräumigeren Zimmer zu erkundigen. Allein weil 160 Gäste da seien, meinte der, solle ich mich acht Tage gedulden, und bis dorthin werde ich in dem meinigen so angewöhnt sein, daß es mir so gut wie Fräulein Sch. darin gefallen werde. Eine Bettstelle zur Linken, eine Thür zur Rechten, dazwischen ein Fenster, eine bloßliche Kommode, ein Spiegel hoch darüber, drei Stühle und ein beweglicher Kleiderrechen, das waren die Bequemlichkeiten meiner kleinen Behausung. Erst als ich auf dem Boden saß, meinen Koffer auszupacken, gewahrte ich den Spalt in der Seitenthüre, der den Anlaß zu näherer Berührung mit meinem Nachbar geben sollte.

Mein Hund Souris war an jenem Abend ungezogen, er hatte Ekel an Stühlen und Boden, wollte immer in meinen Koffer hineinsitzen, so daß ich ihn prügelte und er nachher sehr stille ward. Mit dem Licht visitirte ich den oberen Theil der Thüre, da fanden sich bedeutende Rigen; ich setzte meine Nase an, um zu erfahren, wie arg es denn da drüben rieche, fand jedoch drüben eher eine reinere Luft als bei mir; folglich riß ich meine Fensterflügel auf und sah in die schöne Nacht hinaus, vielmehr aber nach dem Fenster meines Nachbars, wo eben ein Männerarm ein weißes Kopfkissen hineinzog. Nun war ich meiner Sache gewiß, daß neben mir ein hypochondrischer alter Mann wohnte; denn welcher junge gesunde Mensch denkt

daran, sein Kopfkissen vor das Fenster zu legen? Wenn ich auf Reisen bin, gurgle ich unmäßig viel Wasser im Hals herum; dießmal that ich's noch ärger, dem alten Narren zum Troß; Souris ermahnte ich laut und deutlich seiner Hundepflichten, legte ihn sonach in sein Bett, aus diesem sprang der Schelm wieder heraus, da bekam er eine Ohrfeige nebst neuer Vermahnung, er aber heulte, bis ich ihn endlich in eine Art Sack steckte, woraus er, wie ich meinte, nicht mehr entweichen konnte.

In der Nacht, als im Hause Alles stille ward, fing ich, ohnehin schlaflos, an, meinem Nachbar aufzulauern, ob er stöhne und schnarche wie meine alte Mama; da regte sich aber nichts, als viele hundertmal die Bettstelle, welche krachte. Bei der Morgentoilette gurgelte ich noch ärger und war mit Souris ordentlich tumultuarisch, weil sich das kleine Vieh durchaus nicht in die neue Lebensweise schicken wollte. Mein Nachbar that in Allem das Gleiche, nur daß statt der Hundskomödie von seiner Seite sich Stiefeln hören ließen und eine etwas heftige, befehlende Stimme gegen das Stubenmädchen. Punkt sieben Uhr öffnete ich meine Thüre, und — den Schrecken fühl' ich noch — in demselben Augenblick trat auch mein vermeintlicher alter Herr aus der seinigen; es war ein ätherisch schöner junger Mann, vor dessen überwältigendem Wesen ich schier in den Boden sank, zumal sich mir alle meine

hantierungen, die mir auf einmal wie Schandthaten dächten, ins Gedächtniß drängten.

Als ich nach einer Viertelsstunde wieder den Muth faßte, mein Zimmer zu verlassen und in den Kurſaal (im Garten) zu gehen, wo Molken und Mineralwasser jeder Art gereicht wurden, trat mir diese schöne Erscheinung zum zweiten Mal in den Weg, er nannte sich mir als Doctor. Möhler aus Tübingen, und ich dankte Gott, daß ich meinen Namen auswendig wußte, weil mir die grenzenloseste Verlegenheit Alles im Kopf zusammenwirbelte. An jenem Morgen war Möhler gewandt, heiter und äußerst schalkhaft. In einer abgelegenen Ecke des Gartens, wo er sein Dipsenbacher Wasser und ich meine Molken austrickelten, zog er ein Päckchen aus der Tasche: „Vermiſſen Sie nichts unter Ihren Effecten? etwa einen — Schuh?“ Dieses Wort: Schuh, hielt er so lange in der Betonung aus, daß ich tief erröthete und, weiß Gott, auf meine Füße sah, ob ich denn in den Strümpfen ginge. „Wenn Sie ihn nicht vermischen, so behalte ich ihn für mich, ich bin dem Zufall gerne dankbar“. Es ergab sich, daß mein Couris, nachdem er sein Abendbrod mit der Prügelsuppe eingenommen hatte, durch den Spalt sammt meinem Schuh geschlüpft war und sich drüben auf das Kissen gelegt hatte, bis er von Möhler vertrieben wurde. Deshalb lüftete der reinliche Mann so spät noch sein Kissen.

Sobald ich wieder in meinem Zimmer war, suchte ich die Thüre zu verstellen: es taugte mir aber nichts als der Rechen und mein Koffer; beide jedoch fügten sich so schlecht ineinander, daß Souris seinen Paß zwar erschwert, doch immer noch gangbar fand. Bei Tische saß ich weit entfernt von Möhler; mein liebster Nachbar war hier Stadtpfarrer Huber, auch katholisch; diesem Herrn konnte ich mich gleich beim ersten Male gefällig erweisen, insofern meine Kochkenntnisse ihm die besten Bissen zuführten. Er stand in den sechsziger Jahren, hatte eine geweihte Gestalt, silbergraue dünne Locken an den Schläfen, einen sanftgerötheten weichen Teint, viel Anmuth in den Gesichtszügen und unbeschreiblich freundliche, sanfte Augen. Den wenigen Zähnen, die seinem etwas lederen Gaumen zu Gebot standen, kam ich trefflich zu Hülfe durch feines Zerschneiden des Fleisches auf meinen stets unbenutzten Tellern; in der heimlichen Darreichung derselben erlangten wir eine große Fertigkeit.

Der Abend, noch mehr aber die Nacht jenes Tages fing schon an, qualvoll für mich zu werden; denn je leiser ich meine Bedürfnisse befriedigte, je hörbarer wurde es im Allgemeinen, und in wenigen Tagen war auch Möhler so eingeschlüchtert, daß ich es hörend bemerkte, wie er sein Waschtischchen in eine andere Ecke gestellt hatte und wie er die Stiefeln nicht mehr umfallen ließ. In dieser zweiten Nacht hörte ich außer

seiner Bettstelle auch ihn selber, wie einen Menschen, den großer Kummer drückt, und diese traurige Wahrnehmung wiederholte sich in jeder Nacht. Des andern Morgens ging ich (und so von nun an immer) in den Strümpfen herum, legte Tücher auf den Boden, damit dieser nicht krachen sollte, ich wagte kaum, mich zu waschen, sprach mit Souris kein Wort und setzte diesen unter das geöffnete Fenster. Ich sah, wie das Thierchen auf einmal mit seinem Näschen schnüffelte, und wie ich nachsehe, so erblicke ich wieder das bewußte Kopfkissen, es war sehr durchnäßt. Dieses Kissen diente den Badedamen zum Spott; sie sagten, Möhler müsse sehr am Kopfe schwißen; dieß war aber erlogen, seine Haare, wie der ganze Mensch an ihm, waren frei von allen menschlichen Zuthaten; weder Stäubchen, noch Schweiß, noch Zahnstochern, noch Husten und dergleichen Widerlichkeiten waren an ihm zu finden.

Im Kurssaal fand ich ihn wieder, wo er mit derselben Gefälligkeit mir mein Glas Molken entgegenbrachte und mich nachher bat, mit ihm den Garten zu verlassen. Dem Weg, den wir nun tagtäglich durch Kornfelder einschlugen, brachte eine Dame aus Saarbrücken den Namen auf: Jesuitenweg. Unvergesslich bleibt mir die Wendung seines ganzen Verhaltens, als ich mit ihm hier gleichsam allein war. Vorher wünschte ich mir zwei Zungen, um ihm Alles zu beantworten oder mich verbindlich zu erzeigen; hier aber lag mir

meine einzige wie geschwollen im Munde. Möhler sprach wenig und äußerst gesucht. Es war dies der leise Anfang zu der späteren Stellung gegen mich, wo er allzu deutlich sich in zwei Theile trennte: den Mann entzog er mir ganz, und den Priester drang er mir auf. Ich hatte ihm schon gesagt, wie übel ich mir unter den 160 Gästen gefalle, wie meine Gesundheit mir nicht einmal erträgliche Toilette erlaube, wie die Mollen mir den spärlichen Appetit vollends rauben und dergleichen. In Bezug auf alles dieses sagte er, bis jetzt sei es ihm vollkommen gelungen, der Aufdringlichkeit der Damen und Herren zu entgehen; sein Wasser bekomme ihm ebenso schlecht, seine Nächte seien fieberhaft u. s. f., und wenn ich mit seiner schlichten Person vorlieb nehmen wolle, so wünsche er sich keine liebere Gesellschaft, als die der Jungfrau im grauen Gewande. Von nun an hieß ich nicht mehr Fräulein, sondern Jungfrau, und Souris hieß Hündchen. Auf die Frage, wie ich meine Abende verwende, und meine Antwort, für diesen hätte ich mit Huber einen Spaziergang verabredet, that er die zweite, ob er nicht auch zugelassen werde? Bei Tisch bat ich Huber um seine Zustimmung; dieser zeigte sich äußerst begierig, seinen „berühmten Herrn Kollegen“ kennen zu lernen.

Bei dieser ersten großen Wanderung (und so fort) trug Möhler mein Feldstühlchen, Shawl und später den

Arzneifolben, an dem ich bloß zu riechen hatte, wenn meine Lebensgeister mich verlassen wollten. Gleich Anfangs kamen die beiden Herren in gelehrten Streit mit einander über die Aufhebung des Celibats. Möhler stimmte dagegen, Huber dafür. Ich war so naivweiss, drein zu sprechen, indem ich frei gestand, wie sie beide mir eben darum so interessant seien, weil sie ein so schweres Gelübde halten müssen; ich könne mir denken, wie solches auf die Gemüther gläubiger Katholiken wirke. Möhler schien ergriffen, suchte sich aber schnell wieder zu fassen und fragte mich heiter:

Hat Sie noch Niemand belehrt, daß es Priester gibt, die ihr Gelübde nicht halten? Was würden Sie einem solchen thun?

Ihm würde ich nichts thun, aber das Mädchen würde ich verfluchen, daß weder einen rechten Glauben, noch einen rechten Geliebten hätte.

Möhler: Das ist die Härte einer Protestantin.

Ich: Das bitt' ich mir aus, Herr Doctor, ich bin gar nichts; die beiden Herren würden mich recht verbinden, würden sie mir den Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten klar machen.

Das thaten die beiden Herren aber nicht. Später fragte ich, ob ich sündigen würde, wenn ich zu Maria betete? manchmal kommen mir meine Anliegen doch gar zu klein vor für Gott.

Möhler: In diesem Bedürfniß sprechen Sie ohne

Ihren Willen zum Vortheil der katholischen Kirche. Nicht die Person, zu der Sie beten, sondern die Art, wie Sie beten, bestimmt hier das Richtige und Falsche. Beten Sie aber immerhin zu der heiligen Jungfrau; geschieht es aus Demuth vor dem großen Vater Jesu Christi, so sündigen Sie auch als Protestantin nicht.

Die Naturschönheiten ließ Möhler am Wege liegen, so viel auch Huber und ich Rühmens davon machten. Es kamen Bettler, mechanisch griff er in die Tasche und war taub für ihr D und Ach; er glitt stets wie ein Geist dahin, auch wenn die Rede war von Durst, Hunger, Müdigkeit u. dergl., niemals that er eine Aeußerung; auch sprach er nie von Freunden, Verwandten, von Geschäften und anderen Dingen, die Bezug auf unser Leben haben; könnte man sich ein Beispiel denken, daß Menschen aus Lust gebildet wären, er wäre der lustreichste unter allen gewesen.

Beim Abschied fragte er mich, ob er mir ein Zeichen zur Morgenpromenade geben dürfe? Dieses bestand hernach darin, daß er wahrhaft musikalisch mit den Fingern über meine Thüre wegspielte, worauf ich ihm dann sogleich folgte. Souris war ihm unausstehlich; auf dem Jesuitenwege war seine erste Frage: Ist die Liebe zu diesem Thier Ihre einzige Leidenschaft? Das Wort Leidenschaft hielt ich für einen Schimpf; sehr heftig erklärte ich: Mädchen haben keine Leidenschaften, bloß Neigungen.

Möhler: Fällt Ihnen in der That keine einzige Leidenschaft ein — ist z. B. ein Mädchen, das Leidenschaft für ihren Geliebten fühlt, bei Ihnen auch — verflucht?

H: Ja — wahrscheinlich — und dies schon deswegen, weil sie unter dem Druck selbstgemachter Leiden seufzt, und wir Menschen sollen ja frei und glücklich sein.

Möhler: Ja, frei und glücklich sollen wir werden; aber glauben Sie deshalb nicht, daß solches so leicht errungen werde durch Vermeidung von Leidenschaften und strafbaren Begierden, im Gegentheil — (hier floss seine Rede gewaltiger, als in Faust's Monologen, und ich getraue mir keine Silbe der Wiederholung).

Bei der Abendwanderung rückten die beiden Herren sich um Vieles näher. Möhler und Huber beriefen sich gegenseitig auf verschiedene Schriften, wovon aber stets der Eine die des Andern nicht gelesen hatte; dies brachte eine höchst komische Wirkung hervor, woran ich auch Antheil nehmen konnte; meine Art zu scherzen, gefiel jedoch Möhlern niemals, er tadelte mich nicht, glitt aber auch darüber hinweg, wie an jenen Bettlern vorüber. An jenem Abend erzählte er eine Geschichte, meisterhaft erdacht und einzig vorgetragen, in welcher ein katholischer Priester ein Verbrechen begangen, dadurch mit sich selbst und der Welt in Zornwürfniß gerathen, nachher aber durch die heiligste Liebe zu einem

Mädchen den Weg zu Gott wieder gefunden, und gekräftigt durch diese Liebe, sei er ein eifriger Verfechter seines Glaubens geworden. Sagen Sie, strenge Jungfrau, ist dieser Priester auch verflucht?

Ich: Verflucht ist Alles, was nicht göttlich ist, und jener Priester mag sich vorsehen, daß der Fluch ihm nicht hinten nachläuft und ihn in die Ferse sticht.

Herr: O zartes Jungfräulein, wie können Sie nur gleich so hart werden? Wahrhaftig, diese Erzählung hat mich im Innersten bewegt, obgleich ich auch nicht Alles dabei billigen kann.

Möhler: Lassen Sie ihr die Freude; sie möchte uns beide bereden, Leidenschaft sei Thorheit, Liebe ein Verbrechen, und nichts habe Werth, als was der Verstand zuvor rasirt habe.

Dieser Bitterkeit gegen mich folgte aber bald Reue und Genugthuung: auf der Schwelle unter jener Thürspalte zur Rechten lag ein Blatt Papier, welches ich aufhob und las, es war überschrieben: An die Jungfrau. Weil sein Inhalt die Form eines Gebets hatte, so glaubte ich im Augenblick, er rede die heilige Jungfrau an; erst in der Nacht, als ich darüber nachsann, merkte ich, daß ich gemeint sei. Das Blatt legte ich zur Linken, weil ich nicht lügen mochte, es nicht gelesen zu haben; am andern Morgen war es weg.

Souris, der täglich auf das Gesimse des Fensters gesetzt wurde, hatte in wenigen Tagen den Merks,

daß, sobald das weiße Rissen sichtbar wurde, das Klopfen an der Thüre und das Fortgehen die nächsten Folgen davon waren. Deshalb sprang er sogleich mit Hundelust herunter, und ich trat ebenso schnell mit ihm vor die Thüre; dadurch schnitt ich Möhlern das Klopfen ab, das mich doch in meiner Art genirte; ich theilte Möhlern den Verstand dieses Hündchens mit, worüber er sich merklich mit Souris versöhnte und versprach, das Rissen täglich herauszulegen. So vergingen acht Tage; in der Zwischenzeit bemühten sich viele Badegäste, sich bekannt mit ihm zu machen, aber er betrug sich wie ein Stachelschwein; unter jenen war namentlich Consistorialrath K., über den äußerte sich Möhler bei mir so: Die Maulwürfe verfolgen einen im Himmel und auf Erden — die Ruhe ist jetzt mein Himmel. Die Dame aus Saarbrücken bat mich, sie auf einen Spaziergang mitzunehmen; fand Möhler schlechten Gefallen an ihr, so fand sie noch einen schlechteren an ihm; in Folge hievon nannte sie ihn einen Jesuiten.

Am achten Tage, es war wieder Sonntag, erlaubte die Bitterung keinen Gang ins Freie. Sämmtliche Heilgetränke wurden im Speisesaal gereicht und dort auch ausgelaufen. Möhler spielte hier den Weltflugen, er that ceremoniell mit mir; um ihm und mir selbst diese ärgerliche Rolle abzunehmen, gab ich ein vermehrtes Unwohlsein vor, das mir das Sprechen beschwerlich mache. Er ging vor den Tischen, ich hinter

denselben auf und ab. Auf einmal trat er mit einer wahren Stentorstimme vor mich hin: „Ich beschwöre Sie, Fräulein, verlassen Sie diesen Saal, Ihre Züge entstellen sich sichtbar!“ Ich fühlte mich wohl sehr krank, allein erst durch dieses Verufen fing ich an zu zittern; wie ein Opferlamm schlich ich hinaus, Scuris sprang voran, und diesem folgte ich instinctmäßig — ich trete in ein Zimmer, wo das Mädchen eben die Betten schüttelte und solche unordentlicher Weise auf dem Boden liegen hatte — ein gräßlicher Schwindel überfiel mich, und im Moment lag ich auf den Betten am Boden. In diesem Zustande wußte ich nicht, daß ich in Möhler's Zimmer mich befand; erst als dieser mir naheilte und Sorge trug, daß ich durch die bewußte Thüre gebracht werden konnte, erst hier fand ich die entsetzliche Verwechselung der Zimmer. Zwei Frauen holte er zu meiner weitem Berathung, er selbst aber verschwand. Um elf Uhr läßt sich Doctor H. aus G. bei mir melden: Möhler habe ihn für mich persönlich abgeholt; es war der Arzt, von dem dieser wußte, daß er mir von meinem heimathlichen Arzte für einen möglichen Fall empfohlen war.

Möhler ließ sich nicht bei mir blicken; erst am Abend, wo er gehört haben mochte, daß ich allein war, berief er Huber zu sich, wo er laut vernehmbar diesen bestimmte, mit ihm mich zu besuchen. Dies galt also für eine Meldung. Es drängte mich sehr, ihn zu

sprechen; noch hatte ich ihm ja nicht gedankt. Aber mein unbehülliches Wesen war unvernünftig, auch nur eine Silbe des Dankes anzubringen. Seine Haltung, sein Ton, seine Rede, ja sein Athem waren gar nicht mehr menschlich diesen Abend, er glich ganz einem Heiligen, und wenn Huber nicht mit der natürlichsten Theilnahme von meinem Zustande gesprochen hätte, gewiß, ich wäre selbst ein Geist geworden. Ich wußte, daß die Thüre noch nicht wieder geriegelt war in seinem Zimmer, und wußte auch, daß auf meiner Seite gar kein Schließapparat war; kaum fand ich die rechten Worte, dieses Umstandes Möhlern zu erinnern.

Möhler: Ich werde nicht riegeeln.

Huber: Bedenken Sie, lieber Freund, wie viel Sie der Jungfrau damit zumuthen.

Möhler: Ich muthe ihr nichts zu als Vertrauen.

Ich: Aber Herr Doctor, wer bürgt Ihnen, daß ich nicht eine Nachtwandlerin bin?

Möhler: Ich fürchte Sie in keiner Gestalt — nur in Ihren verhaßten Staatskleidern, da trete ich Ihnen aus dem Wege.

Damit meinte er den kleinen Puz über das Mittagessen. In meinem grauen Gewande, sagte er ein andermal, gleiche ich einer Bestalin, die das heilige Feuer in seinem unheiligen Herzen schüre. Die Thüre wurde nicht verriegelt, und in seine Abschiedsworte mischte er die Verheißung: wir werden uns bald wiedersehen.

Sobald der Heilige gewichen war, spukten sehr unheilige Bedenken in meinem Hirn wegen der Thüre. Schlaf fand ich ohnehin nie; aber mein Zustand verschlimmerte sich ungemein unter dieser Angst. Ich schämte mich, den Frauen davon Mittheilung zu machen; dafür betete ich recht inbrünstig zum ersten und letzten Male in meinem Leben zu der heiligen Maria. Scouris träumte von Hasen, und gab deshalb den Hasenappell; so still als möglich beruhigte ich das gequälte Thierchen: nach wenigen Minuten stand — Möhler vor mir, zwei Kerzen in den Händen tragend; die Zeit stand zwischen zwei und drei Uhr Nachts. Was ich gedacht und gezittert und gesprochen, wußte ich selbst nicht recht; nur so viel begriff ich, daß er meines Scouris Hülfseruf für den meinigen genommen hatte.

Möhler: Wissen Sie, in welch einem Zustande Sie sich befinden?

Ich: Nein.

Möhler: Sie werden still hinüberschlummern müssen — und vielleicht — bald.

Bei diesen Worten sank er neben meinem Lager auf die Knie nieder und betete laut zu Gott, Anfangs für meine Seele, in der Mitte für die seinige, und am Ende dankte er für das Gnadenmittel der Erlösung. Die Mitte war ächt katholisch; mich stellte er in Himmelsgröße als seine Fürsprecherin bei dem Vater dar; ich, die strenge Jungfrau auf Erden, habe ihm seine,

ihn zu Boden drückende Schuld auf sein Bekenntniß hin vergeben, wie vielmehr werde sie dieses als Engel vermögen, wo sämtliche Vorurtheile wie Nebel zerinnen. Erhöre du sie, Vater! u. s. f. (Wörtlich ist hier nicht Alles, es gleicht einer heillosen Uebersetzung.) Sein Gebet beruhigte mich auf den Grund meiner Seele, Möhlern und mir standen die hellen Thränen in den Augen; er erhob sich, ging einige Gänge auf und ab, auch in sein offenstehendes Zimmer hinüber, dann fragte er mich, ob ich nichts bedürfe? Nichts, sagte ich, als Ruhe. Er fühlte meinen Puls, dann that er eine Art Schrei: Sie wissen nicht (wörtlich), wo Sie in der nächsten Stunde sind; o, beten Sie zu Gott, beten Sie um Ihre Seligkeit, mir Unmächtigen droht sonst Verzeiſung, wenn ich mir sagen muß: in meinen Händen starb sie ohne ein Gebet.

Ich: Mein lieber Herr Doctor, so schlimm steht es noch lange nicht, und daß Sie dessen gewiß werden, so will ich sogleich vor Ihnen aufstehen.

Ich hatte nämlich Strümpfe und meine vollständige graue Rüstung noch am Leibe. Das Aufstehen ging jedoch nicht, ich fiel rücklings wieder zurück, und nach einiger Zeit stummen Beschauens segnete er mich ein, nachdem er sich priesterlich bekreuzet hatte. Eine Kerze ließ er mir brennen, die andere nahm er mit hinüber. Souris verkroch sich anfänglich, bei dem Segen fletschte er die Zähne, er saß dabei auf meinem Kopf.

Den anderen Tag fühlte ich mich bedeutend kränker, ich verbat mir alle Besuche, und dies so laut, daß Möhler es hören konnte. Er kam auch nicht, so auch am dritten Tag. An diesem bat Huber um Einlaß; mir kam er ganz gelegen.

Haber: Ihr theilnehmender Freund läßt Sie fragen, ob Sie sich in einer Mißstimmung gegen ihn befinden?

Ich: Nein; aber wunderbar kommt mir sein Betragen vor — muß ich denn sterben?

Haber: Spricht er mit Ihnen von Ihrem Tode? Der Mann wagt viel — liebes, theures Jungfräulein, nehmen Sie sich vor diesem Manne in Acht, er hat nichts Gutes mit Ihnen im Sinn — er ist ein lobenswerther, preiswürdiger Kämpfer, aber behalten Sie meine Lehre: er will auch Sieger sein.

Der Arzt kam täglich. Sonst immer in Begleitung, kam er am vierten Tage allein und zwar betrunken. Meinen Schrecken und Ekel kann man sich denken. Von diesem Augenblick an war mir mein kleiner Stall vollends unerträglich, um jeden Preis verlangte ich ein großes Zimmer zu ebener Erde in der nächsten Nähe der Badekabinete. Diesen Wunsch äußerte ich gegen Möhler auf dem ersten Abendspaziergang (Morgens verließ ich mein Zimmer nicht mehr); er stupte Anfangs, fand dann meine Beschwerden gerecht und versprach mir, das Nöthige beim Wirth einzuleiten. Dieses war aber schon durch den Arzt geschehen, welcher be-

fohlen hatte, weil keine leeren Zimmer da seien, mußte mir eins der königlichen Zimmer eingerichtet werden. (Diese sind so ordinär wie die andern; die Prahlerei der Wirthsleute erfand jenen Namen, weil der Kronprinz einmal ein Stück Butterbrod darin aß.) Des andern Tages wanderte ich aus; am Abend vorher aber fand ich wieder so ein Blatt von Möhler's Hand, abermals in Gebetsform. Er schien sich darin den Schuldigen zu nennen wegen meiner Trennung von seiner Seite; er habe mein Leiden zu dem seinigen gemacht, und doch stehe er mir keine Hand breit näher, vielmehr so ferne, wie der Mond der Sonne; in meiner kalten Pracht gehe ich auf und unter u. s. f.; den Schluß bildete ein Flehen um Kraft und Erleuchtung.

Ohne liegen zu müssen, wurde ich doch in meiner neuen Wohnung immer kränker, so daß ich täglich zwei, drei, vier Mal umfallen konnte; ich schrieb nach Hause und bat um meinen gewohnten Arzt. Dieser kam sogleich; die beste Arznei sandte er mir nachgehend: meinen Bruder. Dieser war zwei Tage bei mir, und in dieser Zeit sah ich Möhler nicht; ich ließ ihn bitten, meinen Bruder zu besuchen, dieser dürfe sich nicht von mir trennen, sonst geschähe das Umgekehrte, Schicklichere; allein Möhler kam nicht¹⁾. Nach der Abreise meines Bruders sandte Möhler unseren Huber mit der Anfrage, ob ich nicht noch einmal spazieren ginge? (Zu

¹⁾ Der Bruder war ein protestantischer Geistlicher.

Tisch kam ich längst nicht mehr, und allein gehen konnte ich auch nicht; deshalb blieb ich meist auf dem Zimmer) er reise mit Nächstem ab. Das beklammte mich tief, ich fühlte aller Orten, daß ich gegen diesen Mann gesehlt hatte, freilich meistens aus Dummheit, selten, daß ich es besser vermocht hätte. Ich bestimmte einen Abend und bat um Geduld mit meiner körperlichen Schwachheit.

Möhler fand mich sehr verändert im Aussehen, er drückte darüber die rührendste Theilnahme aus; andererseits fühlte ich im Innern eine bedeutende Veränderung seiner Seelenstimmung. Er war mild, hingebend, beinahe aufgelöst in Wehmuth. An einem friedlichen Wiesenplätzchen bat ich um den ersten Ruhepunkt. Als Möhler mir mein Stühlchen zurechtgestellt hatte, legte er sich mit einem tiefen Seufzer zur Erde nieder und drückte das Gesicht tief in das duftende Gras. Zum ersten Male empfand ich ganz die schöne weiche Harmonie seiner Glieder; da war keine unschöne Linie zu entdecken, und jede Bewegung verrieth ein warmes, kräftiges Leben. Ich bemerkte, wie er mit der linken Hand seine Brust frei gemacht hatte und sich noch inniger der Erde anschmiegte; deshalb stand ich auf, um ihn in seiner Andacht nicht zu stören. Huber trat mir zur Seite und äußerte Besorgnisse über Möhlers Gemüthszustand. „Sein Eifer wirkt verzehrend auf seine physischen Kräfte; ist es doch, als müßte er die Pforten

des Himmelreichs vertheidigen, und blicken Sie dort auf ihn, diesen zarten, gebrechlichen Leib! Was Tausenden fehlt, ist in seiner reichen Brust mit tausendfachem Glanze niedergelegt; aber — Glanz ist noch kein Licht, — und so lange wird sich seine Seele abringen, bis er dieses auf dem ruhigen Wege der Entwicklung gefunden hat“. Huber näherte sich Möhlern und bat ihn um seiner Gesundheit willen, aufzustehen.

Möhler: Lassen Sie mich hier ruhen, bis die Erde mich in ihren Schooß aufnimmt; vielleicht sind die Blumen, die auf dieser Stelle sprossen werden, lebendigere Zeugen des Gottes, an den ich glaube, als die ganze Summe meines Strebens es je vermocht hat. O, wie fühlen mich die würzigen Kräutlein; wußte ich doch nicht, daß die Natur einen so linden wunderkräftigen Athem hat, er belebt mich wie kein Weihrauch der — —

Hier hielt er inne und stand verworren und entkräftet auf. „Sie führen mich doch nach Hause?“ fragte er mich mit entschieden kranker Stimme.

„Warum nicht? Ich denke dabei sicherer zu gehen, als Sie mit mir.“

Somit gingen wir sehr fromm und still zum ersten Male Arm in Arm. Es war das letzte Mal, daß ich ihn sprach. Nun kommt ein Beweis seiner unendlichen Reizbarkeit, meiner großen Thorheit, und unsere tragische Trennung.

Es war wieder ein Sonntag, an dem es regnete. Ungefähr acht oder zehn Damen forderten mich auf, einer Vorlesung beizuwohnen; das Wer? und das Wo? blieb jedoch zu beantworten. Vermuthlich glaubten dieselben durch mich Möhler gewinnen zu können; davon wollte ich aber nichts verstehen. Das Wo entschied sich für die Betkapelle in dem Kurjaalgebäude. Mir war es sehr Angst auf die Langeweile, und da übte ich vorher einige Kindereien, und zwar im Kurjaal selbst; das Ende derselben war, daß ich unsere kleine Gesellschaft in Procession stellte, eins hinter das andere, damit der Zug auch lang aussähe. So marschirten wir der Betkapelle zu, ich mit Souris voraus, der entschließlich dazu beßte. So, lieber Souris, sagte ich, sei du der Mehner, und dann sprach ich den Unsinn aus meinen Kinderjahren:

Geling, gelang,
 Der Pfaff ist krank,
 Der Mehner läut't,
 Das Käblein schreit:
 Muß! Mäh!

Eine andere Dame gesellte sich später noch zu uns, sie lief auf mich zu und fragte mich: Sagen Sie uns Himmels willen, was ist an Möhler? Draußen sitzt er im Kurjaal, phantastirt unverständliche Worte und hält sich die Hände vor die Augen. Mir ging ein Schwert durch die Seele; ich ahnte sogleich, daß er das Pfaffenlied gehört haben mochte. Den andern

Morgen hoffte ich meinen Fehler gut machen zu können; allein mit der Frühe war er abgereist, ohne eine einzige Silbe an mich aufzutragen. Dem guten Huber legte ich den Fall und meine Trauer darüber vor. „So“, sagte er, „jetzt verstehe ich den aufgeregten Zustand Möhler's“; er habe ihm ein Billet an mich eingehändigt, selbiges aber in Person wieder abgeholt und gesagt, meinem Hunde opfere ich Freunde und mein besseres Ich; „sie soll nicht wissen, wie sie mich verwundet hat.“

Nach Jahren, als Möhler Tübingen und die Heimath verlassen hatte, bekam ich einen freundlichen Gruß von ihm durch Huber: „Unsere liebe Jungfrau möge mein Andenken in treuem Herzen bewahren; kommt sie einst nach München, so wünschte ich, daß sie mich ihre Spur finden ließe“. Endlich vor drei Jahren kam mir ein noch früher aufgegebenes durch Professor R. aus Tübingen zu. Diesen hatte Möhler beauftragt, mich zu grüßen und mir zu sagen, er hätte mich bei seinem Abschiede von Boll so gern gesprochen; vor meiner Thür sei er gestanden, da habe er die Bestie gehört und sei mit Blitzesschnelle davongerannt. Wäre R. nicht in einen so widrigen falschen Ton gerathen, als wäre Möhler ein Badverehrer von mir gewesen, so hätte ich mich gern mit ihm über Möhler unterhalten; aber so — schwieg ich still.

VII.

Deutsche Gespräche.

Politische, sechs.

1. Schleswig-Holstein und die deutschen Großmächte.

Ein Kaiser. Was thut denn ihr da? Ihr seid ja verboten.

Deutsche Blätter. Wir verboten? Das erste Wort.

K. Nun, die Gartenlaube ist in Preußen verboten, und ihr seid im Gefolge der Gartenlaube.

H. Bl. Wohl; doch gehen wir, wenn's sein muß, auch für uns durch die Welt.

K. Aber mitgestohlen, mitgehenkt.

H. Bl. Wir haben aber nicht mitgestohlen, haben die Amazone kein untüchtiges Fahrzeug genannt.

K. Die Corvette Amazone wohl nicht, aber das ganze preußische Staatsschiff. Wie?

H. Bl. Im Gegentheil.

K. Im Gegentheil? Ihr hättet die preußische Regierung gelobt?

H. Bl. In dem Falle waren wir allerdings lange

nicht. Aber das Staatsschiff muß um so tüchtiger sein, da es unter solchen Steuerleuten nicht in Stücke geht.

X. Unsere Steuerleute? Ihr seht an dem Schicksal eurer Führerin, wie vorsichtig sie sind.

H. Bl. Vorsichtig, o ja. Sie schießen die Sturm-
vögel weg, in der Meinung, dann könne der Sturm
nicht kommen.

X. Laß ihn kommen! Das Schiff hält ihn aus.

H. Bl. Thut es das, so dankt man es dem kern-
haften Eichenholze, woraus es gezimmert ist, und den
geschickten Baumeistern, die es zusammengefügt haben,
seinen heutigen Lenkern nicht.

X. Da geht jetzt ein närrisches Gerede.

H. Bl. Nämlich?

X. Es soll spuken auf dem Schiff.

H. Bl. Wer?

X. Nun, der Alte mit dem dreieckigen Hut und
dem Krückstock. Er soll in der Mitternacht umgehen
mit Augen wie glühende Kohlen; einem der Herren
soll er gar mit dem Stocke gewunken haben. Das be-
deutet nichts Gutes.

H. Bl. Nichts Gutes?

X. 1806 sei er auch so umgegangen, und dann
kam das Unglück.

H. Bl. Und dann nach sieben Jahren kam das Glück.

X. Es waren aber nicht bloß sieben magere, sondern
sieben schmähliche, entseßliche Jahre.

N. Bl. Wie? wenn wir Deutschen dergleichen wieder brauchen könnten?

K. Wozu?

N. Bl. Um endlich klug zu werden und zu lernen, daß man mit dem Anfang anfangen muß.

K. Etwas Neues wäre das gerade nicht.

N. Bl. Und doch haben wir es noch nicht begriffen.

K. Wie so?

N. Bl. Deutschland spricht Schleswig-Holstein für sich an, und doch ist noch kein Deutschland da.

K. In Frankfurt —

N. Bl. Ach ja, in Frankfurt. Da hat Oestreich das, was man so Deutschland nennt, am rechten Arm gepackt, und Preußen am linken, und das gute Deutschland muß nun mit, es mag wollen oder nicht.

K. Es ist überstimmt worden.

N. Bl. Da habt ihr jetzt die Einstimmigkeit der beiden deutschen Großmächte, die ihr so oft herbeiwünschtet.

K. Nun, an sich ist sie immer wünschenswerth.

N. Bl. An sich war es die von Pilatus und Herodes auch; nur die gute Sache kam dabei zu kurz.

K. In jedem Falle trifft diesmal beide Großmächte die gleiche Schuld.

N. Bl. Nicht so ganz.

K. Ich weiß, bei euch hat Oestreich immer Unrecht.

N. Bl. Im Gegentheil, diesmal loben wir's.

L. Ihr lobt es?

H. Bl. Wie der Herr den ungerechten Haushalter gelobt hat: es sorgt für sich.

L. Und Preußen tadelt ihr?

H. Bl. Weil es mit sehenden Augen blind ist, und sich noch dazu führen läßt —

L. Von einem Blinden doch nicht?

H. Bl. Nein, Gott sei's geklagt, der Führer sieht nur allzu gut.

L. Dann werden sie nicht miteinander in die Grube fallen.

H. Bl. Bewahre! Nur der Angeführte fällt hinein, der Führer bleibt draußen.

L. Ihr meint, Oestreich sei kein guter Rathgeber?

H. Bl. Doch. Oestreichs Rathschläge sind in der Regel gut, nämlich für Oestreich.

L. Und wären sie darum für Preußen schlecht?

H. Bl. Seht selbst. Oestreich hat sein Triest am adriatischen Meere, und Kiel hat man das Triest der Ostsee genannt. Das soll nun Preußen zwar nicht unmittelbar bekommen, aber es läge doch im Bereiche des preussischen Einflusses; der kleine Staat, zu dem es gehören würde, müßte sich an Preußen lehnen, es wäre mittelbar ein Zuwachs der preussischen Macht. Was mußte also Oestreich thun? Es mußte Preußen rathe: Laß du Kiel dem Dänen, du könntest es am

Ende gar — selbst bekommen. Und was mußte Preußen thun? Wenn es auf dem Wege fortgehen wollte, auf dem es nun seit einem Menschenalter wandelt, mußte es dem Rathe Oestreichs folgen.

K. Mag sein, daß Oestreich es mit Preußen nicht immer gut meint; aber seinen deutschen Sinn hat es doch neulich noch bewährt, und die Noth der Brüder an der Ostsee kann ihm nicht gleichgültig sein.

M. Bl. Dem wackeren Volke Oestreichs gewiß nicht; aber das Cabinet — was ist ihm Hecuba? Ein Dugend Slaven oder Rumänen an der Donau ist ihm wichtiger, als ein Hundert Deutsche an der Ostsee.

K. Schon sein eigenes Interesse —

M. Bl. Verlangt ein getheiltes Deutschland, das wohl Kräfte, aber keine Macht hat, dem der entscheidende Wille fehlt, seine Kräfte für eigene Zwecke zu verwenden, und das sich darum für fremde Zwecke ausbeuten läßt.

K. Auch Preußen hat seine besonderen Zwecke, die mit denen Deutschlands nicht ohne Weiteres zusammenfallen.

M. Bl. Meint, solche zu haben, hat sie aber nicht, und hat sie besonders in der Sache Schleswig-Holsteins nicht. Was Preußen hier für Deutschland that, das that es für sich selbst. Das weiß Oestreich wohl, darum räth es Preußen, nichts zu thun.

K. Was konnte es aber thun ohne Oestreich?

H. Bl. Was thun? Oestreich Oestreich sein, seinen ungerechten Mammon, hätte ich bald gesagt, ich meine seine undeutschen Besitzungen, hüten lassen, selbst sich als Schwert Deutschlands bewähren, alle gesunden Bestrebungen des deutschen Volkes in seine Hand nehmen, sogar den Blödsichtigen zeigen, woher Deutschland Heil, und woher es in Ewigkeit keines zu erwarten hat. Dadurch wäre Oestreichs Fürstentag, diese dreiste Spiegel-
fechtereier, mehr als aufgewogen, dadurch die deutschen Angelegenheiten in das Geleise gebracht worden, das allein zum Ziele führen kann.

K. Wäre! Hätte! — Was kann uns das helfen?

H. Bl. Wird! Muß! — Die Natur der Dinge ist in die Länge stärker, als der dickste menschliche Unverstand. Der gesunde Sinn im preussischen, der gewaltige Drang im gesammten deutschen Volke müssen endlich durchbrechen. Wir werden die Einheit, wir werden auch Schleswig-Holstein gewinnen. Nur wann, und ob Beides mit- und durcheinander, wie wir jüngst noch hofften, oder erst Eins und dann das Andere — das liegt im Schooße der Zukunft. Aber nicht nachlassen! nachschieben jeder an seinem Theil! und die Hoffnung, den Glauben nicht sinken lassen, den Glauben an Deutschlands Stern, an Deutschlands Glück!

K. Deutschlands Glück! Daß Gott erbarm!

H. Bl. Ja, Deutschlands Glück! Kein Thoren-
glück freilich, das auf Schlafende herabfällt, sondern

ein solches, das in Wachen und Arbeit sauer errungen sein will; das die Menschen erst fest und weise macht, ehe es sie glücklich macht; ein Glück, das eines Volkes wie das deutsche allein würdig ist, durch das der Himmel selbst den Theil der Menschheit ehrt, dem er es beschieden hat.

2. Schleswig-Holstein und die deutschen Mittel- staaten.

Jh. Eins muß man diesen alten absoluten Cabinets lassen: sie haben Logik.

Er. Eine wohlfeile Logik, wenn sie, wie bei der päpstlichen Curie, in nichts Anderem besteht, als daß man, aller Veränderung der Zeiten zum Troß, auf seinem ersten Worte bleibt.

Jh. Auch das ist unter Umständen keine üble Politik. Aber es ist nicht bloß das. Wir mögen Oestreichs Haltung in der schleswig-holsteinischen Sache verdammen, wie wir wollen: es ist doch Logik darin.

Er. Die Logik möcht' ich sehen, nach der aus Oestreichs deutschen Kundgebungen am Fürstentage sein jetziges Benehmen gegen Deutschland folgen soll.

Jh. Nun, das waren Redensarten, aus denen nichts folgt, als daß Diejenigen ihre Leute schlecht kannten, die mehr dahinter gesucht haben. Aber das heiße ich Logik, daß Oestreich sagt: Was den Deutschen

in den Herzogthümern gegen Dänemark recht ist, das müßte den Italienern in Venedig gegen Oestreich billig sein, und da wir das Letztere nicht gelten lassen können, dürfen wir auch das Erstere nicht aufkommen lassen.

Er. Es fragt sich nur, wie weit es damit reichen wird.

Ich. Freilich. Aber wenn Oestreich darnach verfährt, so handelt es aus dem Kern und gleichsam aus der Idee seiner Existenz heraus, sein Handeln hat einen Sinn und darum auch Nachdruck. Ein Staat, der nur durch Niederhaltung eines Duzends von Nationalitäten besteht, muß dem Banner der Nationalität, wo dieses in seinem Machtbereich erhoben wird, auf Leben und Tod entgegentreten. Und erreicht Oestreich durch den Dienst, den es dem dänischen Gesamtstaat, wenn auch etwas unsanft, gegen eine widerspenstige Nationalität leistet (daß diese Nationalität zufällig die deutsche ist, kommt für Oestreich nicht in Betracht), ich sage, erreicht es zugleich das, daß ihm irgendwoher für denselben Fall der gleiche Dienst garantirt wird, so hat es vollends keinen Grund mehr, jenen Dienst nicht zu leisten. Wie nun aber Preußen dazu kommt, Oestreich hierin die Hand zu bieten, ja vielleicht gar jene Garantie zu übernehmen —

Er. Nun in diesem Sinn ist in dem Verfahren der preussischen Regierung doch auch Logik. Eine Volks-erhebung in Holstein und bald auch in Schleswig, eine Volks-erhebung in Deutschland, die jener die Hand reichen

möchte: wenn ein Junkerministerium dagegen marschiren läßt, so ist von Seiten der Logik schwerlich etwas einzumenden.

Jh. Ein Endchen Logik ist wohl darin, aber ein kurzes. Es ist eben nur aus dem Bestand dieser Regierung, nicht wie bei Oestreich aus der Natur des ganzen Staates heraus gesponnen. Allerdings, wenn das Ministerium Bismarck am Ruder bleiben soll, muß die Volkserhebung in und für Schleswig-Holstein niedergeworfen werden; ob aber die Natur und Stellung des preussischen Staates nicht ein ganz Anderes erheische, darnach fragt ein Ministerium Bismarck nicht.

Er. Nun, Preußen hat zwar wie Oestreich eine Verfassung, aber es steckt noch bis über die Ohren in seiner absoluten Haut; darum kann man ihm für eine Volkserhebung keine lebhaften Sympathien zumuthen.

Jh. Allerdings ist die preussische Macht im vorigen Jahrhundert durch einen großen Fürsten gegründet, aber in diesem Jahrhundert ist sie, nachdem sie in ihrer ersten absoluten Form dem Ruin nahe gekommen war, durch das Volk neugeschaffen worden. Was Preußen heute ist, das ist es durch eine Volkserhebung ganz ähnlicher Art wie die jetzige in Schleswig-Holstein, und es wäre schon weit mehr, als es ist, wenn man jene neuschaffende Erhebung nicht engherzig gedämpft, der Selbstthätigkeit des Volks mehr Raum gegeben, wenn seine Beherrscher sich weniger in die alten absoluten

Ueberlieferungen eingeroftet gezeigt hätten. Die Unterdrückung der Volkserhebung in Schleswig-Holstein aber ist Preußen schon einmal schlecht bekommen, sie bildet den Anfang einer der schmachlichsten Perioden seiner Geschichte, und sie wird ihm auch jetzt nicht besser bekommen, denn sie läuft gegen die politische Logik, gegen das, worauf Preußens jetzige Macht und künftige Größe beruht.

Er. Darum heißt es jetzt: Deutschland, hilf dir selber!

Ich. Ja, wenn es könnte!

Er. Die Mittel- und Kleinstaaten müssen sich gegen die Annäherung der beiden Großmächte zusammenhelfen.

Ich. Sehr eilig scheinen sie's nicht zu haben. Wir kommen sie wie die sieben Schwaben vor, wo auch jeder den andern voranschicken wollte.

Er. Aber Fürsten und Völker sind doch in der Sache einig.

Ich. Und Ständekammern haben den Regierungen ihren Dank votirt.

Er. Bei so löblicher Haltung der letzteren mit vollem Recht.

Ich. O ja; denn einem geschenkten Gaul —

Er. Wie?

Ich. Ich meine, in der Politik darf man's mit den Motiven nicht genau nehmen.

Er. O, diesmal dürfte man's. Sollten die Regierungen dieser Staaten nicht endlich begriffen haben, daß Deutschlands Sache auch die ihrige ist?

Ich. Was diese Regierungen begriffen haben, ist, daß das Vorgehen der beiden Großmächte ihrer mittel- und kleinstaatlichen Selbstständigkeit — dem Höchsten, was man in diesen Regionen kennt — zu nahe tritt, und darum machen sie — vorerst eine Faust in den Sack.

Er. Mag es bei einzelnen dieses Motiv sein —

Ich. Eine oder zwei ausgenommen, ist es bei allen kein anderes. Die Herren von Schrenk, von Beust, von Hügel sind viel zu treue Diener ihrer Herren, als daß sie vergessen haben sollten, wofür sie von ihnen angestellt sind. Für Deutschland nicht, das wissen sie.

Er. Nun, wenn sie sich durch ihr engeres Motiv nur in derselben Richtung vorwärts treiben lassen, wie das deutsche Volk durch sein größeres und besseres, so können beide Theile schon eine Strecke Hand in Hand gehen.

Ich. Es wird nur keine lange Strecke sein. Wenn auch dem brutalen Auftreten von Oestreich und Preußen gegenüber das Hochgefühl der bairischen, sächsischen, württembergischen Selbstherrscher einen Augenblick aufwallte, wenn es ihnen behagte, durch den Sturm des Unwillens im deutschen Volke die Segel ihrer mittel-

staatlichen Bedeutsamkeit schwellen zu lassen, so haben sie unterdessen bei kälterem Blute gewiß längst begriffen, daß für ihre Zwecke das Klügste ist, sich eine Weile zu ducken und mit Protesten abzufinden, da die deutschen Großmächte vorerst nicht daran denken, ihrer ungefährlichen Selbstherrlichkeit etwas anhaben zu wollen. Wie unbequem den hohen Herren der Druck von unten in dieser Sache bereits geworden, ist in der verdrießlichen Antwort des Königs von Württemberg auf die Eingabe der Stuttgarter Versammlung mit Händen zu greifen.

Er. Um so eifriger muß das deutsche Volk sich der Sache annehmen.

Ich. Wenn sich ihm aber die Regierungen versagen, und es doch zur Selbsthülfe, d. h. zur Revolution, nicht schreiten will, was dann?

Er. Dann freilich wäre Schleswig-Holstein, das erstere wenigstens, verloren. Allein ich hoffe, die Italiener machen Oestreich bald am Mincio zu schaffen, daß es uns an der Eider freie Hand lassen muß.

Ich. Das ist nun wieder ein Stück von eurer Logik. Es sind noch keine fünf Jahre, da machtet ihr Preußen ein Verbrechen daraus, daß es nicht zu Gunsten Oestreichs dieselben Italiener niederwerfen half, von denen ihr jetzt gegen Oestreich Hülfe erwartet. Zwar, diese feurige Kohlen wird das Schicksal schwerlich auf eure Häupter sammeln; doch auch ohne die Italiener, hoffe ich, soll uns Schleswig-Holstein wenigstens nicht

für lange verloren sein. Schade nur, daß man dem braven deutschen Stamme das viele Ungemach nicht erspart, das in der Zwischenzeit über ihn kommen mußte.

Er. Und Schade um die günstige Gelegenheit, die so nicht zum zweiten Mal kommen wird.

Ich. Von außen allerdings lag für uns Alles vorzüglich; aber im Innern desto weniger. Es scheint, wir sollen Schleswig-Holstein nicht eher haben, als bis wir ein Deutschland haben.

Er. Das hätten wir morgen, wenn die Mittel- und Kleinstaaten sich zusammenthäten.

Ich. Wie genügsam ihr geworden seid! Jetzt wäret ihr mit einem kleinsten Deutschland zufrieden, da ihr vor Kurzem noch von einem Deutschland mit Preußen ohne Oestreich als einem Kleindeutschland nichts wissen wolltet.

Er. Weil euer einiges Deutschland mit dem jetzigen Preußen an der Spitze eine Unmöglichkeit war.

Ich. Mit diesem Preußen ist es eine, aber ohne Preußen bleibt es eine. Preußens Wiedergeburt ist die Bedingung von Deutschlands Wiedergeburt. Darum hat das preussische Abgeordnetenhaus vollkommen Recht, auch für Deutschland Recht, wenn es der innern Frage alle andern Fragen unterordnet. An der Spree, und nicht an der Elbe und Eider, noch weniger am Neckar oder an der Isar, muß sich Deutschlands, muß sich auch Schleswig-Holsteins Schicksal entscheiden.

3. Die Vormächte in Schleswig.

Ich. Es ist wie ein Satz aus Macchiavell.

Er. Die Sätze des weltkundigen Staatschreibers bewähren sich nur gar zu oft.

Ich. Der, den ich meine, könnte zwar in dem Buche des alten Florentiners stehen, ich ziehe ihn aber aus der Praxis des neuen französischen Macchiavell.

Er. Und er lautet?

Ich. „Kannst du eine mißliebige Bewegung nicht unterdrücken, so mußt du sie confisciren.“

Er. Wenn es nur angeht.

Ich. Es geht aber an, und ist dem Kaiser der Franzosen mehr als einmal gelungen.

Er. Zum Beispiel?

Ich. Ich will ein kleines anführen, das aber die Sache besonders hübsch illustriert. Du erinnerst dich an Beranger's Leichenbegängniß?

Er. Der arme Chansonnier! Es war ein elendes Leichenbegängniß.

Jh. Ein confiscirtes. Napoleon fürchtete eine Volksbewegung bei der Gelegenheit, darum nahm er die Feier selbst in die Hand.

Er. Das ist aber schon eine alte Geschichte, und du sprachst von den Ereignissen der jüngsten Tage.

Jh. Nun, siehst du nicht, wie unsre beiden Vormächte es dem Bonaparte nachthun?

Er. Im Confisciren?

Jh. Der schleswig-holstein'schen Bewegung. Direct unterdrücken ließ sie sich nicht, das war ihnen klar; so nahmen sie den Handel selbst in die Hand.

Er. Wenn sie ihn nur glücklich durchführen.

Jh. Das wolle Gott nicht!

Er. Ich meine, im Sinne des Rechts.

Jh. Und ich, in ihrem Sinn. Eine Bewegung confisciren heißt, unter dem Schein des Eintretens für dieselbe sie lähmen, oder doch von ihrem ursprünglichen Ziel ablenken. Die Vormächte nehmen den Krieg mit Dänemark in ihre Hand, damit ihn das deutsche Volk nicht in die seinige bekomme und in seinem Sinne durchführe, und am Ende wird nicht Dänemark, sondern Deutschland dabei zu kurz kommen.

Er. Ich glaube, du thust den Mächten Unrecht.

Jh. Es sollte mir lieb sein. Aber thäte ich's, und Deutschland mit mir, so hätten es die beiden Mächte sich selbst zuzuschreiben. Haben sie etwas Gutes im Sinne, warum gingen sie nicht mit der Bundes-

majorität, die diesmal ausnahmsweise, weil das Volk drängend hinter ihr stand, das Gute wollte? warum hintertreiben sie heute noch die Anerkennung des Herzogs Friedrich?

Er. Sie glaubten sich gebunden durch das Londoner Protokoll.

Ich. Von dem sie sich, wenn sie irgend etwas Rechtes ausrichten wollen, doch werden losjagen müssen, ohne dazu jetzt im mindesten mehr Recht zu haben, als sie gleich Anfangs gehabt hätten.

Er. Sie wollten fremder Intervention den Vorwand nehmen.

Ich. Daß es damit wenig Gefahr haben würde, war sehr bald zu merken.

Er. Verschieben wir unser Endurtheil, bis wir den Erfolg vor uns haben.

Ich. Das müssen wir freilich. Aber selbst im besten Falle, wenn es wirklich den beiden Mächten um die Lösung der Herzogthümer vom Dänenjoch zu thun ist, wenn sie also dasselbe wollen wie das deutsche Volk, so ist doch klar, sie wollen es nicht durch das deutsche Volk und die von diesem getriebenen Mittel- und Kleinstaaten geschehen lassen, sondern es lieber großmächtig und eigenmächtig selbst thun.

Er. Wenn sie für uns thun, was wir wünschen, so sind wir ihnen ja Dank schuldig.

Ich. Daß ich nicht wüßte. Hätte Deutschland,

durch das Volk gehoben, den Kampf in Schleswig durchgeföhrt, so wäre daraus eine Kräftigung Deutschlands, eine Verstärkung der Volkskraft erwachsen; das eben wollten die zwei Mächte nicht, die Sache sollte nur ihnen, und innerhalb ihrer dem militärischen Absolutismus zu Gute kommen. Aber sie könnten sich irren. Sie haben es mit keiner Leiche zu thun, wie damals Napoleon. Die Holsteiner, und bereits auch die Schleswiger, geben erfreuliche Lebenszeichen, und es könnte leicht kommen, daß eines schönen Morgens die Bewegung der darauf gedeckten Hand entschlüpft wäre.

Er. Es sind aber zwei Hände.

Ich. Die sind schwächer als Eine, weil sie zwei verschiedenen Körpern angehören. Wie lange meinst du, daß Preußen und Oesterreich einig bleiben werden?

Er. Bis dieser Handel erledigt ist, doch wohl, und ihn zu erledigen haben sie im Nothfall noch gewaltige Streitkräfte im Hinterhalt.

Ich. Und gewaltige Feinde.

Er. Oestreich Italien, meinst du —

Ich. Und Preußen, wenn es Schleswig an Dänemark ausliefern wollte, das eigene Volk.

Er. Hier kommt es aber nicht auf das Volk an, sondern auf das Heer.

Ich. Das preußische besteht nicht aus Kroaten.

Er. Aber ist von Junkern commandirt.

Ich. Ob es sich von diesen zum zweiten Mal zum Schergendienst wird commandiren lassen?

Er. Ich glaube, man wird es diesmal gar nicht dazu commandiren wollen.

Ich. Mögest du Recht haben!

4. Der Krieg.

Ich. Was die Zeitungen jezt nach Pulver riechen!

Er. Leider röthen sie sich auch von deutschem Blute.

Der arme Karl!

Ich. So ist's wahr, was man gestern erzählte?

Er. Diesen Morgen lief die bestimmte Nachricht ein, die man dem Vater noch verheimlicht. Vor Mifsfunde hat ihn eine dänische Kanonenkugel vom Pferd gerissen.

Ich. Schad' um ihn, es war ein wackerer Junge.

Er. Und verständig. Wie er vor drei Wochen von mir Abschied nahm, voll Kampfesmuth und auf Alles gefaßt — aber Eins, sagte er, wünscht' ich doch: daß man uns bestimmter angegeben hätte, wofür wir eigentlich ins Feld rücken. Versteht mich, fuhr er fort, ich weiß wohl, daß der junge wehrhafte Mann die Pflicht hat, auf den Ruf des Vaterlandes Blut und Leben hinzugeben, und ich würde mich selbst verachten, wenn ich's nicht mit Freuden thäte; aber die Freude

wäre eine ganz andere, wenn man versichert sein könnte, daß es auch wirklich das Vaterland ist, dem wir das Opfer bringen. Wie glücklich waren die Jünglinge, die vor fünfzig Jahren für Deutschlands Befreiung geblutet haben! — Wußten denn sie, warf ich ihm ein, wem schließlich ihr Opfer zu Gute kam? Das Fremdenjoch wurde wohl abgeworfen, aber um dem einheimischen Platz zu machen. Bereits drei Jahre nach der großen Befreiungsschlacht mußte ja der Dichter mahnen: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege!“ und er mahnte noch dazu vergebens. — Leider habt Ihr Recht, erwiderte er: aber wenn's nun in Schleswig am Ende auch so ginge? Doch ich mag's nicht denken! — Damit schied er, und hat nun ohne den gewünschten Aufschluß dahingemußt. O, es ist etwas Entsetzliches um den Krieg!

Ich. Wie um das Gewitter.

Er. Aber nichts so Nothwendiges. Gewitter reinigen die Luft —

Ich. Gewitter die physische, Kriege die moralische. Ein fauler Friede heilt sich durch einen gesunden Krieg. Ich meine natürlich nicht solche Kriege, die der Laune eines Herrschers entspringen, sondern solche, die aus den äußern oder innern Verhältnissen der Völker mit Nothwendigkeit hervorgehen; über deren Zweck man daher den Söhnen des Vaterlandes nicht erst Auskunft zu geben braucht, da er vor Aller Augen, in Aller Herzen liegt.

Er. Auch dergleichen Conflictte müßten sich unter Menschen friedlich und vernünftig schlichten lassen. Man mag sonst von dem Manne halten was man will, Schade ist es doch, daß Louis Napoleon mit seiner Idee eines europäischen Congresses nicht durchgedrungen ist.

Ich. Nun, auch der bloße Vorschlag ist dankenswerth. Er wird einem Dichter zur Erweiterung des Reineke Fuchs, und dem Griffel Kaulbach's zu einer Illustration Stoff geben: Reineke III. als Friedensprediger.

Er. Mag sein, daß Napoleon's Absicht dabei nicht die reinste war; das kann aber der Idee, deren er sich zu seinem Vortheil bedienen wollte, keinen Flecken anhängen. Ich weiß nicht, warum man von Versammlungen der Friedensfreunde nichts mehr hört; mir sind diese Versammlungen immer höchst ehrwürdig vorgekommen.

Ich. Mir auch; nur zugleich höchst lächerlich. Als ob die Naturforscher zusammenkommen wollten, um sich über Abschaffung der Gewitter zu berathen.

Er. Das ist etwas Unmögliches; aber die Abschaffung des Krieges ist nichts Unmögliches.

Ich. Aber ist sie denn etwas Wünschenswerthes? und wäre es die Abschaffung der Gewitter, selbst wenn sie möglich wäre? Wo bliebe dann die Luftreinigung? Darum Blisableiter hergestellt, Feuerversicherungen errichtet, je mehr je besser; aber Gott gedankt, daß es noch

Gewitter gibt. Es ist mit dem Krieg wie mit der Todesstrafe. Beschränken, menschlicher machen, so viel möglich; aber bei Leibe nicht abschaffen!

Er. Da sagst du, was die Todesstrafe betrifft, eine arge Keßerei.

Ich. Das ist so meine Art. Aber bleiben wir beim Krieg. Wie willst du ihn gerade jetzt verdammen, da er uns eine große Wohlthat zu erweisen verspricht?

Er. Wie haust er noch immer in Amerika! Wie hat er dort ganze Provinzen verödet, Menschenleben zu Hunderttausenden gekostet — und was wird das Ende sein?

Ich. Das Ende wird sein die Ausstoßung eines ungesunden Stoffs, der Slaverei, aus dem Körper der Union, und die Erkenntniß, daß der darum geführte Krieg zwar eine gefährliche, aber unvermeidliche und in ihren Folgen heilsame Krisis des nordamerikanischen Staatslebens gewesen ist. Und der Krieg in Schleswig, dem dein junger Freund als eins der ersten Opfer gefallen ist, verspricht uns aus einer Verwicklung herauszuhelfen, von der sonst kein Ende abzusehen war.

Er. Ein zerhauener Knoten ist darum noch nicht gelöst.

Gradus geht des Blüthes,

Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —

sagt der Dichter nicht zum Vortheil des Kriegs, sondern der friedlichen Verständigung, die auch den Umweg nicht scheut.

Ich. Sagt nicht der Dichter, sondern sein Diplomat Octavio. Uebrigens nehm' ich auch den Dichter beim Wort mit seinem Gradaus. Man mag dem Kriegsgott mit Recht viel Uebles nachsagen; aber eben jenes Gradaus ist seine gute Seite. Sein College Mercur, der Gott der Kaufleute und der Diebe, wie er in unserm alten lateinischen Wörterbuche hieß, und sicherlich auch der Diplomaten, liebt die krummen Wege — er trägt ja den Schlangenstab —: durch diese diplomatischen Schlangenkrümmen fährt der redliche Kriegsgott mitten durch. Er hat vor fünfzig Jahren gut gemacht, was die Diplomaten im Begriff waren, schlecht zu machen; er wird auch jetzt in Schleswig-Holstein eine zweideutig und hinterhältig angefangene Sache klären und ehrlich lösen.

Er. Ein Congreß wird schließlich doch erforderlich sein.

Ich. Wo dann hoffentlich der Kriegsgott — ich meine die Stimmung der siegreichen Heere im Verein mit der Volksstimmung — den Diplomaten Gott zwingen wird, Deutschland sein Recht zu lassen.

5. Was lernen wir daraus?

Ich. Die Herren denken wie weiland König David.

Er. Wie dachte der?

Ich. Als ihm aus Anlaß der statistischen Maßregel, die allerhöchsten Orts so übel vermerkt wurde, der Prophet Gad die Wahl zwischen Hungersnoth, Pest oder Flucht vor den Feinden ließ, erklärte der fromme Monarch, er wolle lieber in Gottes Hand fallen, als in die Hände der Menschen. Nicht ganz so fromm wollen sich jezt unsre mittlern und kleinen Herren lieber von ihren großen Collegien hudehn, als von ihren Völkern tragen lassen.

Er. Sie denken: Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.

Ich. Aber die Geier, wenn sie Appetit bekommen, verschlingen die Krähen.

Er. Bist du für die Krähen so besorgt?

Ich. Ich? Ich wünsche erst die Krähen zum Geier, und dann die Geier zum Auckuk.

Er. Nun, so radical habe ich dich sonst nicht gekannt.

Ich. Man lernt etwas in einer Zeit wie die unsrige. Nacheinander hat jetzt das deutsche Volk vertrauensvoll an drei Pforten geklocht, und von allen dreien ist es abgewiesen worden. Der Nationalverein klopfte bei Preußen an —

Er. Das war eine Thorheit.

Ich. O, mehr als Thorheit, Blödsinn war hier im Spiel; aber nicht auf Seiten derer, die angeklopft, sondern derer, die nicht aufgemacht haben.

Er. Dann kam Oestreich, ohne daß jemand klopfte, uns vor die Thüre heraus entgegen, aber sein Entgegenkommen wurde verschmäht.

Ich. Weil man die Absicht zu deutlich merkte. Und wie berechtigt das Mißtrauen war, sehen wir heute so grell, daß uns die Augen heißen. Deutsche Gesinnung von Oestreich erwarten, heißt Trauben von den Dornen lesen wollen.

Er. Gerade wie bei Preußen auch. Deutschgesinnt können nur die reindeutschen Staaten sein.

Ich. Aha, reindeutsch! so lassen sich jetzt unsre Mittel- und Kleinstaaten schelten. Wird uns denn Niemand einen neuen politischen Katechismus für Deutsche schreiben?

Er. Wer im Vaterunser in die siebente Bitte käme, wüßst' ich schon.

Th. Du meinst doch nicht den Bonaparte? Der käme höchstens in die sechsste, daß er uns nicht zur Versuchung werde in dieser bösen Zeit; im Uebrigen sollten die Deutschen um seine Erhaltung in der Kirche beten, denn ihm verdanken wir das wenige Gute, das seit sechs Jahren in Deutschland geschehen ist; natürlich nicht seinem guten Willen, aber der Furcht vor ihm und den Ideen, die er in Bewegung gebracht hat.

Er. O ja, er hält sich Ideen, wie man sich Pferde hält, seinen Wagen zu ziehen; ist das aber nicht ein Frevel am Heiligsten?

Th. Vöblich ist es nicht; aber ein Despotismus mit Ideen ist doch besser, als der geist- und ideenlose, der Junker- und Corporals-Despotismus, wie er bei uns sich breit macht. Er ist es schon deswegen, weil die Ideen, einmal großgezogen, sich nothwendig am Ende emancipiren.

Er. Der Nationalitätsidee bedient sich Napoleon bis diesen Tag als bloßen Mittels für die Zwecke seiner Herrschsucht.

Th. Aber wie lange noch? Nationalität bedeutet Selbstbestimmung der Völker; von der Idee der Nationalität ist die der Freiheit in die Länge nicht zu trennen. Napoleon wird schließlich für die Freiheit gewirkt haben, und hat schon für sie gewirkt, er mag es wollen oder nicht. Doch wir sprachen von einem politischen Katechismus für Deutsche, und darin, wollte

ich sagen, müßten die zehn Gebote dem Vaterunser vorangehen.

Er. Nun, und wie hieße dein erstes Gebot?

Ich. Davon ein andermal. Aber das zweite wäre: Du sollst den Namen Deutschlands, deines großen Vaterlands, nicht vergeblich führen.

Er. Das befolgen unsre Großmächte schon jetzt, indem sie sich um Deutschland gar nichts mehr bekümmern.

Ich. Und sind mir damit immer noch lieber als die Würzburger, die in schönen Phrasen von Deutschland reden, und doch nur ihr Baiern, Württemberg und so fort (Baden nehme ich, wie immer, aus) meinen. Den Ministern dieser Staaten sollte man geradezu verbieten, die Worte: „deutsch“ und „Deutschland“ in den Mund zu nehmen, weil sie damit jedesmal eine Lüge sagen.

Er. Wer weiß? hätten diese Staaten die Macht —

Ich. So hätten sie den Willen nicht. Nichts als dynastische Selbstsucht hier wie dort; soll ich's aber einmal mit der Selbstsucht halten, so thu' ich's lieber mit der großen als mit der kleinen. Jene bringt doch gelegentlich einmal etwas Großes und Gutes zu Stande, diese nie. Daß das deutsche Volk seine Hoffnungen für Schleswig-Holstein zuletzt auf einen Verein seiner Mittel- und Kleinstaaten setzte, war schon ein Beweis, wie verzweifelt es um seine Sache stand. Es war die dritte Pforte, an die es klopfte, und von der es erst

mit Ausflüchten, dann immer derber, abgewiesen wurde. So von allen den berufenen Pflegern seiner Sache verlassen und verrathen, hat das deutsche Volk nur noch die Wahl, entweder sich selbst zu helfen, oder sich aufzugeben.

Er. Ich glaube, es wird Keines von Beiden thun.

Ich. Das glaub' ich auch: es wird warten, es wird Zeit zu gewinnen suchen, und die Zeit und eine andre Gelegenheit werden auch kommen. Kommen sie aber, dann wird es drei wichtige Stücke gelernt und hoffentlich nicht wieder vergessen haben.

Er. Vor Allem leider, daß seine jetzige Bundesverfassung nichts taugt.

Ich. Nun, das ist wohl etwas Altes; doch daß sie so durchaus von oben bis unten unbrauchbar ist, daß sie uns für jede kräftige Action, selbst unter den günstigsten Umständen, lähmt, uns zum Spott aller Nachbarn, zum Spielball fremden Eigennusses macht, das hat sich doch kaum jemals so vor den Augen alles Volkes dargelegt, als eben jetzt. Nun sehen wir aber für's Zweite: mit monarchischen Einzelstaaten ist etwas Andres als ein Staatenbund, d. h. als eben das Elend, das wir jetzt haben, unmöglich.

Er. Der Beweis?

Ich. Siegt in der tausendjährigen Geschichte Deutschlands, wie in der Natur der Sache. Die monarchischen Spitzen der Einzelstaaten werden sich gegen die höhere

Einheit immer spröde verhalten, und dadurch einen Conflict herbeiführen, der entweder mit der Auflösung der Einheit, oder mit der Zerreibung der Einzelstaaten endigen muß.

Er. Das hieße also drittens: Ein Bundesstaat ist nur in republikanischer Form möglich.

Ich. Und die Monarchie nur als Einheitsstaat. Diese Punkte, glaube ich, wird sich das deutsche Volk für künftige Fälle hinter's Ohr schreiben.

Er. Und wofür, glaubst du, wird es sich schließlich entscheiden?

Ich. Je nach den Umständen.

6. Nach sieben Vierteljahren.

Ich. Schön, daß wir uns einmal wieder treffen.

Er. Es ist wohl ein Jahr, daß wir uns zuletzt gesehen haben?

Ich. Nächstens zwei.

Er. Richtig; es war ja noch Krieg in Schleswig-Holstein.

Ich. Der wäre nun glücklich zu Ende geführt.

Er. Bist du von dem Ausgang so erbaut?

Ich. Einerseits, warum nicht?

Er. Hat er denn die Länder frei gemacht?

Ich. Das ist die andre Seite; aber er hat sie deutsch gemacht, und das ist die erste.

Er. Preussisch und österreichisch, willst du sagen.

Ich. Einstweilen.

Er. Wohl einstweilen; aber so, daß sie eines schönen Morgens ganz preussisch sein werden. Und zwar verkauft, verschachert, wie zu den schlimmsten Zeiten des Napoleonischen Länderhandels.

Ich. Doch nicht an Fremde.

Er. Aber ungefragt, ja gegen den erklärten Willen der Bewohner.

Ich. Das will ich nicht loben. Aber gesetzt, man fragte sie heute, was würde das Ergebniß sein?

Er. Nun natürlich ein selbstständiges Schleswig-Holstein unter dem Augustenburger.

Ich. Und das, meinst du, wäre gut?

Er. Recht wäre es wenigstens, und das ist die Hauptsache.

Ich. In der Politik?

Er. Traurig genug, daß da Gewalt vor Recht geht.

Ich. In der wahren geht nur das Gute vor dem Rechten.

Er. Ist denn das zweierlei?

Ich. Das Gute ist hier der Vortheil.

Er. Sehr offenherzig! und eine saubere Moral!

Ich. Ich dachte, wir sprächen von Politik.

Er. Auch du gibst also der Politik das Recht, unmoralisch zu sein?

Ich. Ich sage nur: Politik ist nicht Moral.

Er. Wenn sie aber den Vortheil zum Princip macht, ist sie unmoralisch.

Ich. Frage doch erst, wessen Vortheil?

Er. Des Volks, wirst du sagen. Dann sage ich: Diesen seinen Vortheil wird das Volk selbst am besten verstehen, und darum soll man es — hier die

Schleswig-Holsteiner — selbst über sein Schicksal entscheiden lassen.

Ich. Das Volk, das ich meine, ist das deutsche; und ob dessen Vortheil gerade die Schleswig-Holsteiner am besten verstehen, ließe sich doch wohl noch bezweifeln.

Er. Aber sollten ihn denn die Oestreicher und Preußen besser verstehen?

Ich. Von den Oestreichern ist nicht mehr die Rede, die sind glücklich in's Schlepptau genommen; das hat Graf Bismarck, man mag sonst von dem Manne denken was man will, nicht übel gemacht.

Er. Wie? auch du zu Bismarck's Lobrednern übergegangen?

Ich. Nun, es ist nicht so gefährlich mit meinem Lobe. Ich sage nur: wenn man zurücksieht, wie Anfangs Oestreich Preußen von einem Handel zurückzuhalten suchte, der nur Preußen, nicht aber Oestreich, Vortheil versprach; wie es sich dann von Preußen halb widerwillig zur Mitwirkung fortgerissen sah; wie es jetzt, nach dem Frieden, den Secundanten Preußens spielt, um ihm nicht den ganzen Vortheil zu lassen, doch mit der täglich klarer sich herausstellenden Aussicht, ihm denselben schließlich doch lassen zu müssen: überblickt man diesen Umschwung, so würde man den Staatsmann, der denselben hauptsächlich herbeigeführt hat, loben müssen, wenn —

Er. Ja freilich, wenn! Wenn seine Absicht gut und seine Mittel ehrenhaft gewesen wären.

Ich. Ich gehe noch weiter zurück und sage: wenn er nur überhaupt von vorne herein das zur Absicht gehabt hätte, was schließlich herausgekommen ist. Denn nur den kann ich als wirklichen Staatsmann gelten lassen, bei dem Absicht und Erfolg — freilich nicht sich decken, denn das ist bei der Verflechtung der politischen Dinge selten möglich — aber doch sich entsprechen. Ein solcher Staatsmann war Cavour; wer dagegen, wie Bismarck, für den Londoner Vertrag marschiren läßt, um zuletzt bei dem Gasteiner anzukommen, der mag meinerwegen ein kacker und glücklicher politischer Abenteurer sein, aber ein Staatsmann ist er nicht.

Er. Nun, für das Volk in den Herzogthümern ist der schließliche Erfolg von der anfänglichen Absicht wenig verschieden. Sie sollten eben nicht frei werden, sollten unter der Fuchtel bleiben: ob preussische oder dänische, wo ist da der große Unterschied?

Ich. Und wenn man sie nun frei gewähren ließe, meinst du, so würden sie sich als selbstständiger Staat im deutschen Bunde constituiren?

Er. Das meine ich.

Ich. Nun, siehst du, da sage ich: Preußen hat ganz Recht, wenn es das nicht dulden will. Es kann nicht, gleichsam auf seinem Rücken, einen neuen Staat

sich bilden lassen, dessen Erstes wäre, die Coalition seiner mittelstaatlichen Gegner zu verstärken.

Er. Man will ihm ja Alles einräumen, was es billigermaßen fordern kann: feste Punkte im Lande, Oberbefehl im Kriege, Häfen und freie Werbung für seine Flotte, Anschluß an den Zollverein: aber weiter soll es nicht greifen, soll dem Lande sein Recht, die Selbstständigkeit unter seinem angestammten und erkorenen Fürsten, lassen.

Ich. Eine solche Selbstständigkeit, glaube ich, dürfte Preußen weniger Bedenken tragen, den Schleswig-Holsteinern zu gewähren, als die Schleswig-Holsteiner, sie anzunehmen.

Er. Wie so? Es wäre gerade die Stellung, die ihr, wenn es gut ginge, allen übrigen deutschen Staaten unter Preußens Oberhoheit zudenket.

Ich. Ja, wenn wir erst mit allen so weit wären!

Er. Nun, Eins um's Andre, dächt' ich.

Ich. Ich zweifle, ob die Stellung des Herzogs Friedrich, wenn sie in dieser Art sich gestaltete, für die übrigen Fürsten etwas Einladendes haben könnte.

Er. Aber die Völker?

Ich. Auch dem Volk in Schleswig-Holstein, sollt ich meinen, so lange eben nur dieser Stamm so gestellt wäre, müßte eine solche Ausnahmestellung bald so lästig werden, daß es vorziehen würde, lieber ganz preussisch zu sein.

Er. So soll man es selbst die Erfahrung machen lassen. Man rufe doch endlich die Stände des Landes zusammen, und lasse sie frei über dessen innere und äußere Verhältnisse beschließen.

Ich. Da würde Preußen, so wie jetzt die Stimmung im Lande ist, kurz wegkommen.

Er. Durch seine eigene Schuld. Wer einen erst knebelt, dann einen Augenblick losläßt, darf sich nicht beklagen, wenn der Mißhandelte ihm sofort davon läuft. Ich bin gewiß nicht für Preußens Vergrößerung; aber wäre es vor zwei Jahren in die Herzogthümer eingerückt mit der Erklärung: Wir kommen als Deutschlands Schwert, die Bande, die euch an den fremden Staat ketten, zu zerhauen, dann aber sollt ihr unser sein! mit Freuden würde Jung und Alt im Lande eingeschlagen haben. Aber so!

Ich. Daß das der correcte Weg gewesen wäre, der Weg, auf dem Alles am leichtesten und besten, mit Zustimmung aller guten Deutschen von den Alpen bis zur Königsau, zu machen war, und daß Preußen die Schuld, ihn nicht eingeschlagen zu haben, schon jetzt zu büßen hat, und noch schwerer zu büßen haben wird, ist gewiß. Oder gibt es einen ärgern Fluch, als etwas, das man im Guten und mit Ehren hätte haben können, nun auf Schleichwegen am Ende erst nicht zu bekommen?

Er. Du meinst das Gutachten der Kronsyndici?

Ich. Unter Anderem auch das. Es scheint auf

jeht Einfältige berechnet zu sein; und da das Volk in Deutschland notorisch nicht einfältig ist, so ist man in Verlegenheit, den Kopf zu finden oder zu bezeichnen, auf den es eigentlich gemünzt sein mag. Preußens Anspruch auf die Herzogthümer beruht auch jetzt noch, neben dem Recht seiner Waffen, die für ihre Befreiung das Beste gethan haben, auf einem ganz andern Grund, als die in jenem Gutachten zusammengestoppelten sind.

Er. Da wär' ich begierig.

Ich. Kennst du den Spruch: Der Herr bedarf sein?

Er. Wohl kenn' ich ihn, du unverbesserlicher Theologe; doch soviel ich weiß, betraf der einen Esel und kein Herzogthum.

Ich. Aber einen Esel, der einen wirklichen Herrn hatte, keinen bloßen Prätendenten, wie die Herzogthümer. Und gleichwohl mußte das Recht dieses wirklichen Herrn dem Anspruch des höheren Herrn weichen, der des Esels zu seinem Eintritt in Jerusalem, mithin zur Erfüllung seines zum Heil der Menschheit übernommenen Berufs, bedurfte.

Er. Schade, daß du keiner von den schleswig'schen Geistlichen bist, die der Siebenfuß-General commandirte, die Gewissen ihrer Landsleute über die preussische Besitzergreifung zu beruhigen.

Ich. Ob diese und wie sie dahin gewirkt haben, weiß ich nicht; ich wollte über meinen Text uncommandirt mit bestem Gewissen gepredigt und den Leuten

deutlich gemacht haben, daß Preußen ihrer Länder bedarf, um sich zu dem Kampfe, den es über kurz oder lang zum Heil des großen Vaterlandes, also auch dem ihrigen, zu bestehen haben wird, zu stärken.

Er. Aber, wenn du mir erlaubst, dir in dein Auslegungshandwerk zu greifen: der große Unterschied ist, daß der Herr sich mit den Besitzern des Thiers durch seine Boten vorher verständigte, die preussischen Machthaber hingegen das Land ohne Weiteres in den Sack stecken wollen.

Ich. Daß das von vorne herein der Fehler war, räume ich ja ein, und daß unter Anderem auch daran der ganze Handel vorerst scheitern wird, fürchte ich leider selbst.

Er. Aber ist die Strafe nicht gerecht? Wenn Preußen je Ansprüche auf Schleswig-Holstein hatte, hat es diese nicht durch sein gewaltthätiges Auftreten verwirkt?

Ich. Preußen vielleicht; doch wodurch hätte Deutschland den Anspruch verwirkt, den es auf Preußen machen zu dürfen glaubte?

Er. Nun, seinen Anspruch auf Preußens Schutz braucht Deutschland darum nicht aufzugeben, wenn jenem die Herzogthümer entgehen.

Ich. Aber wer schützen soll, muß starke und freie, darf keine gebundenen Arme haben. Und was Deutschland von Preußen anspricht, ist ja nicht bloß Schutz, sondern Einigung.

Er. Gottlob, daß die noch nicht da ist, daß es

noch Deutsche giebt, die nicht unter dem Ministerium Bismarck stehen!

Th. So sag' ich auch, und weiter Gottlob, daß eine Zeit kommt, wo das Ministerium Bismarck gefallen sein, aber Preußen noch aufrecht stehen und der Mittel, die sein jeder Minister, wenn's gut geht, ihm geschaffen haben wird, sich in besserem Sinne wird bedienen können.

Er. Die Zeit bis dahin könnte uns lang werden.

Th. Sie wird es nicht, wenn wir sie gut anwenden.

Er. Was aber thun?

Th. In Preußen unbeugsam den Kampf fortführen gegen Willkür und Gewalt für das verfassungsmäßige Recht, vor dessen Wiederherstellung Preußen an die Lösung seiner deutschen Aufgabe nicht denken kann; sich nicht blenden lassen durch den Erfolg nach außen, der mit dem Wille sicherer und reiner zu erreichen war als gegen dasselbe, über die Beschädigung von Freiheit und Sittlichkeit im Innern; den Deutschen draußen beweisen, daß man nicht im Sinne einer brutalen Partei Deutschland preussisch, sondern Preußen deutsch machen will. In Deutschland aber unterscheiden lernen zwischen Preußen an sich und seinem dermaligen Zustande; an seinem Verufe für Deutschland sich nicht irre machen lassen dadurch, daß seine jetzigen Machthaber diesen Beruf nicht verstehen oder falsch verstehen; das Banner nicht sinken lassen, auf dem für uns alle geschrieben steht: In diesem Zeichen wirst du siegen.

VIII.

Deutsche Gespräche.

Unpolitische, drei.

1. Der Hohenstaufen.

Er. Nun endlich wird das deutsche Volk daran-
gehen, eine alte Schuld abzutragen.

Ich. Mir gefiele besser, es ginge daran, seine alten
Ausstände einzuziehen.

Er. Dem Fürstenhaus —

Ich. Eben auch von den Fürstenhäusern wäre
Manches wiederzufordern.

Er. Du verstehst mich nicht. Die Hohenstaufen —

Ich. Gott hab' sie selig! Eine wackere Dynastie.

Er. Aber wie ehrt man sie unter uns?

Ich. Wie man kann. Standbilder errichtet man
ihnen keine, weil man nicht mehr weiß, wie sie aus-
gesehen haben; Feste feiert man ihnen nicht, weil sie
nicht mehr in lebendigen Wirkungen fortdauern; aber

man studirt ihre Geschichte, erhebt sich an ihrer Größe und belehrt sich an ihren Fehlern, man singt ihnen Lieder, betrachtet ihren Berg mit Nachdenken und bestiegt ihn mit Andacht.

Er. Ja, und was findet man oben?

Ich. Nichts; wie billig.

Er. Wie billig? Kein Schuttdach für den Wanderer, keine Halle für die Sänger, kein Denkmal, das fremden Völkern zeige, daß Deutschland seine große Vorzeit zu ehren weiß!

Ich. Ich bin mehr wie einmal auf dem Staufen gewesen, bei Sonnenschein und Regen, aber an ein Schuttdach zu denken, ist mir nicht eingefallen. Das Dorf ist ja auch nahe genug.

Er. Aber der kahle Gipfel!

Ich. Was willst du denn hinauffahren?

Er. So eben ist ein Aufruf ergangen an Schwabens Sänger, sich des classischen Berges anzunehmen. Es scheint auf eine Halle abgesehen.

Ich. In welchem Styl? Ionisch? Dorisch? Propyläen? Walhalla?

Er. Nun, vielleicht eher gothisch oder romanisch, um der Geschichte treu zu bleiben; nur irgend etwas, daß der Berg sein trauriges Aussehen verliert.

Ich. Traurig? Aber seit wann ist denn die Geschichte ein Lustspiel?

Er. Du sagst Geschichte; aber bedenke nur, durch

wen es so gekommen ist. Im Bauernkrieg wurde die Burg in Trümmer gelegt; später, sagt man, ließen die Herren von Württemberg, als hätten ihre Ahnen von dem schönen staufischen Erbe noch nicht genug an sich gerissen, die Steine vollends herunterführen, um in einem Städtchen im Thal sich ein Schloß davon zu bauen.

Ich. Das ist freilich betrübt; aber daß es geschehen konnte, ist Geschichte, und die ist nicht mehr rückgängig zu machen.

Er. Aber was Menschen verderben haben, ist gut zu machen.

Ich. Ja, gut würde sich das machen: ein Häuschen, ein Tempelchen, ein Kapellchen auf dem welt-historischen Berge!

Er. Nun wer weiß? Wenn das deutsche Volk seine Schuldigkeit thut, werden Mittel zusammenkommen, um die verschwundene Kaiserburg in ihrer muthmaßlichen Urgestalt wiederherzustellen.

Ich. Und wenn ihr ein Ding wie den Thurm zu Babel hinaufbauet, wird es sich winzig ausnehmen in Vergleichung mit dem, was jetzt der kahle Berg uns zu denken gibt.

Er. Zu denken, ja; aber das Auge will auch etwas sehen.

Ich. Hast du je im Tacitus die Geschichte von der Leiche der alten Junia gelesen?

Er. Der alten Junia! Was du Einfälle hast!

Ich. Sie war des Marcus Brutus Schwester, Caius Cassius, des letzten Römers, Gattin gewesen. Das Leichenbegängniß war prächtig, die Ahnenbilder von zwanzig der vornehmsten Familien Roms wurden vorangetragen; doch vor allen, fügt Tacitus hinzu, glänzten Cassius und Brutus hervor, gerade dadurch, daß ihre Bilder nicht zu sehen waren.

Er. Das glaub' ich, unter Tiberius.

Ich. Nun, und wenn sich die Bilder hätten zeigen dürfen, wäre dann der Eindruck etwa größer gewesen? Gerade daran, daß sie fehlten, ermaß der Römer, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten.

Er. Aber Etwas ist doch immer mehr als Nichts.

Ich. Im Gegentheil, hier wäre es weniger als Nichts. An der Kluft, die sie von dem jetzigen Nichts auf dem Hohenstaufenberg bis zu der Kaisermacht seiner ehemaligen Herren zu durchfliegen hat, mißt die Phantasie die Größe des untergegangenen Hauses.

Er. Aber dürfen wir denn nichts thun, dessen Andenken zu ehren?

Ich. Was wir thun sollen im Andenken an unsere großen Kaiser, das steht auf einem andern Blatte; was aber ihren Berg betrifft, so sollen wir das Walten des Schicksals verehren, das ihn kahl gemacht hat, und die große geschichtliche Tragödie, die uns der öde Berg-

gipfel vor's Auge stellt, nicht in ein elendes Rührstück verwandeln.

Er. Du bist eben ein Rigorist; ich, wenn die Sammlungen zu Stande kommen, gebe meinen Beitrag.

Ich. Zu den bisherigen Zwecken des Hohenstaufenvereins, Restauration des Kirchleins im Dorf, Erhaltung der Wege u. dergl. trage auch ich gerne mein Scherflein bei; aber wenn ihr mir den geheiligten Berg und seine einzige Form durch eine Bauerei auf seinem Gipfel verunstaltet, siehst du, das wäre eine Geschichte, die mich zum Brandstifter machen könnte.

2. Der Kölner Dom.

Er. Willkommen! und woher?

Ich. Von Köln.

Er. Ah! vom Jubelfest der heiligen drei Könige.

Ich. Leider.

Er. Ich dachte, das hätte dich hingeführt.

Ich. Mich? Ein Geschäft rief mich plötzlich hin, und da kam ich in die Geschichte hinein, an die ich vorher nicht gedacht hatte. .

Er. Es muß aber großartig gewesen sein.

Ich. Schauderhaft. Auf dem Bahnhof Zug um Zug mit Schaaren von Wallfahrern in allen Trachten, die bald gaffend und sich drängend Straßen und Plätze anfüllten; an den Kirchthüren Ablass für alle möglichen Sünden, ich weiß nicht auf wie viel Jahre, angeschlagen; aus allen Häusern Fahnen gehängt, vor denen man buchstäblich keinen Himmel mehr sah; dazu die dumpfe, schwüle Luft, die einem den Athem benahm, den die geistige Schwüle ringsum

ohnehin schon genug beengte: wahrhaftig, ich rief unsern Luther wie einen Heiligen an, der doch mit dergleichen Geschichten, soweit der Arm seines Geistes reichte, ausgeräumt hat.

Er. Wenigstens hat er uns belehrt, daß Knochen keine Heiligthümer sind.

Ich. Selbst dann nicht, wenn man wüßte, wessen Knochen man nach so viel hundert Jahren vor sich hat. Das Allereinfachste freilich begreift die Menschheit in der Regel zu allerlezt.

Er. Und das wäre?

Ich. Daß Menschen, die nie gelebt haben, auch keine Knochen zurückgelassen haben können.

Er. Nun, das begriffe man am Ende schon; aber auch wir Protestanten glauben ja, daß die drei Könige, oder wenn du lieber willst, die Weisen aus Morgenland, einmal auf der Welt gewesen und nach Bethlehäm gekommen sind.

Ich. Schon gut; wir beide wissen längst, wie wir in diesem Stücke mit einander daran sind.

Er. Aber sage: da hast du dir doch auch den Dom angesehen?

Ich. Gewiß.

Er. Und dich des fortschreitenden Baues gefreut. Wie lange warst du nicht in Köln gewesen?

Ich. Es werden wohl zehn Jahre sein.

Er. Nun seitdem ist der Fortschritt ungeheuer.

Das Schiff mit Querschiffen und Portalen vollendet, der kleine Thurm auf der Kreuzung aufgesetzt, die Wand zwischen Chor und Schiff durchgeschlagen, am Aufbau des nördlichen großen Thurms der Anfang gemacht. Und welche Arbeit! Das muß doch für den ästhetischen Menschen in dir ein Genuß gewesen sein, der dich für das Festgetümmel reichlich entschädigte.

Ich. Wenn der ästhetische Mensch der ganze Mensch wäre. Man ist aber, wenn es gut geht, auch noch ein historischer, ein politischer, ein religiöser Mensch, und in allen diesen Hinsichten ist mir der Aufbau des Kölner Doms just so fatal wie das Dreikönigs-Jubiläum.

Er. Hast du den Dom in seinem frühern Zustande noch gesehen?

Ich. Mehr wie einmal.

Er. Und hast du da nicht bedauert, daß ein so groß angelegtes, und selbst in seinen trümmerhaften Anfängen so herrliches Menschenwerk nicht zur Vollendung gekommen?

Ich. Wenn du willst, ja; d. h. ich wünschte wohl bisweilen, es einen Augenblick ausgebaut sehen zu können.

Er. Und wenn dir nun ein Zauberstab zu Gebot gestanden hätte, den Bau mit einem Mal fertig hinzustellen?

Ich. Du scherzest.

Er. Hättest du dich des Stabes nicht bedient?

Ich. Ich glaube, ich hätte mich bedacht. Ich hätte gefürchtet zu freveln.

Er. Zu freveln? Gegen wen?

Ich. Gegen die Geschichte. Sie hat den Bau nicht zur Vollendung kommen lassen; eine Verkettung tief wirkender, dem göttlichen Weltplan angehöriger Ursachen hat ihm Halt geboten: und ich Menschlein sollte etwas Andres wollen?

Er. Beruhige dich! der Dom wird ohne dein Zuthun ausgebaut, durch Kräfte, die ebenso der jetzigen Geschichte angehören, wie einst die Kräfte, die den Bau begannen, und später diejenigen, die ihm Halt geboten.

Ich. Wohl; und welcherlei Kräfte, meinst du, begannen den Bau?

Er. In erster Linie, dächte ich, die Frömmigkeit.

Ich. Und zwar die Frömmigkeit einer Zeit, die auch die Kunst ausschließlich in den Dienst der Religion genommen hatte, die ihrem frommen Bedürfniß nur durch Aufstellung solcher Gebäude, als Sammel-
punkte und Symbole ihrer Andacht, zu genügen wußte.

Er. Nun, Religion und Kunstsinne sind es auch jezt, die den Bau wieder aufgenommen haben.

Ich. Sprich: Hierarchie auf der einen Seite, und romantischer Kunstdilettantismus auf der andern. Denn sieh nur, was den angefangenen Bau in's Stocken gebracht hatte.

Er. Die Ungunst der Zeiten des spätern Mittel-

alters, bürgerliche Unruhen, Kriege, Sinken des Wohlstands der Städte —

Ich. Vor Allem aber, oder hinter Allem, stand die religiöse Umwandlung, die eben damals in den Gemüthern sich vorbereitete. Der gothische Dom ist der katholisch-kirchlichen Frömmigkeit des Mittelalters so zu sagen auf den Leib zugeschnitten; so wie diese eine Veränderung erfuhr, wie die Menschheit anfang, in den Banden der allbeherrschenden Kirche sich nicht mehr behaglich zu fühlen, erlahmte auch der Trieb, Gebäude hinzustellen, die eben nur dieser Art von Frömmigkeit entsprachen.

Er. Aber Millionen ist es auch heute noch wohl in dieser Form der Frömmigkeit.

Ich. Nur daß diese Millionen es nicht sind, von denen der Weiterbau des Kölner Doms ausgegangen ist und betrieben wird. Oder ja, er wird betrieben von solchen, denen es bei der alten Frömmigkeit wohl ist, d. h. die sich wohl dabei befinden, wenn die andern in der alten Frömmigkeit verbleiben.

Er. Du meinst, von der Geistlichkeit?

Ich. Nun, das meine ich nicht bloß, das liegt vor Augen. Die Seele der Agitation für den Kölner Dombau sind die Pfaffen.

Er. Was könnten sie aber machen ohne die Unterstützung der Massen?

Ich. Deren frommem Eifer für die Sache man

aber nicht allzuviel zuzutrauen scheint, da man nothwendig findet, demselben durch höchst profane Reizmittel, wie die Dombaulotterie, nachzuhelfen. Es fehlt nur noch, daß man in den heiligen Hallen eine Spielhölle sammt Zubehör zum Besten des Dombaus etablirte.

Er. Die Lotterie läßt sich um so weniger rechtfertigen, als sie entbehrlich war: fließen doch auch ohne sie die Beiträge, nicht bloß von frommen Katholiken, sondern auch von kunstsinrigen und gefühlvollen Protestanten.

Ich. Gefühlvoll, aber gedankenlos.

Er. Und hat nicht längst auch der preussische Staat eine schöne Pflicht darin erkannt, dem Ausbau des ihm zugefallenen Heiligthums durch erhebliche Summen Vorschub zu leisten?

Ich. Friedrich Wilhelm IV., willst du sagen.

Er. Ein Monarch, in dem der religiöse und der Kunstsinr gleich stark waren.

Ich. Leider stärker als der geschichtliche, und besonders als der politische Sinn.

Er. Was wäre durch die Staats-Unterstützung für den Kölner Dombau gegen die Politik gefehlt?

Ich. Das Verhältniß der Rheinprovinz zu Preußen ist dir bekannt.

Er. Gerade diesem Verhältniß scheint mir durch jenen Staatsbeitrag höchst politisch Rechnung getragen.

Ich. Also wenn eine entlegene Provinz einen eignen

Schwerpunkt hat, der ihrem Verwachsen mit dem Staatskörper fort und fort hinderlich ist, — ich meine den Katholicismus der Rheinlande — so ist es Politik, diesen Schwerpunkt noch zu verstärken?

Er. Wenn der vorwiegend protestantische Staat, dem die Rheinländer vor fünfzig Jahren einverleibt worden sind, ihnen ihr katholisches Centralheiligthum bauen hilft, werden sie, durch solchen Beweis von Unparteilichkeit gewonnen, diesem Staate um so wärmer zugethan sein.

Ich. Die vernünftigen unter den Rheinländern sind es, wenn sie an ihre alte Pfaffen- und Bettelwirthschaft zurückdenken, schon jetzt; den Ultramontanen dagegen steigt der Kamm mit jedem Schuh, den der Dom weiter in die Höhe steigt.

Er. Nun, das hat die preussische Regierung leicht unschädlich zu machen, wenn sie sich nur ein wenig dem freiheitslustigen Sinn des Volks am Rhein bequemt.

Ich. Das wäre zwar recht schön; aber in der Politik soll man nichts thun, was man erst wieder gut zu machen hat.

Er. Ich gestehe zu, daß es bei Friedrich Wilhelm IV. nicht die Politik, sondern sein religiös-ästhetischer Sinn war, der ihn dem Ausbau des Kölner Domes geneigt machte.

Ich. Es sei; wenn ästhetisch-religiöser Sinn ein solcher ist, der mehr Geschmack für Religion als wirkliche

Religion hat, der mit der Frömmigkeit spielt und in der Kunst frömmelt, der, statt Eines dem Andern die Hand reichen zu lassen, Eins durch das Andre verfälscht.

Er. Verlangten denn aber nicht der religiöse und der Kunstfinn Hand in Hand, ein solches Denkmal alter Kunst wie Frömmigkeit nicht unvollendet zu lassen?

Ich. Wenn zu beiden noch, wie billig, der geschichtliche und der politische Sinn hinzutraten, so verlangte der Kunstfinn, durch den historischen begrenzt, nur die Erhaltung des Fertiggewordenen; womit dann auch dem frommen Sinne genuggelhan, und dem politischen nicht zuwidergehandelt war.

Er. Politisch wird die Sache so gefährlich nicht sein, wie du fürchtest; in jeder andern Rücksicht aber wird der ausgebaut Dom als ein colossales Werk dastehen, als das schönste Denkmal des pietätsvollen Kunstsinns unsrer Zeit.

Ich. Als eine colossale Lüge wird er dastehen, bei aller künstlerischen Schönheit ein unerfreuliches Denkmal der innern Unklarheit, des gedankenlosen Religions- wie Kunstdilettantismus unsrer Zeit.

Er. So wärest du auch gegen den Ausbau des Ulmer Münsters und so mancher andern edeln Reste des frommen Mittelalters, wie ein solcher jezt da und dort in Angriff genommen ist?

Ich. Wenn man am Ulmer Münster die fehlenden

Strebpfeiler und Strebebogen aufbaut, um das Gewölbe vor weiterem Auseinanderweichen und endlichem Einsturze zu bewahren, so rechne ich das zur Erhaltung des Vorhandenen.

Er. Aber wie garstig ist der dicke, in weniger als halbem Buchse stecken gebliebene Thurm! Und da man nun den Plan des alten Meisters noch besitzt, warum sollte man ihn, wenn sich die Mittel schaffen lassen, nicht ausbauen?

Ich. Was in frommem Ernst begonnen worden, in Kunstspielerei vollenden — könnte daran, wenn du mir den Ausdruck erlauben willst, Gott im Himmel eine Freude haben? Könnten ernste, Gott in der Geschichte verehrende Menschen daran eine Freude haben?

Er. Unsr Frömmigkeit hat eben jetzt etwas Künstlerisches.

Ich. Sage lieber: etwas Künstliches. Wäre sie noch recht naturwüchsig, so machte sie auch die Fehlgriffe nicht, die wir sie jeden Tag machen sehen. Sie baute nicht für den protestantischen Gottesdienst Kirchen in gothischem, d. h. katholischem Styl; noch weniger, daß sie protestantische Kirchen mit gemalten Fenstern zu zieren meinte.

Er. Auch die gemalten Fenster willst du uns nehmen?

Ich. Wer spricht von nehmen? Daß der Geistes-

klarheit des Protestantismus nur das helle, ungebrochene Licht farbloser Scheiben, nicht das dämmernde Helldunkel der bunten Fenster angemessen ist, bedarf meines Beweises nicht. Dennoch will ich den gemalten Fenstern, soweit Reste davon in protestantischen Kirchen noch vorhanden, also wo sie herkömmlich sind, nichts anhaben; nur neue malen und einsetzen zu lassen, halte ich, wenn es nicht versteckte Katholiken sind, die sie stiften, für ein Handeln solcher, die nicht wissen, was sie thun.

Er. Nun nimm mir aber nicht übel: was kümmern dich die Fenster in den protestantischen Kirchen, da du doch in keine gehst?

Ich. Wer weiß, wenn es gelänge, die gemalten Scheiben auch aus der protestantischen Predigt zu verbannen, ob ich nicht wieder ein Kirchgänger würde?

3. Die Todesstrafe.

Er. Du sagst so oft: Nur nichts gegen die Zeit!

Ich. Ich sage: Nichts gegen die Geschichte!

Er. Ist denn das nicht dasselbe?

Ich. So wenig als Brutto und Netto, oder Dinkel und Kernen.

Er. Du meinst —

Ich. Die Zeit, meine ich, im Rollen ihrer Räder, wirft auch viel Staub auf, führt auch allerlei Schwindel mit sich. Wer diesem, und insofern der Zeit, widerstrebt, der wehrt sich damit nicht gegen die Geschichte, sondern nur gegen etwas, das gern Geschichte werden möchte, ohne doch das Zeug dazu zu haben.

Er. Was aber einmal geschichtliche Gestalt gewonnen hat, dem dürfte man sich nicht mehr widersetzen? das hätte sich damit als gut erwiesen? Du alter Hegelianer, dem das Wirkliche auch das Vernünftige ist!

Ich. Das geschichtlich Wirkliche ist mir nur so

gut, als es eben sein kann, d. h. es muß irgendwie der Ausdruck realer, wenn auch nur vorübergehender Verhältnisse sein, sonst hätte es keinen Bestand gewinnen können; und ehe diese Verhältnisse geändert sind, ist nichts gegen dasselbe auszurichten. Ist aber einmal, in Folge einer Weiterbildung der inneren Verhältnisse, eine geschichtliche Gestaltung dahingefallen, hat insofern die Geschichte über sie gerichtet, so ist es auch ein eitles Bestreben, sie wiederherstellen zu wollen, die ohne die frühere Begründung im Innern nur ein hohler Schemen sein könnte.

Er. Ganz recht; eben hier wollt' ich dich haben. Wenn irgend eine Einrichtung von der Geschichte verurtheilt ist, so ist es die Todesstrafe, die du aufrecht erhalten willst.

Ich. Meinem Spruch könnt ich damit nur dann zu verfallen scheinen, wenn die Todesstrafe bereits abgeschafft wäre, und ich sie wiederherstellen wollte. So weit aber ist es noch nicht.

Er. Mancher Orte doch; und wenn es nach der Mehrheit der Denkenden und Aufgeklärten ginge, wäre es bald überall so weit.

Ich. Hast du die Stimmen gezählt?

Er. Wirf nur einen Blick in die Presse.

Ich. Die Presse! das ist es eben. Einer Abstimmung in dieser Sache würde ich nur dann trauen, wenn es eine geheime wäre.

Er. Nun, gerade in der Presse ist jezt zwischen unterzeichneten Abhandlungen in Zeitschriften, und namenlosen Artikeln in Tagesblättern kaum ein Unterschied. Unter zehn, die von dem Gegenstande handeln, sind sicher neun gegen die Todesstrafe.

Ich. Hältst du es für eine Kleinigkeit, einem beliebten Schlagworte der Zeit, das sich als Forderung der Menschlichkeit, als Krone der Fortschritte von Jahrhunderten in Scene setzt, auch nur für sich selbst im Innern, geschweige denn laut und in's Angesicht zu widersprechen? Welcher Schriftsteller mag seine Popularität, welches Blatt seine liberalen Abonnenten auf's Spiel setzen?

Er. Aber wie in der Presse, so ist es auch in den Ständekammern: überall die Majorität gegen die Todesstrafe.

Ich. O, ich entfinne mich gar wohl, wie vor einigen Jahren in der zweiten badiſchen Kammer der Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe mit allen gegen drei Stimmen, glaub' ich, zum Beschluß erhoben wurde. Es waren ein paar Namen von der äußersten Rechten, die man kurz vorher für das Concordat im Feuer gesehen hatte, und mit denen ich in keiner andern Sache hätte gehen mögen. Da sagte ich mir: wenn du jezt in dieser Kammer sähest, wär' es doch ein saurer Apfel für dich gewesen, diesmal mit den Herren Sieb und Ramin, oder wie sie hießen, gegen

sonstige Freunde und Gefinnungsgegnossen zu stimmen; und doch, wolltest du deiner Ueberzeugung nicht untreu werden, hättest du in den Apfel beißen müssen.

Er. In der württembergischen Kammer würdest du mit solcher Gefinnung der Prälatenbank und dem Zion's-Wächter die Hand gereicht haben.

Ich. Glücklicherweise dem Prälaten Mehring nicht; der ist ja gegen die Todesstrafe, und weiß auch die Schrift bei den Haaren auf seine Seite zu ziehen. Den anderen aber warum nicht? Hab' ich doch im Jahr 1848 als Mitglied dieser Kammer mit Wolfgang Menzel zusammen gemüthlich verschiedene Schoppen getrunken.

Er. Man hat dir's auch genug verdacht.

Ich. Und ich habe mich immer darum belobt. Einem zerstörungslustigen Radicalismus gegenüber liefen damals unsre politischen Wege eine Strecke weit neben einander: da mußte der alte literarische Hader schweigen.

Er. In der Politik kann ich mir ein solches zeitweiliges Zusammengehen noch eher denken; wie aber in einer Frage des Rechts ein Mann, der auf dem Boden der heutigen Philosophie steht, mit denen stimmen kann, die sich auf das Bibelwort, daß der Todtschläger wieder des Todes sterben soll, stützen, vermag ich nicht einzusehen.

Ich. Als ob nicht gerade die Philosophen Kant und Hegel die Todesstrafe aus dem strengen Vergeltungsbegriff abgeleitet hätten.

Er. Ich habe es auch nie mit ihrem übrigen Standpunkte reimen können.

Ich. In gewisser Art reimt es sich gar wohl. Bei Kant mit dem Rigorismus seines kategorischen Imperativs; bei Hegel mit dem theologischen Geschmäckchen, daß da und dort an seinem Systeme merksam wird.

Er. Nimmst du mir's nicht übel, so möcht' ich von Hegel sagen: ihm steckte doch lebenslänglich der Stifter noch im Leib.

Ich. Meinetwegen. Ich stelle mich hier auf einen durchaus weltlichen Standpunkt, indem ich die Strafe nicht als etwas, das an und für sich sein muß, nicht als ein Stück göttlicher Gerechtigkeit, das auf Erden vollzogen werden soll, sondern lediglich als ein Mittel für den Endzweck des Staats betrachte.

Er. Da hättest du demnach zu erweisen, daß der Staat seinen Zweck nicht erreichen könne ohne die Todesstrafe. Vor Allem also: wie bestimmst du den Zweck des Staats?

Ich. Wie alle Welt: ich setze denselben in die Sicherung der Personen und des Eigenthums.

Er. Da greiffst du nicht hoch.

Ich. Ich schließe das Höhere nicht aus; ich brauche es nur zu meinem Vorhaben nicht. Ich kann mich mit dem Sage begnügen: Daß Erste und Mindeste, was der Einzelne von dem Staate verlangen, und ohne

welches dieser auch seine höheren Aufgaben nicht lösen kann, ist, daß derselbe alle zweckdienlichen Mittel vorsehe, Leben und Gut des in ihm begriffenen Einzelnen gegen Verletzung von Seiten Anderer sicher zu stellen.

Er. Vollkommen einverstanden. Diese Mittel aber, wenn du mir fortzufahren erlaubst, werden sein: vor Allem Sorge für Jugenderziehung, Volksbildung und Volkswohlstand; zweitens eine wachsame Polizei —

Ich. Drittens die Androhung angemessener Strafen, in Verbindung mit Einrichtungen, die auf Entdeckung, Ueberführung und sichere Bestrafung der Uebelthäter berechnet sind.

Er. Das wäre also die sogenannte Abschreckungstheorie. Wohl; die befriedigt auch mich am meisten; aber ich sehe nicht, wie du von ihr aus die Todesstrafe als unentbehrlich aufrecht erhalten willst.

Ich. Ich will sie auch bei Weitem nicht in dem Umfang aufrecht erhalten, in dem sie ehemals gegolten hat: nicht für Fälschung, Einbruch, Straßenraub und dergleichen, überhaupt für kein andres Verbrechen, als für qualificirten Mord.

Er. Zur Abschreckung von allen übrigen Verbrechen also, glaubst du, reichen auch andere Strafen aus?

Ich. Sie durchaus zu verhüten, reichen sie bekanntlich nicht aus; aber sie leisten doch so viel, daß der Staat sich sagen kann: Ich habe das Meinige gethan;

thäte ich mehr dagegen, setzte z. B. Todesstrafe darauf, so thät' ich weniger.

Er. Wie denn weniger?

Ich. Nun, wenn die Gesetzgebung das leichtere Vergehen mit der gleichen Strafe bedroht, wie das schwerere, so bewirkt sie nicht sowohl, daß der Mensch es auch mit dem leichteren schwerer, als umgekehrt, daß er es auch mit dem schwereren leichter nimmt. Dem Dieb, dem Räuber, ist es zunächst nur um das Gut des Andern zu thun; weiß er aber, daß ihn schon der Angriff auf dieses, wenn er entdeckt wird, an den Galgen bringt, so wird es ihm nicht darauf ankommen, den zu Beraubenden lieber gleich todt zu schlagen, um ihn bequemer und sicherer berauben zu können. Das ist die abstumpfende Wirkung einer drakonischen Gesetzgebung.

Er. Aber dem Morde gegenüber hältst du eine solche fort und fort für unerläßlich? Ich meines Orts lebe der Zuversicht, daß wir auch hierin bald eine mildere, solonische, haben werden.

Ich. Die Abschaffung der Todesstrafe wäre sehr übersolonisch. Doch bleiben wir bei unsrer Frage. Was dem Begriff und der Aufgabe des Staates mehr zuwider ist, dagegen darf, ja soll er doch wohl auch stärkere Mittel vornehmen, als gegen das, was ihm weniger zuwider ist?

Er. Unstreitig.

Ich. Nun ist aber gewaltsame Verletzung der Person mit der Aufgabe des Staates noch ganz anders unverträglich, als Verletzung des Eigenthums.

Er. Ich dünkte, wenn seine Aufgabe in Sicherung von Personen und Eigenthum gesetzt wird, so müßte ihm das Eine so wichtig sein wie das Andere.

Ich. Und ich denke, wenn von zwei Dingen das Erste zwar ohne das Andere, das Andere aber nicht ohne das Erste sein kann, so ist das Erste wichtiger als das Andere.

Er. Das ist freilich nicht zu leugnen.

Ich. Nun, die Person läßt sich denken ohne Eigenthum, aber das Eigenthum nicht ohne Person. So wird auch ein Staat, wenn es gleich nur ein unvollkommener sein könnte, sich denken lassen, und ist schon gedacht worden, ohne persönliches Eigenthum; aber ohne Personen läßt kein Staat sich denken, weil er ja aus Personen besteht. Sicherheit der Personen ist mithin die Grundlage des Staats; wenn er schon der Verletzung des Eigenthums streng entgegentreten muß, so muß er, um das Leben der Personen vor gewaltsamem Angriff zu sichern, das Aeußerste anbieten, was in seinen Kräften steht.

Er. Aber muß denn, darf denn dieses Aeußerste die Todesstrafe sein? Hat der Staat ein Recht, sie zu verhängen? Wer dem Menschen das Leben nicht gegeben hat, darf der's ihm nehmen?

Ich. Gegeben hat es ihm der Staat nicht, aber gesichert und erhalten, unter der Bedingung, daß der Einzelne auch das Leben aller Andern respectire. Thut er das nicht, vergreift er sich an dem Leben eines Andern, so verwirft er den Schuß des Staats, erweist sich als ein Wesen, das zum Zusammenleben mit Menschen nicht taugt, als ein reißendes Thier, gegen das, wenn kein Staat wäre, alle Andern sich zur Wehre setzen würden, um es unschädlich zu machen und wo möglich aus dem Wege zu schaffen. Wo ein Staat besteht, hat dieser in's Mittel zu treten, und in geordneter Weise zu thun, was die Einzelnen unordentlich und leidenschaftlich gethan haben würden.

Er. Ein leidenschaftliches Uebermaß, einen Rest von wilder Blutrache, sehen wir nun aber eben in der Todesstrafe.

Ich. Wärest du im Ernste der Meinung, dem Mörder geschehe zu viel, wenn er hingerichtet wird? Der alte Kant glaubte im Gegentheil, sich auf das Zeugniß der zum Tode verurtheilten Mörder selbst berufen zu können, von denen sich nie einer beschwert habe, daß ihm damit Unrecht geschehe; ja er meinte, jedermann würde einem solchen in's Gesicht lachen, wenn er sich in diesem Sinne äußerte.

Er. Damit ist es seitdem doch anders geworden.

Ich. Ich weiß. Als vor einigen Jahren der jetzt verstorbene König von Württemberg das über die vier

italienischen Eisenbahnarbeiter gesprochene Todesurtheil vollstrecken ließ — sie hatten einen mit ihnen wandernden Kameraden, der den Verschwendern mehrmals mit seinem gesparten Geld ausgeholfen, nun aber keines mehr borgen wollte, nach mehrtägiger kaltblütiger Berathung endlich gemeinschaftlich erschlagen und beraubt —: da wurde der greise, in dergleichen Dingen stets mit ernster Gewissenhaftigkeit zu Werke gehende Regent in den Tagesblättern sehr übel darum angesehen. Kurz vorher hatte in einer benachbarten Residenz ein Mann, während er mit einer jüngeren buhlte, seine Frau, deren er überdrüssig war, mit feiger, heuchlerischer Grausamkeit durch wiederholte Gaben von Gift langsam hingemordet, und hernach auch bei der gerichtlichen Verhandlung sich als ein ruchloser, grundverdorbener Mensch gezeigt. Zum Tod verurtheilt, wurde er von dem Fürsten zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt, und dieß in den Blättern doch hauptsächlich deswegen nicht gutgeheißen, weil der Verdacht obwaltete, der Mörder habe seine Begnadigung den Verdiensten zu danken, die sich vordem der Buchdrucker um die Regierungspartei erworben.

Er. Das wäre freilich nicht schön.

Ich. Ich finde aber auch die Haltung des Tagesurtheils in dergleichen Fällen nicht schön, kann darin nicht den Ausdruck eines natürlichen, sondern nur eines durch Zeitendungen mißleiteten Gefühls erkennen.

Er. Welcher Tendenzen?

Ich. Der maßlosen Ueberschätzung der Persönlichkeit, die jetzt als ein unantastbares Heiligthum gelten soll.

Er. Ist sie denn nicht wirklich ein Heiligthum?

Ich. Gewiß. Aber es wird damit jetzt viel Schwindel getrieben. Als kürzlich in einer süddeutschen Ständekammer der Finanzminister, im Angesicht der sich häufenden Fälle von Hundswuth, eine Erhöhung der Hundesteuer beantragte, fiel der höchst vernünftige Antrag durch, als ein Attentat auf das Unrecht der Persönlichkeit — einen Hund zu halten. Auf der andern Seite soll die Persönlichkeit heilig und unverleßlich sein, gleichgültig, ob sie sich zum nützlichen Gliede oder zum eiternden Pfahl im Fleische der menschlichen Gesellschaft ausgebildet hat. Dem Einfluß solcher ausschweifenden Zeitvorstellungen schreibe ich es zu, wenn das Gefühl eines Theils unsrer Zeitgenossen sich sogar bei so gräulichen Mordfällen gegen die Todesstrafe als ein Unrecht auflehnen zu müssen glaubt.

Er. Es mag ganz wahr sein, daß nach den göttlichen Gesetzen einer moralischen Weltordnung demjenigen, der einem andern gewaltsam das Leben nimmt, nur sein Recht geschieht, wenn ihm das seinige wiederum genommen wird; die Frage ist nur, ob der Staat befugt ist, sich so an die Stelle Gottes zu setzen, und einem moralischen Urtheil äußere Rechtskraft zu geben?

Ich. Das ist er nicht; aber er ist befugt und ver-

pflichtet, seine eigene Stelle auszufüllen, und, was er den Einzelnen gegenüber auf sich genommen hat, den Schutz ihres Lebens gegen Gewalt, ihnen auch wirklich zu leisten.

Er. Den Mörder für die Zukunft unschädlich zu machen, dazu reicht auch das Gefängniß hin, und hier können dann überdieß Versuche gemacht werden, ihn zu bessern und für die menschliche Gesellschaft wieder zu gewinnen. Schon daß sie diese Möglichkeit abschneidet, oder vielmehr gar nicht in Rechnung nimmt, entscheidet bei mir gegen die Todesstrafe.

Th. Wo sich in der Untersuchung und gerichtlichen Verhandlung Umstände ergeben, welche die That in milderem Lichte, den Mörder nicht als verhärteten Unmenschen erscheinen lassen, da mag es dem Gericht zustehen, um solcher mildernden Umstände willen auf Gefängniß statt auf Todesstrafe zu erkennen; da mag im äußersten Falle das Begnadigungsrecht des Regenten eintreten. Um der bloßen Möglichkeit der Besserung willen, die in solcher Unbestimmtheit freilich auch bei dem Ruchlosesten übrig bleibt, möchte der Menschenfreund immerhin dem Staate zumuthen, den Aufwand und das Risiko einer lebenslänglichen Bewachung seiner Mörder auf sich zu nehmen, wenn nur nicht durch solche allgemeine Milderung der Strafart der Hauptzweck der Strafe, ihre abschreckende Wirkung, geschwächt werden müßte.

Er. Mit eurer abschreckenden Wirkung! Verhütet denn eure Todesstrafe den Mord?

Th. Sie verhütet ihn nicht, aber sie hilft die Fälle vermindern.

Er. Es ist aber statistisch nachgewiesen, daß in Ländern, wo die Todesstrafe abgeschafft ist, die Mordfälle sich nicht vermehrt, zuweilen sogar vermindert haben.

Th. Von solchen statistischen Nachweisungen muß man sich nur nicht verblüffen lassen. Es werden dabei die mitwirkenden Ursachen außer Acht gelassen: der gleichzeitig verbesserte Volksunterricht, der wachsende Wohlstand, die geschärfte Sicherheitspolizei; die leicht in einem Lande gutgemacht, ja überwogen haben können, was die Abschaffung der Todesstrafe für sich schlimm gemacht haben würde.

Er. Aber sollte denn vieljähriges oder gar lebenslängliches Gefängniß nicht ebenso abschreckend, ja noch abschreckender wirken, als die Todesstrafe?

Th. Rein! wenigstens gerade auf diejenigen Menschen nicht, auf welche die Strafen berechnet sein müssen. Je schlechter und gemeiner der Mensch ist, desto mehr geht ihm das Leben über Alles. Wem der Tod lieber ist, als ein Leben in Schmach und Ketten, der wird nur in ganz besonderen Fällen ein Kapitalverbrecher werden. Und dann kommt noch eins hinzu. Dem Kerker hofft der Verbrecher immer noch enttrinnen zu können. Mit dem Tode ist weiter nicht zu spaßen.

Er. Zu enttrinnen hofft er schon vorher der Entdeckung, der Ueberführung, ob auf diese der Tod gesetzt

sei, oder Gefangenschaft; und diese Hoffnung völliger Straflosigkeit ist es hauptsächlich, die zum Verbrechen lockt.

Jh. Das liegt in der Mangelhaftigkeit menschlicher Einrichtungen, der wir uns bemühen müssen immer mehr abzuhehlen, wenn es auch nie vollständig gelingen wird.

Er. Der Möglichkeit des Entspringens, wenn einer nur einmal im Gefängniß ist, können wir weit eher vorbeugen.

Jh. Aber der Vorstellung können wir's nicht, die dem angehenden Verbrecher, wenn ihm bloß Gefängniß droht, die vielfache Möglichkeit des Entrinnens vor- spiegelt. Er hofft, aus seinem Kerker zu brechen, der Wachsamkeit der Aufseher zu entchlüpfen; er hofft, in nicht allzulanger Zeit begnadigt zu werden; er hofft, wenn demnächst (und das glauben dergleichen Menschen nur gar zu gern) das Gebäude der jetzigen Staatsordnung in Trümmer gehe, durch die Trümmer hindurch sich zu retten. Hier muß der Einbildungskraft eine Hülfe gegeben werden, indem ihr ein letzter Punkt hingestellt wird, der nicht zu überspringen ist, eine Faust gezeigt, die den Verbrecher unentrinnbar festhält: und ein solcher Punkt, eine solche Faust ist nur die Todesstrafe.

Er. Für barbarische Zeiten und Völker, das gebe ich ja zu, mag sie nöthig gewesen sein.

Ich. Barbarische Zeiten und Völker! Als ob es nicht in jeder Zeit und in jedem Volk Schichten und Winkel gäbe, wo die Barbarei sich bleibend erhält.

Er. Aber sie mindert sich durch Bildung und Aufklärung.

Ich. Schade nur, daß mit der wahren immer auch die falsche Aufklärung bei den Völkern eindringt, ja, daß diese der wahren, besonders in gewissen Volksklassen, sogar zuvoreilt. Die alten Bande sind morsch, die den Menschen vom Bösen abhielten, und die neuen sind noch nicht fest geknüpft.

Er. Da sprichst du ein großes Wort gelassen aus.

Ich. Ich verstehe: du meinst, für die Lockerung der alten religiösen Bande seien gerade wir, die theologischen Kritiker, mit verantwortlich.

Er. Du sagst es.

Ich. Ich könnte aber auch manches Andere sagen. Für's Erste, daß schwerlich unsre kritischen Zweifel schon so tief hinunter in die Massen gedrungen sind, als die Grundsätze des deutschen Materialismus und die Träume des französischen Communismus. Für's Andere, daß keine Bildungsform sich der Hegung des Verbrechens günstiger erwiesen hat und noch erweist, als gerade die im engsten Sinne kirchliche, wo der Priester es in der Hand hat, für jede Unthat gegen gewisse Büßungen oder äußere Leistungen Absolution zu ertheilen; zumal damit in der Regel Verwahrlosung

der Jugend durch schlechten oder gar keinen Schulunterricht verbunden ist.

Er. Darin liegt ja aber eben eine ernste Mahnung zur Milde gegen den Verbrecher, dessen Verfunkenheit in solchem Falle weniger seine eigne, als die Schuld des Zustandes der Gesellschaft ist, in der er aufgewachsen.

Ich. Gewiß liegt in jedem Verbrechen, das er abzustrafen hat, ein Antrieb für den Staat, durch bessere Volksbildung für die Zukunft ähnlichen Fällen möglichst vorzubeugen; aber bis es so weit ist, muß er um seiner übrigen Mitglieder willen die Ordnung aufrecht zu erhalten suchen, so gut er kann. Indes, er mag sich in der erziehenden Richtung bemühen so viel er will: ich zweifle sehr, ob die Menschheit jener drastischen Mittel jemals ganz wird entrathen können.

Er. Das wäre eine trostlose Aussicht. Doch für jetzt bedenke nur noch Eins: die entsetzliche Gefahr des Irrthums. Sieht der unschuldig Verurtheilte im Zuchthause, so kann er, wenn seine Unschuld nachträglich an den Tag kommt, entlassen, bis auf einen gewissen Punkt selbst entschädigt werden; ist ihm aber das Leben genommen, wer gibt es ihm wieder?

Ich. Diese Gefahr wird freilich bleiben, so lange Menschen zu Gericht sitzen; allein man darf sie auch nicht hypochondrisch übertreiben. Sie wird sich mindern lassen, und ist schon unendlich gemindert durch verbesserte Einrichtung des Gerichtswesens; was auch

so noch übrig bleibt, das gehört zur Gebrechlichkeit alles Irdischen, für die wir nicht verantwortlich sind.

Er. Nein! Lieber hundert Mörder straflos ausgehen lassen — und davon ist ja bei Weitem nicht die Rede, sondern nur von Einkerkierung statt der Hinrichtung — als Einen Unschuldigen tödten!

Ich. Einen Unschuldigen tödtet ja der Mörder auch; und einzig, um solches Tödten von Unschuldigen nicht überhand nehmen zu lassen, riskiren wir auf der andern Seite den unwahrscheinlichen, nur, wie andre Unglücksfälle, nicht schlechthin auszuschließenden Fall, daß von unsern mit gewissenhaftester Berechnung vorgekehrten Maßregeln einmal auch ein Unschuldiger getroffen werde. Wir dürften keine Mühle, keine Maschine mehr bauen, wenn solche Möglichkeit ein zureichender Abhaltungsgrund wäre.

Er. Und endlich zum würdigen Schlusse die Hinrichtung! Daß dieses unmenschliche Schauspiel, weit entfernt, das Volk zu bessern, es nur roher und thierischer mache, ist doch jetzt so ziemlich anerkannt.

Ich. Und darum der blutige Act mit Recht in abgeschlossene Räume verlegt, wo er vor berufenen Zeugen vor sich geht, und der draußen harrenden Menge nur durch den schauerhaften Klang der Todesglocke angekündigt wird.

Er. Du sollst aber sehen, ob ich nicht Recht behalte. Der Gang der Geschichte, der Fortschritt der Humanität, hat die Tortur abgeschafft; er hat die Ver-

schärfungen der Todesstrafe abgeschafft; er hat diese in der Anwendung immer mehr beschränkt. Dabei wird er nicht stehen bleiben: er wird auch die Todesstrafe selbst, als den letzten Rest alter Barbarei, abschaffen.

Ich. Möglich; denn auf nichts versteht sich die liebe Menschheit schlechter, als darauf, am rechten Punkte einzuhalten. Aber weißt du, was ein sehr weiser Mann, der Alte in Weimar, dazu gesagt hat?

Er. Nicht jedermann ist so Goetheseht wie du.

Ich. Zweierlei hat er gesagt. Einmal: „Wenn sich die Gesellschaft des Rechts begibt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor, die Blutrache klopft an die Thür.“

Er. Für ein Land wie Italien mag das ein wahres Wort sein, und die italienische Regierung auch insofern Recht gehabt haben, wenn sie auf die verlangte Abschaffung der Todesstrafe nicht einging. Im kälteren Deutschland, mit Leporello zu reden, hat es damit keine Gefahr.

Ich. Um so zutreffender ist für uns das Andere. „Die Todesstrafe abzuschaffen“, sagt der Alte weiter, „wird schwer halten; geschieht es aber, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.“

Er. Das wird dann aber noch viel schwerer halten, als das Abschaffen.

Ich. Was man einmal über Bord geworfen, ist allerdings schwer wieder aufzufischen. Um so mehr sollen wir uns besinnen, ehe wir es über Bord werfen.

IX.

Der alte Schauspieldirector.

1.

Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die Zeit der fahrenden Komödiantentruppen als das goldene Alter der Schauspielfunst gepriesen, und in dem Aufkommen stehender Hofbühnen bereits die Entartung eines naturwüchfigen und volkstümlichen Instituts zur Treibhaus- und Luxuspflanze gesehen haben. Man braucht nicht so weit in der Romantik zu gehen, und wird doch eine Einrichtung, bei der ein Eckhof und Schröder groß geworden, durch die ein Ludwig Devrient und Carl Seydelmann wenigstens in ihren Anfängen hindurchgegangen sind, in Ehren halten müssen. Auch bewährt dieselbe stets von Neuem ihre unverwüsthche Lebenskraft. So wenig ihr früher die stehenden Hof- und Stadttheater den Garaus haben machen können, so wenig ist dieß in unsern Tagen, wie vielfach ver-

muthet wurde, durch die Eisenbahnen geschehen; und in den sogenannten Volkstheatern, die sich neben den Hofbühnen jetzt in den meisten größeren Städten aufzu-
thun anfangen, gewinnt das eigenwüchsige, von keiner
Intendanz abhängige Schauspielwesen eine neue Zu-
kunft. Noch immer ziehen die stehenden Bühnen
manches schöne Talent aus den wandernden Truppen,
und auch unter denen, die im Kreise der letzteren ver-
harren, sind höchst ehrenwerthe und eigenthümliche
Kräfte nicht selten.

Zu diesen gehört der wackere, in Schwaben wohl-
bekannte Veteran, der dieser Tage ¹⁾ in Heilbronn
zur Jubelfeier seines fünfzigjährigen Wirkens als
Schauspieldirector die Bretter noch einmal betreten
wird. Martin Jacob Winter ist im Jahr 1784 im
Hanauischen geboren. Daß es auf der Reise im Wagen
war, wo die Mutter von der Entbindung überrascht
wurde, konnte als Vorbedeutung des Wanderlebens auf
Thespis Fuhre gelten, das dem Sohne bevorstand; und
daß dieser nichts Alltäglichen oder Alljährlichen werden
würde, lag schon in seinem Geburtstag, dem 29. Febr.,
der nur alle vier Jahre wiederkehrt. Die Eltern,
beide aus Dresden gebürtig, waren Schauspieler der
wandernden Timm'schen Truppe, und erzogen außer
unserem Jacob noch einen älteren Bruder Karl und
zwei Schwestern in ihrer Kunst.

¹⁾ Am 26. Februar 1862.

Das erste Auftreten des jungen Jacob als „Schmetterling“ in der Oper „Die Jagd“ war wenig ermutigend, indem Debutant ausgepiffen wurde, der sich in der Freude über die ihm anvertraute Rolle einen kleinen Bopf angetrunken hatte. Der zweite Versuch mit „Kosinsky“ in den Räubern gelang schon besser. Im Jahre 1802 kam die Familie nach Heilbronn, hierauf nach Echorndorf und andern württembergischen Städten, bis endlich im Bad Innau im Sigmaringischen ihr Glückstern aufging. Dort fand der Reichsfreiherr von Münch, der in der Nachbarschaft seinen Sitz hatte, an ihrem Spiel Geschmack, und engagirte die beiden Brüder und zwei Schwestern Winter für sein Schloßtheater in Hohenmühringen.

Die sechs Jahre im Dienste des Barons von Münch waren unseres Jacob goldene Jugendzeit; was er davon zu erzählen weiß, erinnert an das Schauspielerewesen auf dem Schlosse des Grafen im Wilhelm Meister. Der Patron, reich und ein leidenschaftlicher Theaterfreund, wunderbar, aber generös, nahm die wohlbesoldeten Schauspieler nur während der Wintermonate ganz in Anspruch; im Sommer, wo er meist zu Filsed bei Göppingen sich aufhielt und nur zuweilen spielen ließ, durften sie auf Ausflügen in der Umgegend Vorstellungen zu ihrem eigenen Vortheil geben.

Auf einem dieser Ausflüge wurden sie von Kirchheim aus eines Tages schnell nach Nürtingen com-

mandirt, um vor dem verewigten König Friedrich, der eben in der Gegend jagte, ihre Kunst zu zeigen. Der Schrecken war groß, als in der Vorstellung ein Wurf Puder, der einem der Mitspielenden bestimmt war, in Folge einer übel berechneten Ausbeugung dieses letzteren dem dicht vor der Scene sitzenden König ins Gesicht flog. Thäter und Director sahen sich bereits auf dem Asperg: aber mit ungewohnter Langmuth blies und schüttelte die dicke Majestät das Mehl ab, und das Spiel konnte fortgesetzt werden. Drei Abende spielte die Truppe vor dem König, der sie reichlich beschenkte und mit dem schmeichelhaften Tadel entließ: „Ich bin nicht mit euch zufrieden; wenn ich gut spielen sehen will, kann ich das in Stuttgart haben.“

Bald aber war es ein Befehl desselben Fürsten, welcher der Herrlichkeit ein Ende machte. König Friedrich glaubte zu finden, daß seine Beamten, die auf viele Stunden im Umkreis zu den Vorstellungen und der Tafel des großmüthigen Mäcens geladen wurden, dabei zu viele Zeit versäumten, und verbot daher aus landesherrlicher Vollmacht dem Baron, fernerhin ein Theater zu halten. Es war der heiße Sommer 1811.

Mit dem folgenden Jahre beginnt nun das fünfzigjährige theatralische Wanderleben J. Winters, das ihn erst als stillen Mitdirector, dann nach dem Tode seines Bruders Karl im Jahre 1828 als alleinigen Director seiner Truppe, nach und nach in allen bedeutenderen Städten

Württemberg und noch einigen der Nachbarstaaten herumgeführt hat. In Ulm und Eßlingen, Ludwigsburg und Heilbronn, Badnang und Dohringen, Biberach und Ravensburg, Neutlingen und Gmünd, Rottweil und Rottenburg, Tettmang und Baldsee, außerdem in Pforzheim u. a. D. war S. Winter wiederholt ein willkommener Gast; von 1831 an spielte er während mehrerer Winter in Sigmaringen auf dem fürstlichen Schloßtheater, und im Jahr 1842, als das Hoftheater in Stuttgart im Umbau begriffen war, erhielt er die Erlaubniß, dort ein Volkstheater zu errichten, die aber leider mit der Beendigung des Theaterbaues wieder erlosch.

Das Rollenfach betreffend, hatte sich S. Winter, während sein Bruder Karl der Heldenspieler, gewissermaßen der Glair der Gesellschaft war, von jeher für das komische entschieden. Sperling in den deutschen Kleinstädtern, Schneider Zwirn im Lumpacivagabundus, Schelle in den Schleichhändlern, Hannes Pump im Heirathsantrag auf Helgoland; in Kabale und Liebe der Hofmarschall Kalb, im Räthchen von Heilbronn der lustige Knappe Gottschalk, in der Preziosa der Schloßvogt, Papageno in der Zauberflöte; aber auch der grausame Gottlieb Cole in der Parteinuth, der alte Fritz im Tages- und Königsbefehl, und hinwiederum Soko, der brasilianische Affe, in dem gleichnamigen Ballet. — in diesen und ähnlichen Rollen war Jacob Winter stets gern gesehen.

Doch mit den geschriebenen und gedruckten Rollen begnügte er sich nicht; sondern volksthümlich und an dem Thun und Treiben der Menschen, unter denen er sich aufhielt, theilnehmend, wie er war, griff er auch in das ihn umgebende Leben selbst hinein, und stellte, durch eine glückliche Nachahmungsgabe unterstützt, komische Personen einzelner Städte, in denen er spielte, in selbstverfaßten Pantomimen und Possen ebenso harmlos als lustig dar. So brachte er in Ludwigsburg, wo ihm durch die Gnade der verwitweten Königin Mathilde das Schloßtheater eingeräumt war, im Anfang der 1820er Jahre den „lustigen Fruchtmesser“ und den „Komplimentschneider“, zwei allbekannte Stadtoriginale, zum Spaß für die Alten und zum Entzücken der Jugend auf die Bühne; wobei der Fruchtmesser, als ein anderer Sokrates in der Vorstellung anwesend, vor Vergnügen über den zum Verwechseln ähnlichen Doppelgänger sich die leberheißten Schenkel flatschte.

J. Winter war einer von jenen Naturkomikern, von der Art, wie sich ältere Stuttgarter des trefflichen Rohde erinnern werden, die ohne viel Aufwand von Kunstmitteln durch ihr bloßes Auftreten und Sichgeben die Zuschauer in eine frohe Stimmung zu versetzen wissen. Dabei ist es ganz der Wahrheit gemäß, was ihm im Jahr 1831 die fürstlich Sigmaringische Hoftheaterintendanz bezeugte: er sei „ein anspruchsloser, bescheidener,

friedliebender und sehr thätiger Mann, der seinen guten Charakter auch dadurch dargethan habe, daß, was noch keinem seiner Vorgänger so ganz gelungen, bei seiner Gesellschaft nicht der mindeste Exceß vorgekommen sei.“

Diese bürgerliche Ehrenhaftigkeit hat ihm auch überall, wo er sich aufhielt, eine Achtung und Zuneigung erworben, die über den Schauspieler hinaus dem Menschen galt, und hinwiederum von ihm als der schönste Lohn seines Strebens werthgehalten wird. Das Diplom eines Ehrenmitglieds, das der Gesangsverein „Frohsinn“ zu Biberach unter dem 26. März 1860 dem „Papa Winter“ ausfertigen ließ, hat ihm eine Freude gemacht, als hätte er einen hohen Orden bekommen.

In dem mühe- und sorgenvollen Leben eines wandernden Schauspieldirectors hat sich F. Winter bis ins hohe Alter bei voller Geisteskraft und Sinnesschärfe erhalten, und ist mit achtundsiebenzig Jahren so munter und beweglich wie ein Jüngling. Dazu hat ihm, neben strenger Mäßigkeit, sein guter Humor, seine gelassene Fassung in bösen wie in guten Tagen, wesentlich geholfen. Klingende Schätze zu sammeln, dazu hatte er weder die Gelegenheit noch die Natur; doch genügsam wie er ist, wird es ihm am Nöthigen nicht leicht fehlen, und in der Liebe begabter und wohlgerathener Kinder, in der Zuneigung der Vielen, denen er heitere Stunden bereitet, der Achtung der nicht Wenigen, die

ihn näher kennen gelernt haben, hat er sich einen edleren Schatz erworben, dessen er sich — wer sollte ihm das nicht wünschen? — noch recht lange bei frischen Kräften in gesundem Alter erfreuen möge!

2.

Die Nachricht von dem am 3. December¹⁾ in Pforzheim erfolgten Tode des 81jährigen Schauspielsdirectors Jacob Winter ist gewiß weit umher im Schwabenlande mit Theilnahme vernommen worden. Denn wer kannte Jacob Winter nicht? Die Älteren hatten sich in ihren jungen Jahren noch selbst an seinem Spiel ergezt, und die vergnügten Stunden, die sein komischer Humor, seine drolligen Späße ihnen bereitet, nie vergessen. Die Jüngeren hatten ihn in Cannstatt und Tübingen, in Heilbronn und wo sonst noch, bei den Theatern seiner Schwiegersöhne an der Kasse oder bei der Billetabnahme geschäftig gesehen, und sich sicherlich bald erkundigt, wer denn der kleine, bewegliche, freundliche Alte sei. Und wer ihn genauer kannte, dem ist er wirklich leid; denn dem war er wirklich lieb. Wie ein altes Thürmchen oder Mauerwerk auf der Anhöhe, das wir an einer gewissen Stelle der Straße zu sehen gewohnt waren, und das uns fehlt, wenn wir es eines Tages nicht mehr finden.

¹⁾ 1865.

Ein solches Trümmerstück aus längst vergangenen Tagen war Jacob Winter. Nicht bloß das Schauspielwesen, alle geselligen und staatlichen Verhältnisse, die ganze Welt war ja eine andere gewesen, als er mit dem Anfange des Jahrhunderts seine Laufbahn begann. Und dieses Gepräge der alten Zeit, die in den Zügen, welche er von ihr an sich trug, in der That eine gute war, hat er bei aller Leichtigkeit, sich veränderten Verhältnissen anzubequemen, doch lebenslänglich behalten. Er war eine solide, bürgerliche, ja, was bei seinem fahrenden Lebensberuf undenkbar scheint, selbst eine häusliche Natur. An seiner Frau, die mit ihm alt geworden und jung geblieben ist, hing er mit rührender Zärtlichkeit. Seine Kinder, davon er die Söhne bürgerlichen Gewerben, nur die Töchter seinem eigenen Berufe widmete, machen seiner Erziehung Ehre, und er war für ihr Bestes bis an sein Ende treu besorgt.

Dieser häusliche Sinn hinderte ihn aber nicht an der vielseitigsten Geschäftigkeit nach außen. Schade, daß er keine Denkwürdigkeiten seines Lebens hinterläßt: das wäre ein interessantes Buch. Fürsten wie Bürgermeister, Geistliche wie Officiere, wirkliche Prinzen wie Theaterprinzessinnen würden darin figuriren, und sich zum Theil von höchst unerwarteten Seiten zeigen. Hinter den Coulissen sieht man der Menschheit in die Karten. So waren denn auch J. Winters Ansichten von Welt und Menschen keineswegs sehr ideal, aber sie waren sehr

harmlos. Etwas Klugheit, und noch mehr Gutherzigkeit, etwas Rührigkeit und viel froher Muth, dadurch war er ja mit den meisten gut ausgekommen; und wenn einmal nicht, so trug er's ihnen nicht nach, weil er überhaupt für das Widrige im Leben ein schlechtes Gedächtniß hatte.

Man konnte von dem alten Manne viel lernen. Sich immer bemühen, aber nie eifern; Vieles erstreben, aber an Wenigem sich genügen lassen; den bösen Tag hinnehmen wie den guten: diese Grundsätze waren in ihm verkörpert zu sehen. Sein ganzes Wesen glich einem jener wohlgemeinten Verse, womit unsere Großeltern ihre Geräthe zu schmücken pflegten:

Hab' ich nur immer frohen Muth,
Was frag' ich dann nach Geld und Gut?

die unsere Väter sangen:

Freund, ich bin zufrieden,
Geh' es wie es will.

Aber auch ein klassisches Dichterwort mußte einem über ihm einfallen: das von

Der edeln Treiberin,
Trösterin, Hoffnung.

Sie wick selbst in den mißlichsten Lebenslagen nicht von seiner Seite; sie umgaukelte noch das gebückte Haupt des Greises mit jugendlichen Träumen. Man konnte Jacob Winter einen Virtuosen der Hoffnung nennen. Nie war er ohne Plane, von denen er sich

goldene Berge versprach; war einer gescheitert, so entwarf er mit Heiterkeit einen andern. Einmal noch in Stuttgart ein Volkstheater begründen zu dürfen, mit dieser Aussicht hat er sich noch als Achtziger getragen, und „hätte ich das einmal zehn Jahre lang geführt, dann“, sagte er auf einen Bau gegenüber zeigend, „dann würde ich fragen, was das Palais hier kostet.“

Noch an ein anderes poetisches Wesen konnte Jacob Winter in seinen letzten Jahren erinnern. Wie der Tithonos der griechischen Fabel zur Cicade vertrocknet, gleich er zugleich der Anacreontischen Cicade, die

Durch ein wenig Thau gelehrt,

Alles, was die Horen auch Andern bringen, neidlos als das Ihrige betrachtend, wie ein König lebt, ja fast den Göttern zu vergleichen ist. Als deren bescheidener Liebling durfte er, frisch und munter bis an's Ende, nach kurzer Krankheit, die ja nur noch wenig an ihm zu zerstören hatte, vom Schauplatz abtreten. Leicht gelebt und leicht gestorben! ist an ihm im besten Sinne wahr geworden. Und so mag sich denn auch, da uns der Alte doch aus Dichterworten nicht mehr herauskommen läßt, an dem nicht verhungerten Schauspieldirector erfüllen, was der heimische Sänger einem verhungerten Dichter nachgerufen hat:

Du drücktest nicht die Erde;
Sei dir die Erde leicht.

X.

Barbara Streicherin

von Aalen.

Ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangperiode
unsrer Literatur.

Nach ungedruckten Quellen.

V o r r e d e.

Der Barbara Streicherin von Aalen und der verhängnißvollen Beziehung, in welcher sie zu dem Lebensschicksale Schubarts stand, ist in meiner Sammlung von dessen Briefen, Thl. I., S. 224 und 290, nach Gebühr gedacht worden. Mancher sinnige Leser dieses Buches hat wohl gefragt: Wer war denn diese Barbara? und wie kam sie mit Schubart in Berührung? Meine Antwort ist, daß ich das zur Zeit der Herausgabe jener Sammlung selbst nicht wußte. Und weil ich es nicht wußte, so wußten es auch die Poeten nicht, die auf Grund jener Briefsammlung sich Schubart

zum Helden historischer Romane außersehen haben. Ihrer Phantasie überlassen, flogen sie mit unsrer Heldin viel zu hoch: sowohl Brachvogel, der sie zu einer fahrenden Schönen am Ludwigsburger Hofe, als mein verstorbener Landsmann A. Weisser, wenn er sie zur Creatur eines Pfaffen, der Schubart gern katholisch gehabt hätte, macht. Erst neuestens sind mir weitere Briefe von Schubart und seinen nächsten Angehörigen zu Handen gekommen, aus denen, neben andern merkwürdigen Aufschlüssen über den unglücklichen Dichter, auch Näheres über Barbara Streicherin hervorgeht. Ich werde diese neuen Ermittlungen, soweit sie Schubart selbst betreffen, seiner Zeit an geeigneter Stelle mitzutheilen nicht versäumen;¹⁾ unterdessen beeile ich mich, das Verlangen fühlender Herzen durch Darlegung dessen zu stillen, was ich über Barbara Streicherin aufzufinden so glücklich gewesen.

Erstes Kapitel.

Es war am 18. März 1768, als Frau Juliana, Gattin des Rectors Böckh in Ehlingen und Schwester des Dichters Schnbart, der damals Präceptor in Geiße-

¹⁾ Sie sind jetzt in der „Nachlese zu Schubart“, in der ersten Sammlung meiner kleinen Schriften, Leipzig 1862, S. 427 ff., zu finden.

lingen war, ihre Frau Mutter, die Diaconusin zu Aalen, in einem Briefe bat, ihr zu einer Magd behülflich zu sein. Die gleiche Bitte richtete sie desselben Tags an ihren Bruder Johann Jacob, den Provisor der deutschen und lateinischen Schule zu Aalen, mit dem Beisatz, wenn die Mama ihr nicht die eigene Magd abtreten wolle, möge er mit der Gerbersmagd sprechen, und sie zur Annahme des Diensts zu überreden suchen; zu welchem Ende sie ihm gleich das Haftgeld beilegte, das er im günstigen Falle der gedungenen einhändigen sollte.

Dazu fügte der Rector in einer wohlgesetzten lateinischen Nachschrift: durch gute Beforgung des Auftrags seiner Frau, wie sie von dem Schwager nicht anders zu erwarten, werde er auch ihn sehr verbinden. ¹⁾

Zweites Kapitel.

Bruder Jacob war eine gute Seele. Schon vor Ablauf einer Woche, am 24. März, antwortete er der Schwester, ihre Commission wegen der Magd habe er mit Freuden übernommen und nach Wunsch ausgerichtet. Es sei zwar weder die Helfersmagd noch die des Weißgerbers, aber doch ein Mädchen aus dem Aalemer Revier, die ihrem Hause gewiß wohl anstehen

¹⁾ Die Worte lauten: Si rem de conducenda ancilla bene, ut soles, curaveris, etiam me habebis Tibi obstrictissimum.

werde. Sie sei wohlgebildet, manierlich, habe schon etliche Jahre in Augsburg mit Beifall gedient, sei ungefähr siebzehn Jahre alt, und von ehlicher Herkunft.

Wer war glücklicher als die Frau Rectorin von Eßlingen?

Und das Glück hielt nach; denn am 11. November schrieb ihr Vatte nach Aalen, mit ihrer Kindsmagd, die ihre (dort lebende) Mutter herzlich grüße, seien sie zufrieden und ihre Aufführung gut.

Drittes Kapitel.

Zwei Jahre später finden wir die Magd von Aalen noch immer im Rectorathause zu Eßlingen, als Gegenstand der wohlwollenden Fürsorge ihrer Herrschaft.

Am 28. August 1770 schreibt der Rector an seinen hochzuehrenden Herrn (Schwieger-) Papa, den Diaconus zu Aalen, von einem Anstand zur Verheirathung, der sich seiner kleinen Magd, Barbara Streicherin von da, zu bieten scheine. Ein junger Schneider aus Sontheim, dessen Eltern da Haus und Güter hatten, ein sauberer Bursch, seines Handwerks verständig und geübt, bezeugte Wohlgefallen an Barbara, und sprach das Vorhaben aus, sich mit ihr in seiner Heimath als Meister zu setzen. Das hing aber noch an zwei Bedingungen. Die eine war die nicht ungewöhnliche: der Freier hätte gern gewußt, was Barbara's Mutter ihrer

Tochter im Fall der Verheirathung mitzugeben gesonnen wäre? Zu dem Ende sollte also die Frau Schwiegermama die Mutter des Mädchens kommen lassen, sie bedeuten, daß sich vielleicht für ihre Tochter ein vortheilhafter Anstand ereignen könnte, und ihr dann jene Frage vorlegen. Die Sache wäre ihr jedoch als noch im weiten Felde stehend vorzustellen, ihr auch strengstes Stillschweigen, selbst gegen ihre Geschwister, aufzulegen; denn Alles hänge von der zweiten, als der Hauptbedingung ab.

Viertes Kapitel.

Des seligen Jacob (denn der Gute war schon im December vorigen Jahrs an der Schwindsucht gestorben, und in der angenehmen Gesellschaft des frommen Gellert, wie die Seinigen sich trösteten, in die Ewigkeit gegangen)¹⁾ — des seligen Jacob Nachforschungen über Barbara's Personalien waren in Einem Punkte doch nicht tief genug gegangen. Mit der ehlichen Herkunft, die er ausdrücklich zugesichert hatte, stand es nicht so sicher als er glaubte. Dem Freier war das Gerücht zu Ohren gekommen, wovon Barbara selbst, wie der Rector schreibt, nicht berichtet war, als wäre diese

¹⁾ „Unser guter Jacob“, schrieb am 28. December 1769 Böck an den alten Schubart, „ist neun Tage nach dem frommen Gellert gestorben. Angenehme Gesellschaft in die Ewigkeit!“

nicht in der Ehe, oder doch vor der priesterlichen Einsegnung, von ihrer Frau Mama geboren worden. Das war aber ein Hauptanstand, vor dessen Beseitigung der junge Mann sich nicht getraute, die Sache auch nur anfragsweise vor seine Eltern zu bringen. Da konnte nur ein Tausschein helfen, um dessen schleunige Uebersendung daher der alte Diaconus angegangen wird. Sei jenes Gerücht grundlos, so werde der Tausschein es widerlegen; wäre aber etwas daran, so sei der Herr Papa, schreibt Böckh, gehorsam gebeten, sofern es ohne Verletzung seiner Berufspflichten geschehen könne, des Mägdleins Glück durch einen günstigen Tausschein zu befördern, da ja sie, wenn auch ihre Mutter gesündigt hätte, doch immer der unschuldige Theil wäre.

Human gedacht von dem Rector; aber für das Amtsgewissen des Diaconus eine kitzliche Aufgabe. Wir müssen begierig sein, wie er sie gelöst haben mag.

Fünftes Kapitel.

Wir bleiben ohne Aufschluß hierüber, indem das Schicksal jedes weitere Vorgehen in der Sache überflüssig machte.

Unter dem 27. November desselben Jahrs bezeugt Böckh dem Schwiegervater seinen gehorsamen Dank für die seiner Bärbel wegen übernommenen Bemühungen;

die Sache habe sich indeß, mit der Ankunft des Vaters ihres Bräutigams in spo, zerſchlagen; doch zu der Bärbel wahrem Glück. Denn jezt kommen mechante Sachen von dem Burschen, der sich in einen Engel des Lichts zu verstellen gewußt habe, an den Tag. Seinen eignen Landsmann habe er unter die Soldaten verführt, das heißt wohl, den Werbern in die Hände geliefert.

Arme Bärbel! Wenn auch dein Herr meinte, man dürfe dir zu deinem Verlust eher gratuliren als condoliren. War es doch immer ein Verlust!

Sechstes Kapitel.

Abermals verfließen zwei Jahre, daß wir nichts von Barbara vernehmen, die ohne Zweifel in ihrem Dienstverhältniß blieb, und fortfuhr, durch Fleiß und gute Aufführung die Zufriedenheit ihrer Herrschaft zu verdienen.

Da wurde der Rector Böckh als Diaconus in seine Vaterstadt Nördlingen berufen, und zog im Frühling 1772 von Eßlingen dahin.

Nahm er seine Bärbel nicht mit? und warum nicht? Und Bärbel, war sie nicht froh, ihrer Heimath Alen um so viel näher zu kommen?

Unnütze Fragen, auf welche die Geschichte die Antwort verſagt, oder nur mittelbar Antwort gibt! Wir

entschlagen uns ihrer, und fahren in unsrer quellenmäßigen Erzählung fort.

Siebentes Kapitel.

Böckhs Schwager, der Dichter Schubart, dessen wir bisher nur flüchtig zu gedenken Veranlassung hatten, war, zu seiner Frau und Schwiegereltern großem Mißvergnügen, und auch von den Seinigen umsonst gewarnt, bereits vor drei Jahren von Geißlingen nach Ludwigsburg übergesiedelt, war aus einem Präceptor mit Predigtbefugniß zum Organisten und Musikdirector geworden. In Ludwigsburg residirte damals Herzog Carl von Württemberg. Wie im Umgange mit dem leichtsinnigen Volk an diesem üppigen Hofe Schubart seinen Leidenschaften den Zügel schießen ließ und in Viederlichkeit versank, wie seine Frau sich von ihm trennte und zu ihren Eltern nach Geißlingen zurückkehrte, setzen wir als bekannt voraus.

Zum Glück hatte der verlassene Mann eine Magd, mit der er wohl versehen war. Meine Magd, schreibt er unter dem 20. Juli 1772 an die Eltern, welche von Aalen ist, besorgt meine Wäsche und pflegt meines Bubens. Sie ist treu, redlich, kocht gut, und ist in allen Stücken reinlich.

„Welche von Aalen ist?“ Wäre das Barbara Streicherin von Aalen? und war sie, deren Bekannt-

schaft Schubart bei seinen Besuchen im Eßlinger Rectorathause gemacht haben mußte, bei des Schwagers Abzug in seinen Dienst übergegangen?

Vielleicht erfahren wir das sofort.

Achtes Kapitel.

Raum einen Monat nachdem der Poet seiner Magd ein so gutes Zeugniß ausgestellt hatte, am 15. August, schrieb der alte Schubart an seinen Schwiegersohn nach Nördlingen eine Neuigkeit, über welche sich dieser hoch verwundern werde. Schwägerin Jacobina, des Diaconus von Alen damals noch unverheirathete Tochter, sei nach Ludwigsburg verreist. Warum an diesen der Familie längst verdrießlichen Ort, das müsse er ihm im Zusammenhang erzählen. Es sei vor Kurzem eine Fama nach der andern zu ihnen gekommen von einer gefährlichen Maladie ihrer Söhnerin (der Schubartin) in Geißlingen. Darüber seien sie, Schwiegereltern, bekümmert gewesen, und haben die Frau nicht wollen unbesucht sterben lassen. Haben sich daher entschlossen, die Jacobina hinaufzuschicken, daß sie selbst den Augenschein einnehme, und womöglich die Schwägerin berede, nach Ludwigsburg zu ihrem Manne zurückzukehren, um alldorten entweder zu leben oder zu sterben. Jacobine sei von allen Seiten freundlich aufgenommen worden, habe aber die Patientin wirklich in großer Schwachheit

angetroffen. Von Neuem sei in dem Bühlerischen — d. h. dem elterlichen Hause der Frau Schubart — über Ludwigsbürg Ach und Wehe geschrien worden, um so mehr, als (wie der alte Diaconus fast ironisch sich ausdrückt) ein neuer Kummer das ohnehin kranke Herz der Frau Musikdirectorin überfallen hatte: das Gerücht von der üblen Haushaltung ihres Mannes nämlich, und was das Aergste, von einer höchst verdächtigen Gemeinschaft zwischen ihm und der Magd Bärbel.

Also richtig, Barbara Streicherin ist jetzt in Schubarts Dienst; sie, jetzt einundzwanzig Jahre alt, ist die Magd, deren Treue, Kochkunst und Reinlichkeit in allen Theilen er dem Vater so nachdrücklich angerühmt hatte.

Neuntes Kapitel.

Frau Schubartin ihrerseits war von der wohlgebildeten, manierlichen Bärbel schon vorher nicht ebenso erbaut gewesen; im Gegentheil hatte sie gegen die Schwiegereltern verlauten lassen, daß ihr die Person unerträglich sei.

Nun wurde, da die Kranke vor vierzehn Tagen an keine Reise denken konnte¹⁾, Jacobina von der ganzen Bühlerischen Freundschaft mit aufgezhabenen Händen

¹⁾ Hier liegt eine Schwierigkeit, oder doch eine Neuigkeit. Nach den Briefen der gedruckten Sammlung entwich Schubart's

gebeten, nach Ludwigsburg zu reisen, und als sie einwilligte, eilends in den Postwagen gepackt, um eine Reformation des verwilderten brüderlichen Hauswesens vorzunehmen.

Der Vater seufzte, daß doch eine Hauptreformation im Herzen seines armen Christian vorgehen möchte; gut wäre es freilich gewesen, setzt er bei, wenn diese junge Magd nie in das Haus seines unruhigen Sohnes gekommen wäre.

Zehntes Kapitel.

Die Hausreformation mißlang, oder kam zu spät. Bald sehen wir Schubart, wegen verdächtigen Umgangs mit einem Mädchen (wie er in seiner Lebensbeschreibung erzählt) im Thurm, und unter dem 21. Mai 1773 wurde er durch einen Erlaß des tugendhaften Herzogs Carl (unter andern Klagepunkten) als des adulterii mit der Barbara Streicherin von Aalen tantum non convictus des Lands verwiesen.

Fünftes Kapitel.

Schubarts weitere Geschichte ist bekannt. Dagegen liegt die der armen Barbara von hier an in undurch-
 Frau aus Ludwigsburg im December 1771, und kehrte im März 1772 wieder zu ihrem Manne zurück. Hier erscheint sie nun im August desselben Jahrs abermals von ihm getrennt in Geislingen.

drungenem Dunkel. Da ihr Verhältniß ihm Gefängnißhaft und Ausweisung brachte, so ist über sie Beides vielleicht noch mit Verschärfung verhängt worden. Ob sie von da sich nach Aalen zurückgewendet, was weiter ihr Loos gewesen, welch ein Ende sie genommen, wissen wir nicht. Möglich, daß die Kirchenbücher in Aalen einigen Aufschluß gewähren, den wir uns nicht verdrießen lassen wollen, bei Gelegenheit zu suchen, um daraus vielleicht ein

Zwölftes Kapitel

dieser quellenmäßigen und pragmatischen Geschichte zu machen.

Denn merkwürdig bleibt Alles, was einmal mit dem Genius in Berührung trat; wenn es auch nach seiner Entfernung von demselben, wie die Kometen im Aphelium vom Himmel, aus dem Gesichtskreis der Geschichte verschwindet. Und wie im Dichterwerke nicht bloß Eotten und Natalien, sondern auch Marianen und Philinen ihre Stelle haben, so verdienen im Leben der Dichter, neben den Eili's und Frideriken von Geseheim, auch die Barbara Streicherinnen von Aalen die Forschung des Literarhistorikers, die Beachtung des Aesthetikers, die Theilnahme des Menschenfreunds.

XI.

Der Papier-Reisende.

Novelle.

Viele herzliche Grüße — mit diesen Worten stürzte der mir langeher befreundete Papier-Reisende und Autographensammler K., den ich seit Jahren nicht gesehen hatte, in mein Zimmer — viele herzliche Grüße von Professor F. in B., und auch ich grüße Sie tausendmal.

Beides freut mich, erwiderte ich, Sie wiederzusehen, und von einem so werthen Freunde etwas zu vernehmen. Er befindet sich doch wohl mit Frau und Kind?

Ganz wohl, bester Doctor, ganz wohl; doch wäre er vielleicht noch wohler, wenn er weniger fleißig wäre.

Leicht möglich, versetzte ich.

War aber sehr liebenswürdig, sage ich Ihnen, fuhr der Reisende fort, überaus liebenswürdig; die Frau Professorin desgleichen. Es war schon Dämmerung, wie ich kam; Sie können sich denken, ich hatte vorher

viele Gänge zu machen; nun mußte ich zum Nachtessen bleiben, sie ließen mich nicht fort. Ich mußte von der Heimath erzählen, von alten Bekannten; auch von Ihnen war viel die Rede, da ich sagte, daß ich Sie auf dem Rückwege sehen würde: und so flogen die Stunden —

Wie Sie, fiel ich ein, wenn Sie auf Ihren Geschäftsreisen sind, um die Straßenecken der Städte fliegen.

Und ein Abenteuer hatten wir, fuhr er fort, das ich mein Leben lang nicht vergessen werde.

Wie? ein Abenteuer über Tisch? fragte ich.

Von der seltsamsten Art, erwiederte er. Stellen Sie sich vor, lieber Doctor, es war gewiß schon halb zehn, als es am Hause schellte, und bald darauf die Magd ins Zimmer tritt, es sei ein Fremder draußen, der den Herrn Professor zu sprechen wünsche. Unser lieber Professor — ich sah's ihm an — war verdrießlich über die späte Störung, und würde den Mann wohl auf morgen beschieden haben; ich aber, gesteh' ich Ihnen, war doch neugierig, was es sein möchte, und da auch die Magd berichtete, der Herr habe ihr aufgegeben, er werde nur einen Augenblick zur Last fallen, so wurde ihm der Eintritt gestattet.

Nun, und wer war's?

Sa, wer? — Ich habe wohl nicht die Ehre, sagte er, indem er eintrat und eine Verbeugung machte, ohne den langen Mantel, der seine hagere, etwas gebeugte

Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen einhüllte, auseinanderzuschlagen, — ich habe wohl nicht die Ehre, von Ihnen, Herr Professor, gekannt zu sein?

Ich weiß mich nicht zu besinnen, antwortete dieser; und doch meine ich, Sie schon irgendwo gesehen zu haben.

Gesehen haben Sie mich gewiß, und nicht bloß Einmal, entgegnete der Fremde, aber niemals nähere Bekanntschaft mit mir machen, niemals meine Dienste in Anspruch nehmen mögen. Das eben ist es, was mich schmerzt, und weshalb ich längst vorhatte, Ihnen aufzuwarten, um das Mißverständniß aufzuklären, das hier nothwendig obwalten muß: denn sonst würden Sie gewiß schon längst, wie so manche andere Schriftsteller, die es nicht zu bereuen hatten, mit mir in Verbindung getreten sein.

So sind Sie wohl ein Verleger, mein Herr? fragte hier der Professor; und in der That, fügte der Erzähler bei, ich war so eben auf den gleichen Gedanken gefallen.

Sie entschuldigen, erwiederte der Fremde, ein Verleger bin ich nicht; auch hat mich der Schriftsteller lange vorher nöthig, ehe er sich an den Verleger wenden kann.

Richtig, ein Papierfabrikant! habe er dazwischen geworfen, erzählte mein Reisender, und, lieber Doctor, fügte er hinzu, würden Sie an meiner Stelle nicht ebenso gerathen haben?

An Ihrer Stelle ohne Zweifel, antwortete ich; und Sie hatten es nicht getroffen?

Wo denken Sie hin, getroffen? rief jener aus. Der Mensch lächelte nur auf meine Rede, ohne mir eine Antwort zu geben, zog ein Portefeuille aus der Brusttasche, öffnete es, und legte aus demselben eine Reihe von unterzeichneten Blättern auf den Tisch. Ah, also ein Autographensammler! rief ich und rieb mir die Hände, das macht sich charmant, da sind wir ja Kollegen.

Ich muß bedauern, entgegnete er, die Collegenschaft ablehnen zu müssen; belieben der Herr Professor diese Zeugnisse eines Blicks zu würdigen, sie sind von namhaften Schriftstellern, und ich habe mich ihres Inhalts nicht zu schämen.

Der Professor nahm etliche davon auf und durchlief sie; auch ich, erzählte der Reisende, blickte seitwärts hinein, und in der That, es waren höchst schätzbare Autographen — Testimonien, wollt' ich sagen, eigenhändig von Kant, Lessing, Goethe, Schiller, Hegel, kurz sag' ich Ihnen, von fast allen Größen unserer Literatur dem Unbekannten ausgestellt.

Ihm selbst? fragte ich, von Kant? von Lessing? Aber lieber K., da hätte ja der Mensch, wenn er Lessing nicht schon als Kind Dienste geleistet haben soll, nahe an hundert Jahren sein müssen.

Alt und gebrechlich genug, berichtete der Erzähler,

sah er auch aus, die Gestalt in der Mitte wie geknickt, ob man wohl, wegen des faltigen Mantels, nur ungefähre Umrisse wahrnehmen konnte. Und gerade von Lessing, weil Sie den nennen, lautete das Zeugniß ganz besonders vortheilhaft. — Haben Sie Lessing noch gekannt? fragte ihn der Professor, dem das gleiche Bedenken, wie Ihnen, bester Doctor, aufgestoßen sein mochte.

Ob ich ihn gekannt habe? erwiderte der Fremde, und es schien sich seiner eine ordentliche Rührung zu bemächtigen, ob ich ihn gekannt habe, unsern herrlichen, einzigen, unvergeßlichen Lessing? Man sagt, Kleist sei sein Busenfreund gewesen, Mendelssohn sein Vertrauter: aber ich — denken Sie von mir wie Sie wollen, wahr ist es doch — ich war sein anderes Selbst. Bei seiner Schriftstellerei war ich ihm unentbehrlich. Seine Abhandlungen voll Geist und Scharfsinn, seine Streitschriften mit ihren schlagenden Deductionen, seine Gespräche und Dramen voll lebendiger Dialektik, keines von allen hätte er ohne mich zu Stande bringen können.

So waren Sie wohl, warf der Professor mit einem feinen Lächeln ein, in jungen Jahren sein Kamulus, sein Amanuensis, dem er dictirte, der wohl auch Excerpte u. dergl. für ihn machte?

Sein Liebling war ich! rief der Fremde mit Selbstgefühl aus; o du Zeit Lessing's, goldne Zeit der deutschen

Literatur und meine, wo bist du hin? Welchem eiser-
nen Zeitalter blieb ich aufgespart!

Wie? mein Herr, fiel hier der Professor ein, lassen Sie
die Zeit nach Lessing's Ableben, die große Weimarische
Literaturperiode, nicht mehr als goldenes Zeitalter gelten?

Doch, erwiderte jener, die Zeit war immer noch
gut genug; ich habe mich über Goethe, habe mich über
Schiller, auch über die Philosophen und Gelehrten jener
Tage, obwohl kein Lessing mehr unter ihnen war, nicht
zu beklagen; worüber ich mich beklage, sind nur die
heutigen, und die Hintansetzung, die ich von so Man-
chem unter ihnen zu erfahren habe.

Aber ich sehe doch, bemerkte der Professor, unter
Ihren Zeugnissen auch solche aus der neuesten Zeit;
da ist z. B. Gervinus, der von Ihren Diensten mit
vieler Wärme spricht.

Sa, Gervinus, rief der Fremde, das ist noch ein
Mann, mit dem sich Geschäfte machen lassen; über-
haupt Heidelberg ist für mich kein ungünstiger Ort;
aber gehen Sie gleich den Neckar weiter hinauf, ins
Württembergische, nach ***, da hat es mir, ich weiß
nicht warum, nie gelingen wollen, recht anzukommen.
Man sieht es aber ihren Büchern auch an.

Wie so, mein Herr, gestand der Erzähler, sei er
hier aufgefahren, wie so sieht man den Büchern der
***er Gelehrten etwas an? und was sieht man ihnen
an? Sie müssen wissen, mein Herr Unbekannter, daß

Sie in dem gegenwärtigen Herrn Professor X. auch ein Mitglied der sogenannten ***er Schule, und keines der geringsten, vor sich haben.

Ruhig, lieber R., beschwichtigte dieser, und Sie, mein Herr, fahren immer fort, und sagen uns gütigst einmal, worin denn Ihre literarischen Dienste eigentlich bestehen, und inwiefern man es einem Buche ansehen soll, wenn der Verfasser bei dessen Ausarbeitung diese Dienste verschmäht hat?

Meine Dienste, gab der Fremde zur Antwort, beziehen sich auf den Styl.

Auf den Styl! erzählte der Reisende, habe er nicht ohne Verwunderung hier ausgerufen.

Nun, also Ihre stylistische Unentbehrlichkeit? drängte der Professor.

Sie halten doch, fragte ihn mit sonderbarem Absprung der Andere, Sie halten doch auch etwas auf Taille?

Eigentlich, versetzte lächelnd der Professor, wäre das eine Frage an meinen ästhetischen Freund in Zürich; doch kann ich in seinem Namen immerhin mit Ja antworten.

Und Taille, fuhr der Unbekannte fort, hat doch nicht nur ein Mensch, sondern auch ein Satz, nicht bloß der Körper-, sondern auch der Periodenbau?

Meinetwegen soll er sie haben, räumte der Andere ein.

Er kann sie aber nicht haben, entgegnete lebhaft der Fremde, ohne mich. Sehen Sie, das ist es eben.

Ein Schriftsteller meint, auch ohne mich auskommen zu können. Gut, es geht schon, warum nicht? Kopf und Fuß, Anfang und Ende haben seine Perioden wohl, auch Falten im Kleid, oft nur zu viele: aber keine Taille. Das wußte Niemand besser, als eben Lessing: darum sind auch seine Sätze so schlank und wohlge wachsen, weil er kaum Einen schrieb ohne mich. Dagegen kenne ich in * * * einen Gelehrten, einen herrlichen Mann, den nächsten Geistesverwandten des Antigöze, der schreibt ganze Bücher, ohne sich nur Einmal nach mir umzusehen; treffliche Bücher, unvergängliche, aber dem Styl fehlt die Taille. Und er hat einen Schwiegersohn, der in jeder Trefflichkeit mit ihm wetteifert, nur leider auch in dem Wahne, mich nicht nöthig zu haben.

Und der Mann? erzählte der Reisende, habe er hier gerufen.

Und der Schwiegersohn? habe gleichzeitig der Professor gefragt.

Der Schwiegersohn sind Sie! rief ihm der Fremde zu.

Und Sie, seltsamer *maitre tailleur*? fragte der Andere, werden wir endlich erfahren, wer Sie sind?

Ich? erwiderte er, — ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden? Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand! Ich bin — nicht der Sonnenwirth, aber das Semikolon.

XII.

Die Göttin im Gefängniß.

1.

Wo sind die Venusstatuen hingelommen, die früher hier im Saale standen? fragte ich, nach Jahren wieder in München angelangt, den Aufseher in der Glyptothek.

Die werden abgeformt, war seine kurze Antwort.

Da wird ja aber so eben die Leukothea mit dem Bacchuskind auf dem Arm drinnen an Ort und Stelle abgeformt; warum sind denn die anderen weggebracht worden?

Es gäbe zu viel Staub, erwiderte der Mann.

Und sollen denn die Postamente gleichfalls abgegossen werden, die mit den Bildern verschwunden sind?

Der Aufseher zuckte die Achseln und wandte dem zudringlichen Frager den Rücken.

In der That war es mir auch nicht Ernst mit meinen Fragen. Ich wollte nur die offizielle Parole

ausdrücklich hören; ich wußte längst, daß die Statuen auf Befehl des hohen Eigenthümers weggebracht waren, um nie wieder vor den Augen des Publikums zu erscheinen.

Ueber die Beweggründe dieses allerhöchsten Befehls hatte ich in der Stadt nur unbestimmte Muthmaßungen vernommen. Da er aus Algier ergangen, meinte ein witziger Kopf, so habe wohl aus der Korsarenluft den greisen Herrscher eine Lust zu Frauenraub angeweht. Die Anwendung des Spruches von jungen *et. et.*, die ein Anderer versuchte, fand den Widerspruch, daß ja bei dem betreffenden Machthaber von jeher Beides Hand in Hand gegangen.

Ein sittliches Motiv ist es aber doch offenbar, sagte ein Dritter, was hier zum Grunde liegt: der königliche Greis hat es als verderblich erkannt, daß nackte Frauengestalten dem öffentlichen Anblick bloßgestellt werden.

Das konnte man allenfalls denken, warf ich ein, so lange mit den drei Venusstatuen auch das obscöne Fragment verschwunden war, das im Katalog als „Bruchstück einer nicht erklärten Gruppe“ figurirt: seit dieses wieder an der alten Stelle steht, wie kann man da noch glauben, daß Rücksichten auf Sittlichkeit oder auch nur auf Anstand bei der Entfernung jener Statuen maßgebend gewesen?

Wer weiß? erwiderte Jener; das arg verstümmelte Bruchstück ist nicht Jedem sogleich verständlich, kann

also nur wenig schaden; eine nackte Venus versteht Jeder und sie wirkt auf Jeden.

Gewiß wirkt sie auf Jeden, räumte ich ein; aber schädlich? aber verführerisch?

Nun, erbaulich doch sicher nicht, versetzte der Andere.

Wie man's nimmt, entgegnete ich. Den Griechen muß der Anblick der nackten Göttin erbaut haben, da er sie in seinen Tempeln aufstellte.

Wir sind keine Griechen, sondern Deutsche und Christen, war die trockene Antwort; und auch auf Griechen hat, wie wir aus ihren eigenen Schriftstellern wissen, gerade die knidische Venus, deren Nachbild aus der Glyptothek weggeschafft worden, mitunter sinnenaufregend gewirkt.

Als ob sich nie ein christliches Frauenzimmer in einen nackten Sebastian verliebt hätte! Das sind leidige Ausnahmefälle, aus denen gegen die unschuldige Veranlassung so wenig eine Folgerung zu ziehen ist, als aus den Beinbrüchen, die dabei vorkommen, gegen das Turnen.

Das Turnen ist eine heilsame Leibesübung, meinte der Andere; wozu aber die Ausstellung von nackten Venusbildern gut sein soll, vermag ich nicht einzusehen.

Der leipzigerstorbene König von Würtemberg, erzählte ich, ließ vor Jahren um den Teich in seinem Schloßgarten, der als öffentlicher Spaziergang dient, allerlei Nachbildungen antiker Bildwerke aufstellen, unter denen

aber die verschiedenen Venusstatuen die überwiegende Mehrheit bildeten. Daran nahmen nicht bloß die zahlreichen Frommen seiner Residenz, sondern auch andere ernstgesinnte Leute Anstoß. Sie deuteten sich nämlich diese Aufstellung aus der bekannten Liebhaberei des Königs, dessen Lustschlösser man mit Gemälden nackter Weiber angefüllt wußte, bei denen Alles nur auf den sinnlichen Reiz berechnet war. Es soll ein pietistischer Prälat gewesen sein, der den König zuletzt dahin brachte, die Statuen entfernen zu lassen; aber der Mann hatte in der That nur der öffentlichen Stimmung Ausdruck gegeben.

Also! rief mein Widerpart aus.

Im Gegentheil! erwiderte ich. Wer hat denn je in München an den Venusstatuen der Glyptothek Anstoß genommen? Und wer konnte daran Anstoß nehmen? Standen sie denn auf profanem Markte oder auf einem öffentlichen Spaziergang aus, und nicht vielmehr in dem heiligen Verschluß eines Tempels der Kunst?

Der aber Jedermann ohne Schwierigkeit offen stand, versehte der Andere.

Wohl! entgegnete ich. Aber wer da eintritt, der kann sich vor Allem der Einwirkung des Ortes, des edlen Baues, durch dessen Gründung sich König Ludwig bleibenden Dank verdient hat, nicht entziehen. Selbst der Ungebildete empfindet, daß er hier in eine

von der unsern ganz verschiedene Welt, in ein Reich der Formen und der Schatten tritt, das mit dem alltäglichen Leben, seinen Bedürfnissen und Begierden nichts gemein hat. Ein Schauer der Andacht durchdringt ihn, zwar von anderer Art, als wenn er in eine Kirche tritt, aber nicht minder läuternd und veredelnd, und um so läuternder, je mehr Verständniß damit verbunden ist.

Das ist es eben, warf der Andere ein, daß unter Hunderten, die in jene Räume treten, kaum Einer das rechte Verständniß hat. Dem Gelehrten, dem durchgebildeten reifen Manne mag ein solcher Anblick nichts schaden; aber dem Ungebildeten, dem unreifen Jüngling, der aufblühenden Jungfrau vergiftet er die Phantasie.

Hat sich was in unsern Tagen und in unsern Residenzen mit Vergiftung der Phantasie! Wo einer nur in's Ballet zu gehen braucht, um in der Bewegung des Lebens, mit dem Reiz einer, wenn auch guten Theils erlogenen Farbe, im Wechsel coquetter Bedeckung und zudringlicher Entblößung alles dasjenige zu sehen, was die ruhende, farblose, in sich versunkene Statue so wenig preisgiebt als verhüllt.

Darum lasse ich meine Leute in keines von beiden gehen: in's Ballet nicht, und in die Glyptothek nicht.

Und ich, wenn ich hier wohnte, ließe die meinigen in beide gehen, und hoffte dadurch den gleichen Zweck zu erreichen.

Mein Zweck ist, sie vor doppeltem Verderben zu bewahren, indem ich sie von beiden Anschauungen zurückhalte, sagte er.

Und der meinige, versetzte ich, wäre, sie durch die eine gegen den verderblichen Einfluß der andern zu schützen. Wer erst einmal Aug und Sinn durch die Anschauung der griechischen Formenwelt geläutert hat, dem kann ein Anblick, wie der unserer Ballette, nichts mehr anhaben, ja, er wird bald Ekel und Abscheu davor empfinden. Dort Alles Schönheit, Adel, Einfachheit: hier Alles raffinirt, Alles nicht bloß auf Reiz, sondern auf Reizung berechnet, selbst auf Kosten der Schönheit, von der in den beliebten Weinspreizungen unserer Tänzerinnen das grelle Gegentheil vorhanden ist.

Aber jene „nicht erklärte Gruppe?“ fragte er. Und so viel Aehnliches, ja Uergeres, das uns die Abbildungen aus dem bourbonischen Museum in Neapel zeigen?

Auch die griechische, wie jede Kunst, entgegnete ich, hatte ihre Ausartung, und diese ging, dem Charakter des Griechenthums gemäß, nach der sinnlichen Seite hin, wie bei der christlichen Kunst umgekehrt nach der spiritualistischen: den Obscönitäten der einen entsprechen die Marterbilder und Marterscenen der andern. Beide Richtungen gehören in besondere Sammlungen für Kenner; aber die praxitelische Venus ist so wenig obscön, als die raffaellische Madonna ein Marterbild ist.

Aber sie reizt doch, meinte der Andere, und so ist es besser, unsere Jugend sieht sie nicht.

Sie reizt, ja, erwiderte ich, aber wozu und wie? Der Anblick eines Ballets, wie sie jetzt sind, kann in manchem Zuschauer den Trieb nach sinnlichem Genuß entzünden, weil es eben nur den stoffartigen Reiz und keinerlei Befriedigung in sich trägt. Der Anblick einer Statue hingegen, wie die, von der wir reden, gibt mit dem Reiz zugleich die Befriedigung; sie hält den Sinn im Kreise der schönen Form fest und lehrt ihn, außer dieser Anschauung nichts weiter zu begehren. Von der Tragödie hat bekanntlich ein griechischer Philosoph gesagt, daß sie durch Furcht und Mitleid unsere Leidenschaften reinige: dasselbe leistet die bildende Kunst der Griechen durch die Darstellung des wahrhaft Schönen für unsere Sinnlichkeit. Und eines der edelsten Mittel zu solcher Reinigung ist uns durch die Entfernung der praxitelischen Venus aus der Glyptothek entzogen.

Ueberzeugt war mein Mann nicht, aber nachdenklich war er geworden; und so schieden wir.

2.

Mir aber kam die verödete Stelle in der Glyptothek, wo einst im weiten, reichgeschmückten Saale, am klaren Tageslicht, unter Göttern und Heroen, heiter und huldreich die Göttin gestanden, kam das enge,

dunkle Berließ, wo sie jetzt einsam und traurig stehen mochte, nicht aus dem Sinne. Sie erschien mir als eine Gefangene, die, da Erlösung vorerst unmöglich war, wenigstens zu besuchen, Menschen-, ja Christenpflicht sei. „Ich bin im Gefängniß gewesen, und ihr seid zu mir gekommen“ — man wird es lästerlich finden, aber dieser Spruch ging mir unaufhörlich im Kopfe herum. Und wenn ich der glücklichen Stunden gedachte, die ich in längst verschwundenen Zeiten vor dem Bilde der Göttin zugebracht, des milden Trostes, der sanften Erhebung, die sie dem Anschauenden gespendet hatte, so erschien es mir als Sache der Dankbarkeit, derjenigen, die mir in ihren guten Tagen wohlgethan, jetzt am bösen Tage zu beweisen, daß ich das nicht vergessen habe. Der Göttin in ihrem Kerker, koste es, was es wolle, einen Besuch zu machen, ward mein Entschluß: ich gelobte mir, die Stadt nicht zu verlassen, ehe ich denselben ausgeführt.

Aber wie das anfangen? Wußte ich doch nicht einmal, wo man sie hingebracht hatte. Daß beim Transport eine der drei Statuen unter rohen Steinmessenhänden zu Schaden gekommen sei, diese Nachricht hatte mich nicht wenig erschreckt, bis ich zu meiner Beruhigung erfuhr, daß es eine der beiden kleinere, minder bedeutenden, nicht die rechte und wahre Hauptvenus gewesen. Aber wohin waren sie transportirt worden? Die Leute an der Glyptothek zu fragen, führte zu nichts,

da sie offenbar zu ausweichenden Antworten abgerichtet waren. In der Stadt fand ich eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegen eine Sache, die mir so sehr am Herzen lag; selbst gebildete und gelehrte Männer wußten nicht einmal, daß Statuen aus der Glyptothek weggebracht, viel weniger, wo sie hingebracht worden waren. Endlich leiteten verlorene Spuren nach der neuen Pinaothek. Bald erfuhr ich auch den Ort: im unteren Stockwerk, auf der nordwestlichen Ecke; aber meine Versuche, da Zutritt zu erhalten, waren vergeblich. Der gemessene Befehl des königlichen Eigenthümers hielt Vorsteher wie Aufsichtspersonal gebunden. Selbst die deutlich eröffnete Aussicht auf gute Erkenntlichkeit vermochte nichts über die pflichttreue Dienerschaft. Ich blieb auf mich selber angewiesen.

Ich hatte mir die Fenster gemerkt, die Höhe ermaßen: jetzt ließ ich einen Dienstmann zu mir kommen, den ich an der Ecke meines Gasthauses oft stehen gesehen, und dessen anstellige Art mir gefallen hatte.

Wollt Ihr mir etwas ausführen helfen? fragte ich ihn.

Warum nicht? war seine Antwort.

Diese Nacht?

Wann der Herr befehlen.

Wir werden aber allerlei brauchen.

Gut, das schaff' ich.

Zum Exempel eine Leiter.

Also einsteigen?

Beruhigt Euch, nicht als Diebe, es gilt nur einen Besuch.

Aha! schmunzelte er, und warf dabei einen böshaften Blick nach meinen grauen Schläfen — bei einem Frauenzimmer!

Daß aber von Stein ist, berichtigte ich.

O, meinte er, da wüßte ich welche, die nicht von Stein sind, und zu denen man ohne Leiter kommen kann.

Ich sah wohl, den Mann von seiner falschen Fährte abzubringen, mußte ich unverblümt reden, ihm mein ganzes Vorhaben, so wenig es ihm auch verständlich sein konnte, expliciren. Er wendete die Schildwache ein. Ich hatte die Stunden beobachtet, wo sie die Runde machte, und die, wo nichts von ihr zu fürchten war. Die geschlossenen Fenster. Ich hatte mir ein künstliches Werkzeug zu verschaffen gewußt, sie von außen zu öffnen. Für Beleuchtung war, hoffentlich nicht zu reichlich und verrätherisch, durch den nächstens vollen Mond gesorgt. Also eine halbe Stunde nach Mitternacht, er mit der Leiter, ich mit meinem Werkzeuge am bewußten Ort: so war die Abrede.

Der Mann ließ nicht auf sich warten. Von einer Schildwache war auf dieser Seite des Gebäudes keine Spur. Kein Mensch weit und breit auf dem öden

Plage. Der Mond war am Himmel, aber durch dichtes Gewölk versteckt. Der Dienstmann legte die Leiter an und hielt sie, während ich hinauffstieg. Fest stand ich oben vor dem verschlossenen Fenster und blickte bei dem grauen Dämmerseine in das Gemach. Ein enges, dumpfes Verließ, wie meine erregte Phantasie es mir vorgebildet hatte, war es nicht. Im Gegentheil ein hohes, lustiges Zimmer mit drei großen Fenstern, gegen Abend eines und zwei gegen Mitternacht. Aber kahl und unwirhlich; keine Gardine vor den Fenstern, kein Ruhefiß an den Wänden. Da stand, so viel ich wahrnehmen konnte, die Göttin inmitten ihrer zwei kleineren Ebenbilder, unter allerlei Gerümpelwerk, das an den Wänden und in den Ecken wüß durcheinander lag. Aber ihre Züge konnte ich nicht deutlich unterscheiden, und versuchte daher mein Werkzeug an dem Fenster. Lange wollte es nicht gehen, aber endlich ging's. Ich stand im Zimmer vor der Göttin, wie einst vor Jahren; aber in wie ganz anderer Situation! Es war mir wie ein Traum, wie ein Gesicht; ich weiß nicht, sprach ich laut, oder dachte ich die Worte bloß; aber die Göttin, die sich nur zuweilen, als wartete sie auf Jemand, umzublicken schien, antwortete mir, und so entspann sich zwischen uns ein Gespräch, dessen ich mich im Einzelnen nicht mehr entsinne, das mir aber die reinste, wenn auch schmerzliche Bönne gewährte.

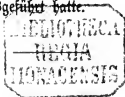
Auf einmal erhellte sich das Dunkel; der Mond

war aus den Welfen getreten und schien durch das westliche Fenster in das Gemach. Jetzt erst sah ich die Göttin klar: sie stand hehr und lächelnd wie in vorigen Tagen; der Kerker hatte der Stirn keine Falte, dem Munde keinen Leidenszug gebracht; in reinem, ungebrochenem Schwunge flossen die Linien des ambrosischen Leibes von der sanftgewölbten Schulter bis zu der leichtgehobenen Schle hinab. Und je heller und kräftiger das sich entwölkende Mondlicht in das Zimmer fiel, desto heiterer schien die Göttin zu lächeln, desto inniger die schönen Augen dem willkommenen Schimmer entgegenzuwenden. Und nun mag man mich einen Träumer schelten: aber ich sah durch das geöffnete Fenster einen leichten Nebel eindringen, und wie der Mondstrahl in den Nebel fiel, zog sich dieser zu einer Gestalt zusammen, schimmernd zwischen Marmor- und Silberweiße, immer feiner, immer schöner sich ausgestaltend — ja, ich konnte nicht länger zweifeln, es war Luna mit der leuchtenden Stirn, es war die hochgeschürzte Diana, welche die gefangene Schwester zu besuchen kam.

Wie sich die göttlichen Schwestern begrüßten, was sie zusammen sprachen, das hier zu wiederholen, würde ich für Frevel halten; nur so viel sei erwähnt, daß Luna der Schwester nach so und so viel Umläufen (die Zahl flüsterte sie so leise, daß ich sie nicht verstehen konnte) Befreiung aus dem Kerker und Wiederherstel-

lung in ihre vorigen Ehren vorausverkündigte. Ueberhaupt waren beide Göttinnen getrosteten Muthes; die Nacht der Barbarei, die ihnen Schmach und Verstoßung gebracht, sahen sie als nahezu abgelaufen an, und athmeten gehobenen Busens die Morgenluft einer neuen, besseren Zeit, wo der Mensch wieder wagen würde, Mensch zu sein, und im Einklange mit einer tieferen Erkenntniß der Natur und seiner selbst sich der Herrlichkeit der Welt, der Hoheit und Schönheit seines eigenen Wesens zu freuen.

Die Schwester nahm Abschied und hüllte sich wieder in den schwarzen Wolfenschleier; ich aber benutzte die eingebrochene Dunkelheit, um nach kurzem Lebenswohl unentdeckt aus dem Fenster, von der Leiter und vom Plaze zu kommen — stillbeseelt und noch bis auf diese Stunde beglückt, daß ich meinem Herzen genügt und den Besuch bei der gefangenen Göttin trotz so mächtiger Hindernisse ausgeführt hatte.



Verbesserung.

Seite 33 Zeile 2 ist statt: Arten, zu setzen: Formen.



